



zur debatte

6/2011

Themen der Katholischen Akademie in Bayern



9

Prof. Dr. Christian Haass befasst sich mit der Grundlagenforschung zu Alzheimer



21

Rationalität und Christentum bringt Prof. Dr. Wolfgang Beinert zusammen



24

Prof. Dr. Rotraud Wielandt stellt das Verhältnis von Glaube und Rationalität im Islam dar



32

Frauke Ihnen zur Erstaufführung ihres Dokumentarfilms „Für die Dauer einer Reise“



39

Michael Stabenow wirft einen Blick auf ein Belgien in der Zerreißprobe



44

Wilhelm Christoph Warning führt in die Ausstellung „How to paint!“ der Meisterschüler Jerry Zeniuk ein

Mittagsgespräch mit Gianfranco Kardinal Ravasi



Bild Nummer VIII des Lepanto-Zyklus: Kardinal Ravasi ist ein Bewunderer von Cy Twombly.

Foto: Bayerische Staatsgemäldesammlungen, Haydar Koyupinar

Gianfranco Kardinal Ravasi, der Präsident des Päpstlichen Kulturrates, zu Besuch in der Katholischen Akademie. Beim „Mittagstreff“ am Donnerstag, 7. Juli 2011, sprach der Kardinal vor rund 200 Gästen, diskutierte mit Akademiedirektor Dr. Florian Schuller und beantwortete auch Fragen aus dem Zuhörerkreis. Der Besucher aus Rom, der als „Kulturminister“ des Va-

tikans bezeichnet werden kann, absolvierte ein dichtes Programm. Neben ausführlichen Gesprächen mit den Medien, standen noch ein Treffen mit Künstlern und ein Besuch im Brandhorst-Museum auf dem eintägigen Besuchsprogramm. „zur debatte“ dokumentiert das Gespräch mit dem Kardinal beim Mittagstreff und zeigt Bilder des Arbeitsbesuchs.

Kirche und Kunst im Dialog

Frage: Sie wurden 1942 in der Erzdiözese Mailand geboren, in Merate. Sind Sie nun ein typischer Norditaliener, und wenn ja, was zeichnet einen Norditaliener aus?

Kardinal Ravasi: Das ist eine schwierige Frage, aber ich glaube, dass man sie hier in München gut verstehen kann. Denn zwischen den Lombarden – und meine Heimat ist ja die Lombardei – sowie der Schweiz und Deutschland besteht mehr als eine Arbeitsverbindung, es besteht eine Art kulturelle Übereinstimmung. Ich möchte vor allem zwei ganz besonders typische Eigenschaften anführen: Die erste geht leider bereits ein wenig verloren. Mailand ist dabei, seine Dimension als internationale Stadt, als Stadt des Dialogs zu verlieren. Es gab zum Beispiel Verlage, die die besten amerikanischen Schriftsteller einluden, und das zu einer Zeit, als die amerikanische Literatur in Europa noch nicht sonderlich bekannt war. Oder denken wir an Einrichtungen wie die Scala, mit allem, was sie auf internationaler musikalischer Ebene darstellte. Daher finde ich es bedauerlich, dass Mailand sich inzwischen so verschlossen hat. Typisch dafür ist das Phänomen der sogenannten „Lega“ – ein lokales, begrenztes Phänomen, das gleichwohl dazu führt, dass man sich abschottet und Argwohn hegt gegenüber jeder Form des Dialogs mit Menschen, die von außen kommen.

Die zweite Eigenschaft besteht darin, dass Mailand eine sehr aktive Stadt ist, eine Stadt, die traditionell von der Industrie geprägt ist wie der gesamte



Gianfranco Kardinal Ravasi, Präsident des Päpstlichen Kulturrates, Rom

Norden Italiens und die daher wirtschaftlich gesehen in regem Kontakt mit dem restlichen Europa stand.

Frage: Sie sind in Mailand in diesem internationalen, intellektuellen Ambiente aufgewachsen, sind 1966 zum Priester geweiht worden und haben anschließend ein Spezialstudium in Bibelwissenschaften aufgenommen, waren danach Dozent

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser!

Heute will ich ein großes Loblied anstimmen, und zwar auf den Bayerischen Rundfunk. Nicht nur zu Zeiten von Gebührenerhöhungen wird ja häufig geklagt, dass sich auch die Öffentlich-Rechtlichen Sender immer mehr an den Zuhörer- und Zuschauerquoten orientieren, dass Werbung überhand nehme, und der Unterschied zu den Privaten kaum mehr zu erkennen sei.

Diesen Negativeindrücken sei ein hehres Gegenbeispiel vor Augen gestellt: der Bildungskanal BR-alpha, den sich der BR im wahren Wortsinne „leistet“. Denn ursprünglich sollten dabei ja alle ARD-Anstalten mitmachen, aber nur der BR ist ihm treu geblieben. Ganz bewusst wird auf Quotenranking verzichtet, und Qualität steht ganz oben.

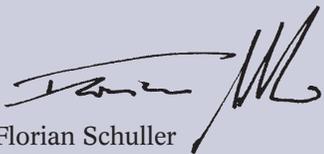
Zugegebenermaßen bietet den Anlass für diese meine Eloge (aber beileibe nicht den einzigen Grund) die seit einigen Monaten nochmals vertiefte Zusammenarbeit zwischen unserer Akademie und dem Bildungskanal. Schon seit mehr als zehn Jahren hatte man ja am Mittwochnachmittag auf dem Sendeplatz „alpha-Campus“ unsere Veranstaltungen nachverfolgen können. Jetzt ist diese Fernsehpräsenz der Akademie vertieft worden. Denn jeden zweiten Sonntag werden nun zu bester Sendezeit von 19.15 bis 20.00 Uhr auf dem Sendeplatz „alpha-lógos“ exklusiv Themen der Katholischen Akademie Bayern in hervorragender journalistischer Qualität gesendet.

Für diese wunderbare Möglichkeit, einen großen Interessentenkreis mit unseren Themen konfrontieren zu können, sind wir sehr dankbar – zunächst Werner Reuß, dem Leiter von BR-alpha, der das Akademie-Projekt mit großem Engagement nach vorne gebracht hat, dann Dr. Martin Posselt, der es inhaltlich verantwortet, und allen Autoren mit ihrem jeweiligen technischen Team, über deren Präsenz wir uns immer sehr freuen.

Darüber hinaus gibt es sogar einen zweiten Sendeplatz in BR-alpha, auf dem wir gelegentlich zu sehen sind: die „Denkzeit“ am Samstag ab 22.30 Uhr. Jüngst erst wurde dort der Festakt der Verleihung des Ökumenischen Preises in voller Länge übertragen.

Mit diesen positiven Nachrichten grüße ich Sie hinein in den dunklen November und wünsche Ihnen gute Sendeerfahrungen mit BR-alpha!

Ihr



Dr. Florian Schuller

N.B. Unser Programmservice: in jeder Ausgabe der „debatte“ weisen wir auf die Themen der kommenden Sonntage in BR-alpha hin. Also gönnen Sie sich diese Dreiviertelstunde. Sie lohnt sich. Versprochen!

im erzbischöflichen Priesterseminar von Mailand, an der „Facoltà Teologica dell'Italia Settentrionale“, gaben regelmäßige Bibelkurse, haben viele bibeltheologische Bücher verfasst, dazu noch einen dreibändigen Psalmenkommentar. Warum haben Sie nach Ihrer Priesterweihe Exegese als Schwerpunkt gewählt?

Kardinal Ravasi: Mein vorrangiges Interesse galt der Literatur, seit ich ein Bub war. So begann ich schon in der 5. Klasse Grundschule, nachdem ich ein Grammatikbuch entdeckt hatte, Griechisch zu lernen. Als ich dann ins Gymnasium kam, konnte ich es bereits recht ordentlich. Und ich hegte weiterhin den Wunsch, einmal griechische Literatur unterrichten zu können. Eine meiner größten Leidenschaften war es nämlich, die griechischen Klassiker im Original zu lesen. Ich glaube, dass ich immer noch in der Lage bin, sie recht gut – ohne auf Wörterbücher zurückgreifen zu müssen – lesen zu können. Man dachte wohl, das sei ein Bereich, der nicht unmittelbar mit Theologie zu tun habe, und so schickte man mich nach Rom, um zuerst Theologie und dann biblische Exegese zu studieren. Dazu kam noch eine Vertiefung in Hebräisch, eine Sprache, die vom lexikalischen Gesichtspunkt aus im Vergleich zum Griechischen sehr bescheiden daher kommt. Althebräisch hat einen Wortschatz von nur 5750 Wörtern. Zum Vergleich das Italienische: es hat derzeit einen Umfang von 150.000 Wörtern. Wie man sieht, ist Hebräisch eine nüchterne, fast trockene Sprache, wie es auch die Felsen und Steine der Wüste sein können, oder wie es die Sprache von Hirten einer Nomadenkultur ist.

Ich habe mein Griechisch allerdings nie vergessen, denn zum Glück ist in ihm das Neue Testament geschrieben, auch wenn man sagen muss, dass es nicht das elegante Griechisch von Plato oder des Dichters Pindar ist; sondern ein wesentlich einfacheres.

So kommt wohl meine Berufung – ich meine nicht jene zum Geistlichen, sondern zum Wissenschaftler – aus der Beschäftigung mit der Literatur. Ich hatte die wunderbare Gelegenheit, was mein Heimatland Italien anbelangt, fast alle Schriftsteller der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts kennen zu lernen. Diese Leidenschaft ließ mich auch die Literatur verschiedener anderer Länder kennenlernen, und ich erinnere mich noch an die Stunden, in denen ich mit größter Mühe, aber auch mit großer Begeisterung Goethes Faust auf Deutsch gelesen habe.

Frage: Wer von den Teilnehmern Italienisch kann, dem empfehle ich zwei Bücher Kardinal Ravasis: den „Breviario Laico“ – 366 Reflexionen; für jeden Tag den Spruch eines Schriftstellers samt entsprechendem Kommentar. Und den „Nuovo Breviario Laico“ von 2008. Unfassbar, welche große Zahl von Zitaten sich dort findet: 12-mal Goethe, dann geht es von Giordano Bruno bis zu 21-mal Blaise Pascal. Wann lesen Sie denn das alles? Und wie können Sie das alles behalten?

Kardinal Ravasi: Das ist wohl vor allem eine physiologische Geschichte, eine Frage der Nervenzellen und des Gehirns. Ich hatte schon immer ein sehr gutes Gedächtnis. Ich erinnere mich an Texte, die ich vor zehn Jahren gelesen habe, und zwar visuell: Ich weiß genau, da unten rechts zum Beispiel habe ich diesen Satz gelesen. Daher kann ich problemlos Texte vorbereiten, indem ich auf Gelesenes zurückgreife. Die Freude am Lesen habe ich von meiner Mutter geerbt. Ich muss aber auch sagen, dass es Traditionen gibt, die mir

besonders wichtig sind. Sie hatten Pascal zitiert, den ich in eine geistige Kontinuität einreihen würde, die bei Plato anfängt und sich über Augustinus und Kirkegaard bis zu einem Autor hinzieht, den ich hier wegen einer seiner spritzigen Aussagen zitieren möchte. Er ist Franzose. Sie kennen ihn vielleicht; einige seiner Werke wurden auch ins Deutsche übersetzt: Julien Green. Er war zunächst Protestant und konvertierte dann mit 16 Jahren nach dem Tod seiner Mutter zum katholischen Glauben. Er vertritt ein französisches Literaturverständnis, das mir sehr am Herzen liegt. Es ist eine literarische Richtung, die als Vertreter Georges Bernanos und, wenn man so will, auch bis zu einem gewissen Grad Paul Claudel, Charles Péguy und François Mauriac umfasst.

Hier kommt dann auch ein Autor ins Spiel, der mich unter einem anderen Gesichtspunkt fasziniert, und zwar dem des Dialogs zwischen Glaubenden und Nichtglaubenden: Albert Camus. Einmal traf ich Julien Green und im Laufe des Gesprächs fragte ich ihn, was denn der Leitfaden, das Leitmotiv seiner Literatur wäre, auch weil ich fast alle seine Bücher gelesen hatte. Und er antwortete mir, dieses Leitmotiv stecke in einem Satz, den er in seinem „Journal“, seinem Tagebuch, geschrieben habe. Dieses Tagebuch besteht übrigens aus zehn Bänden. Und Julien Green zitierte: *Solange man unruhig ist, kann man ruhig bleiben.*

Von der Unruhe der Suche ist auch meine Arbeit in dem Dikasterium bestimmt, dem ich vorstehe.

Von der Unruhe der Suche ist auch meine Arbeit in dem Dikasterium bestimmt, dem ich vorstehe. Ich greife da auf Plato zurück, der in der „Apologie des Sokrates“ seinem Meister folgenden Satz in den Mund legt: *Ein Leben ohne Suche verdient es nicht, gelebt zu werden.* Ja, ich glaube, das war das Thema, das mich bei den vielen Autoren, die ich las, am meisten gepackt hat.

Frage: Man könnte zunächst den Eindruck haben, Sie seien ein sehr theoriebestimmter Wissenschaftler. Gleichzeitig erzählen Sie von vielen Freundschaften und persönlichen Begegnungen. Wie kommt für Sie beides zusammen: die wissenschaftliche Reflexion und das Wachsein für die Sorgen der Menschen?

Kardinal Ravasi: Die Frage ist äußerst komplex; sie hätte eigentlich eine eigene Tagung verdient, weil sie eine Frage der allgemeinen Methodologie anspricht. Um es einfach zu machen, möchte ich nur mit zwei, ich würde sagen, Symbolen antworten: Erstens, und da gehe ich von der Sprache aus, die ich lange Zeit unterrichtet habe, nämlich Hebräisch: Diese auf den ersten Blick karge Sprache besitzt einen inneren Reichtum, den man entdecken und herausarbeiten muss. Nehmen wir z.B. das Wort „wissen, erkennen“. Es heißt auf Hebräisch „jada“ und hat vier Bedeutungen. Beim griechischen „γινώσκειν“ wäre alles einfacher; denn es steht für ein aufklärendes Wissen und meint vor allem eine intellektuelle Aktivität des Verstandes. Wahrheit auf Griechisch, „Aletheia“, setzt sich zusammen aus einem Alpha privativum und „λανθάνω“/„verborgen bleiben“, meint also die „Enthüllung des Seins“.

Im Hebräischen gibt es erstens sicherlich auch den intellektuellen Aspekt, das Erfassen mit dem Verstand.

Aber zweitens geht es auch um ein Erkennen mit dem Gefühl, mit Zuneigung; es ist ein In-Beziehung-Treten. Drittens: das Element des Willens. Manchmal sagt man ja, es gebe außerordentlich intelligente Kinder, die aber keine Lust zum Lernen hätten. Und viertens: Auf Hebräisch bedeutet das Wort „jada“, wissen, erkennen, auch, den Sexualakt zu vollziehen, das heißt, eine durch und durch menschliche Handlung, bei der es sogar zur körperlichen Vereinigung kommt. Daher haben es wir hier mit einer viel moderneren Sichtweise als der griechischen zu tun. Das Erkennen ist eine umfassende, gesamthafte „Rundum“-Erfahrung, eine symbolhaltige Erfahrung.

Auch die Naturwissenschaft ist in ihrem Wesen symbolisch. Ich hatte einmal ein Treffen mit einem berühmten Wissenschaftler aus Cambridge. Und da war davon die Rede, dass man heute die kosmologische Theorie eines *Multi-versums* vertritt, also von mehreren *Universen* spricht. An diesem Punkt wird deutlich, dass der Naturwissenschaftler nicht mehr nur experimentell, sondern auch auf symbolische Art und Weise vorgehen muss. Er braucht dazu die Philosophie, auch die Theologie, die Psychologie und die anderen Humanwissenschaften.

Aus diesem Grund glaube ich auch, dass das moderne Wissen nicht mehr nur ein rein rationales Erfassen ist. Leider wird heute im Allgemeinen noch gelehrt, dass nur das Beweisbare wahr sei. Doch das ist ein Positivismusverständnis nach Comte aus dem 19. Jahrhundert. Bereits Wittgenstein war mit seinem Neopositivismus darüber hinaus gegangen.

Und noch ein zweites Beispiel für symbolisches Verständnis von Erkennen: Ich hatte das Glück, viele Menschen zu treffen, die viel intelligenter sind als ich, viel kreativer und die sich auch, würde ich sagen, wesentlich intensiver mit Forschung beschäftigen. Einerseits hege ich ja eine große Liebe für die Musik und hatte das Glück, mit jemanden wie Riccardo Muti gut befreundet zu sein. Ein sehr, sehr guter Freund von mir ist auch der Dirigent des Leipziger Gewandhausorchesters und der Thomaskirche, Maestro Riccardo Chailly.

Ein guter, ja brüderlicher Freund ist zum Beispiel aber auch Umberto Eco, völlig säkular, heute trotz seiner Vergangenheit sogar Atheist. Durch den direkten Kontakt mit solchen Persönlichkeiten vermag ich die Denkweisen Anderer besser zu verstehen, und wie sie Sein und Existenz ohne Bezug auf eine Transzendenz begreifen. Es ist meine „*curiositas latina*“.

Frage: Seit Sie 2007 Präsident des Päpstlichen Kulturrates wurden, haben Sie immer wieder darauf hingewiesen, dass Kirche und Kunst früher ganz nah beieinander waren, sich gegenseitig bereicherten. Was sind Ihrer Überzeugung nach die Hauptursachen, warum es zur heutigen Spaltung von Kunst und Kirche, Kunst und Glauben gekommen ist?

Kardinal Ravasi: Das ist eine sich immer neu und drängend stellende Aufgabe, die mit dem mir 2007 vom Heiligen Vater übertragenen Amt verbunden ist. Ich hoffe ja, auch noch von den anderen Arbeitsbereichen des Dikasteriums, dem ich vorstehe, erzählen zu können. Um auf Ihre Frage zu antworten, möchte ich zunächst eine allgemeine, theoretische Überlegung anstellen, dann eine praktische.

Wir wissen, und das wird oft wiederholt: Kunst und Glaube waren miteinander regelrecht verheiratet, und das über Jahrhunderte. Ich möchte hier nur einen Maler zitieren, den Sie alle kennen:



Im Museum Brandhorst ist ein Raum eigens für das zwölfteilige Meisterwerk Cy Twomblys, den Lepanto-Zyklus, ge-

baut worden. Kardinal Ravasi kannte den US-amerikanischen Künstler sehr gut.

Foto: Bayerische Staatsgemäldesammlungen, Haydar Koyupinar



Zum Gespräch mit den Künstlern, Museumsverantwortlichen und Kunstmanagern traf sich der Gast aus Rom im kleinen Kreis.



Tauschten intensiv ihre Gedanken aus: Kardinal Ravasi und Dr. Schuller.

Marc Chagall. Chagall sagte: „Jahrhunderte lang tauchten die Maler ihren Pinsel in dieses bunte Alphabet namens Bibel.“ Die Bibel war das große Buch der Maler. Geht man in ein Museum mit Kunstschätzen bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts, stellt man fest, dass ohne Bibel die ikonographischen Signale überhaupt nicht zu verstehen sind.

Was geschah dann im 20. Jahrhundert? Es kam zur Scheidung: Die Kunst hat sich getrennt und begonnen, sich in oft kaum dechiffrierbaren Sprachspielen auszudrücken. Michelangelo schuf sein jüngstes Gericht in der Sixtinischen Kapelle, und für Jahrhunderte war es die bildhafte Repräsentanz der Herrschaft Gottes über die Geschichte. Heute kann ich eine Performance mit Body Art umsetzen, mit meinem Körper. Ist die Ausstellung vorbei, verschwindet alles. Wir befinden uns im Bereich ephemerer Kunst. Ein anderes Beispiel: Man nimmt Gegenstände des täglichen Gebrauchs, geht mit ihnen kreativ um und will sie dadurch epifan werden lassen, d.h. erreichen, dass sie eine bestimmte Wahrheit zeigen.

Wie positioniere ich mich dann angesichts zeitgenössischer Künstler und Kunst? Ich beginne mit einer persönlichen Erfahrung. Sehr gut kenne ich einen großen zeitgenössischen Künstler, einen der berühmtesten und teuersten, den Amerikaner Bill Viola. Als ich ihn zum Treffen des Papstes mit den Künstlern einlud, sagte er mir: „Ich bin dabei, zu euch zurückzukehren, zur Kirche, auch wenn ich inzwischen Buddhist geworden bin.“ Eine Rückkehr also, eine Rückkehr zu den großen Symbolen. Aber er fuhr fort: „Wenn man meine Kollegen fragt, was das Grundprinzip ihrer Kreativität sei, ist die einfache Antwort, die sie geben: Ich schließe jede Botschaft aus. Ein Kunstwerk darf keine irgendwie geartete Botschaft enthalten. Und zweitens: Schönheit wird ausgeschlossen. Die ästhetische Dimension darf keine Rolle spielen.“

Man muss nichts weiter erläutern. um zu verstehen, dass wir es hier mit einer anderen Grammatik zu tun haben, mit einem anderen Kunstverständnis. Die Kirche, die sich in diesen neuen Kommunikationsstrukturen zu recht nicht mehr wiedererkannte, begann, sich in sich selbst zu verschließen und

Themen „zur debatte“

Editorial	2
Mittagstreff	
Gianfranco Kardinal Ravasi	1
„alpha-Lógos“	
Interview mit Werner Reuß	8
2. Deutsch-Französische Expertendiskussion Alzheimer	
Neue Erkenntnisse und Perspektiven	
Vom Labor zum Patienten: Ziele und Wege der Grundlagenforschung Christian Haass	9
Eine Einführung Meinhard Rust//Jean-Luc Steffan	10
Fortschritte der Diagnostik und Früherkennung Marie Sarazin	12
Entwicklungslinien der medikamentösen Therapie Frédéric Checler	14
Die Zukunft der Behandlungs- und Versorgungsstrategien Alexander Kurz	17
Rationalität(en)	
Wider die Sprachlosigkeit zwischen den Wissenschaftskulturen	
Rationalität in der Analytischen Philosophie Bernulf Kanitscheider	18
„Ratio de ea quae in vobis est spe“ (1 Petr 3,15) Rationalität und Christentum Wolfgang Beinert	21
Islamische Vorstellungen vom Verhältnis zwischen Glauben und Rationalität Rotraud Wielandt	24
Ist die Philosophie wirklich tot? Physik und Philosophie, Stephen Hawking und der große Entwurf Manfred Stöckler	27
Die Bedeutung der Sprachen im interkulturellen Dialog Hans Waldenfels SJ	30
DOK.fest	
Für die Dauer einer Reise	
Erstaufführung und Begegnung mit der Regisseurin Frauke Ihnen	32
Junge Akademie	
Frühlings Erwachen	
Liebe, Leben, Sexualität	33
Belgien und Niederlande	
Zwei Kernländer Europas in der Krise	
Schwierige Einheit – schwierige Vielfalt. Zur Vorgeschichte der heutigen Staaten Belgien und Niederlande Olaf Mörke	34
Die Niederlande und die rechtspopulistische Herausforderung Friso Wielenga	37
Belgien – ein Staat in der Zerreißprobe zwischen Flamen und Wallonen Michael Stabenow	39
Die katholische Kirche in Belgien und in den Niederlanden. Geschichte, Vergleich und Zukunftsperspektiven Staf Hellemans	41
Vernissage	
How to paint!	
Jerry Zeniuk und seine Meisterschüler	
Eine Einführung Wilhelm Christoph Warning	44
Impressum	48

griff zu Neuauflagen von Gotik, Klassik, der Neogotik, der Neoklassik. Oder sie versuchte wirklich, das Eine oder Andere zeitgenössische Kunstschaffen für sich zu gewinnen – mit einer zum Teil sehr diskussionsnotwendigen Auswahl und Ausrichtung; denn jene Kunstwerke waren für die Piazza gemacht und nicht für die Kirche.

Das Gleiche passierte im Bereich der Musik. Um mich besser verständlich zu machen, wähle ich ein anderes Beispiel. In Abstimmung mit Erzbischof Kardinal Martini veranlasste ich, als ich in Mailand arbeitete, im Dom während der Fastenzeit, aber außerhalb der Liturgie und als Angebot zur Meditation die Ausführung der Komposition „Licht“ von Stockhausen. Diese Komposition hat eine mystische Dimension, für die allerdings die Zuhörerschaft überhaupt nicht empfänglich war. Aus solchen Erfahrungen speist sich mein Einsatz, das Gespräch zwischen Kirche und Kunst neu anzustoßen, um so im Bereich der Liturgie das rein Handwerkliche, die Nachahmung, den „Kitsch“ zu vermeiden.

Andererseits muss auch die Kunst ihren – im echten Wortsinn – Non-sens aufgeben und zurückkehren zu den starken Zeichen, den hohen Symbolen, den großen Erzählungen, wenn auch mit einer neuen Sprache. Die zeitgenössische ernste Musik zum Beispiel besitzt Ausdrucksformen, die ganz anders sind als jene der großen Musik der Vergangenheit. Aber wir dürfen nicht übersehen, dass sie zur Kultur eben der jungen Generationen gehört. Meine eigene musikalische Liebe gehört direkt, mit großer Freude und fast natürlicher Nähe allen musikalischen Traditionen vom 17. bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts. Jüngst erst hörte ich mit großem Interesse eine wunderbare Komposition Dietrich Buxtehudes, die Kantate „Membra Domini Nostri Jesu Christi“, sieben wunderbare Stücke zu den Gliedern des Leibes Christi, von den Füßen aufwärts, umrahmt von biblischen Texten.

Zugleich aber bekenne ich meine Schwierigkeit, wenn ich Rockmusik höre. Mein musikalisches Gefühl versteht sie nicht, weist sie deshalb zurück. Umgekehrt passiert die gleiche Reaktion bei den jungen Generationen, wenn sie klassische Musik hören. Wir müssen deshalb dafür sorgen, dass sie einerseits den Reichtum der Vergangenheit nicht verlieren, gleichzeitig aber auch das Recht auf die modernen musikalischen Ausdrucksformen haben, sei es nun Countrymusik, Rock oder irgendeine andere Richtung.

Aus all diesen Gründen habe ich den Weg des Dialogs am 21. November 2009 mit 300 Künstlern begonnen, die ich zu einer Begegnung mit Benedikt XVI. in die Sixtinische Kapelle einlud. Dabei waren Vertreter aller Kunstrichtungen: nicht nur der Bildenden Kunst, der Malerei, sondern auch der Musik, der Literatur, der Fotografie, des Films und des Theaters. Eine andere wichtige Etappe gab es am 4. Juli 2011, als wir eine Ausstellung von 60 Künstlern aus aller Welt eröffneten. Sie vertreten die Bereiche des Films, der Bildhauerei, der Malerei und der Fotografie und haben jeweils eines ihrer Werke Benedikt XVI. anlässlich von dessen 60-jährigem Priesterjubiläum gewidmet.

Und dann habe ich eine offizielle Kommission mit der Absicht installiert, auf der Biennale von Venedig einen Pavillon des Heiligen Stuhls zu eröffnen, um auch so zum Dialog zwischen Kunst und Kirche zurückzukehren.

Frage: Sind die Mitglieder dieser Kommission schon bekannt, sind auch bekannte Namen darunter?

Kardinal Ravasi: Die Namen der Kommissionsmitglieder kann ich jetzt



Das Pressegespräch fand am Vormittag in der Bibliothek der Akademie statt.



Auf der Pressekonferenz stellte sich Kardinal Ravasi den Fragen der Medien. Ihm zur Seite saßen Akademie-

direktor Dr. Florian Schuller (li.) und Dr. Robert Walser, Öffentlichkeitsreferent der Akademie.

noch nicht bekannt geben, da wir einige bereits berufen haben und andere erst in einer zweiten Runde ernennen wollen. Ich will nur wenige Kommissionsmitglieder auswählen, die dann je zwei Künstler, Maler oder Bildhauer, aus allen Kontinenten aussuchen. Es ist nämlich nicht der Vatikan, sondern der Heilige Stuhl, der teilnimmt. Der Heilige Stuhl ist weltweit. Ich möchte vorschlagen, einen berühmten Künstler zu wählen, zum Beispiel Bill Viola oder auch Anish Kapoor. Cy Twombly ist ja leider gestorben. Eine besondere Gratulation übrigens den Verantwortlichen, die hier in München im Museum Brandhorst eine außergewöhnliche Sammlung dieses amerikanischen Künstlers präsentieren. Ich möchte aber einem großen Künstler auch jüngere Kunstschaffende an die Seite stellen, die noch nicht so bekannt, aber originell sind. Deshalb erweisen sich die Kriterien unserer Auswahl als nicht ganz einfach, und wir müssen sorgfältig die Zusammensetzung der Expertengruppe überlegen.

Frage: Herr Kardinal, Sie treibt nicht nur die Frage von Kirche und Kunst um, sondern besonders auch, wie das Gespräch zwischen Glaubenden und Nichtglaubenden vorangebracht werden kann. Da gibt es das Konzept des „cortile dei gentili“, des „Vorhofs der

Völker“, ein biblischer Begriff. Sie haben schon einige Veranstaltungen zu dieser Thematik hinter sich. Das wurde bei uns in Deutschland zwar wahrgenommen, aber man tut sich mit diesem Wort eher schwer. Können Sie uns diese neue Initiative etwas genauer erläutern?

Kardinal Ravasi: Der Ausgangspunkt ist leider, und das sagen viele zu Recht, für jemanden, der den Hintergrund des Symbols „Vorhof der Völker“ nicht kennt, nur schwer nachvollziehbar. Denn dieser Begriff bezieht sich auf den Tempel von Jerusalem. Dort befand sich neben dem heiligen Raum und dem Atrium, in dem sich die Priester aufhielten, zunächst ein für die Juden reservierter Bereich, und daneben ein anderer Innenhof, genannt „Vorhof der Heiden“. Dieser Vorhof der Heiden – und deshalb ist das Bild nicht ganz glücklich gewählt – war durch eine Mauer vom Rest des Tempels getrennt. An dieser Mauer war eine Tafel angebracht, ähnlich wie bei einem militärischen Sperrgebiet, auf der stand, dass jeder, der versuchte, die Mauer zu überwinden und in den Bereich der Juden einzudringen, mit dem Tode bestraft würde. Es war also ein Zeichen der Trennung und Unterscheidung. Im 19. Jahrhundert fand man die Tafel, und heute befindet sie sich im Archäologischen Museum von Istanbul.

Auch der Apostel Paulus bezieht sich auf diese Trennmauer zwischen den Völkern, wenn er im Brief an die Epheser – Kapitel 2, Vers 4 – schreibt: „Er (Christus) ist unser Friede. Er vereinigte die beiden Teile und riss durch sein Sterben die trennende Wand der Feindschaft nieder.“ Mit der Erfahrung des „Cortile“ wollen wir die Mauer niederreißen, aber zugleich den Platz des Hofes beibehalten.

Wenn mir jemand entgegnet, sicher mit einem gewissen Recht, dass das Bild des äußeren Hofes in Hinblick auf den Tempel gleichzeitig bedeutet, dass es das Fremde gibt, Randgestalten, antworte ich gerne mit dem Hinweis auf die Struktur einer antiken Stadt, die man sich vor Augen halten möge. Ich war in meiner Jugend viele Jahre lang jeweils im Sommer als Archäologe im Nahen Osten tätig. Das erste, was man bei der Ausgrabung einer Stadt, und sei sie auch noch so klein, entdeckte, war die Akropolis. Die Akropolis bestand immer aus zwei Elementen: dem Königspalast und dem Tempel. So wird das Bild klarer: Wir, die Glaubenden, befinden uns symbolisch gesehen im Tempel, die säkulare Welt hingegen im Palast. Ich wünschte mir, dass beide Parteien hinausgingen in einen Hof, auf eine

Ich wünschte mir, dass beide Parteien hinausgingen in einen Hof, auf eine Piazza, auf einen Platz, wo sie sich auf gleicher Ebene begegnen, ohne Thron und Altar.

Piazza, auf einen Platz, wo sie sich auf gleicher Ebene begegneten, ohne Thron und Altar. Es mag interessant sein, daran zu erinnern, dass in Genesis 2, 18 erzählt wird, Gott wolle dem Menschen, um ihn nicht alleine zu lassen, eine Hilfe geben, „die ihm entspricht“. Auf Hebräisch heißt das „kenegdo“, was so viel meint wie „einander gegenüber zu stehen“, „Auge in Auge, in direktem Gespräch“.

Aus diesem Grund habe ich das Symbolwort vom „Vorhof der Völker“ gewählt, um so einen Dialog mit Nichtglaubenden auf hohem Niveau über die großen Themen anzustoßen: Kunst, Wissenschaft, Selbstverständnis des Menschen. Überlegen Sie nur, was es bedeutet, heutzutage das Thema „Wahrheit“ aufs Tapet zu bringen. Wir verwenden den gleichen Begriff, aber dessen



Im Vortragssaal der Akademie war für 200 Gäste gedeckt.

Bedeutung wird völlig unterschiedlich gesehen. Ähnlich ist es bei den Worten Leben, Tod oder auch dem, was jenseits des irdischen Lebens ist. Oder die Vorstellung des Bösen. Denken Sie nur an Camus. Sein Roman „Die Pest“ ist eine einzige Reflexion über das Böse. Erinnern wir uns an die Fragen von Schmerz und Liebe. Liebe erscheint auf verschiedenen semantischen Ebenen: Sexus, Eros, Agape. Ein einziger Begriff für drei Wirklichkeiten. Ein Tier bleibt im ersten Bereich, dem der Sexualität. Der Mensch dagegen gestaltet seine körperlichen Aktivitäten. Was hat nicht alles der Eros künstlerisch geschaffen! Der Eros ist Gefühl, Schönheit, Ästhetik, Zartheit, Leidenschaft. Schließlich gibt es auf der weiteren Ebene die Agape, vollständige und geistige Hingabe. Deshalb habe ich den Dialog im „Vorhof der Völker“ von zwei Ausgangspunkten her angelegt. Zum einen eine

Der Eros ist Gefühl, Schönheit, Ästhetik, Zartheit, Leidenschaft.

weltliche Universität, die älteste Europas, nämlich jene in Bologna, und zum andern Paris, jene Stadt, die für mich die am meisten säkularisierte ist. Dort begannen wir nicht in Notre Dame, auch nicht im *Collège des Bernardins*, wo Benedikt XVI. die Intellektuellen getroffen hat. Wir begannen in der Sorbonne, bei der UNESCO und bei den „Unsterblichen“ der *Académie Française*, an drei Orten also, die säkularer gar nicht sein konnten. Und am Abend des 24. März 2011 organisierten wir für die Jugendlichen eine dreistündige Veranstaltung auf dem Vorplatz von Notre Dame. Die Kathedrale war zwar geöffnet, wer wollte, konnte dort eintreten. Aber alles hat sich auf dem Platz davor abgespielt, wohin auch die Videobotschaft von Benedikt XVI. übertragen wurde.

Ausgehend von diesen ersten Erfahrungen drängen jetzt die Anfragen: Bukarest und Tirana in Ländern mit atheistischer Tradition, Stockholm, wo die Lutheraner als der gläubige Part die Begegnung organisieren werden, und Florenz. Dann geht es nach Palermo, Quebec und Barcelona, wo eine äußerst anspruchsvolle Veranstaltung geplant ist, und auch nach Washington.

Ich habe auch bei einem Treffen mit allen asiatischen Botschafter, die beim



Beim Mittagstreff: Erzabt Jeremias Schröder von Sankt Ottilien, Domkapitular Prälat Karlheinz Knebel, Generalvikar des Bistums Augsburg, Kardinal

Reinhard Marx, Martin Gächter, Weihbischof in Basel, und Msgr. Gergely Kovács, Büroleiter Kardinal Ravasis (v.l.n.r.).

Heiligen Stuhl akkreditiert sind, vorgeschlagen, ob man eine entsprechende Dialogveranstaltung nicht auch in Asien veranstalten könnte. Mich überraschte, als der Botschafter Koreas antwortete, bei ihnen, wie auch in Indien, sei der Atheismus gar kein besonderes Problem; man spüre vielleicht höchstens einige Anzeichen von Säkularisierung, aber die Menschen seien in der Regel religiös; und die einzigen Atheisten, die sie hätten, seien jene, die in Harvard, Cambridge oder Oxford studiert hatten!

Eine Schlussfrage aus dem Publikum (Hans-Heinrich Wrede): Der große Philosoph Hans Georg Gadamer hat einmal – sinngemäß – gesagt: Der wirkliche Dialog besteht darin, dass man bereit ist, am Ende des Dialogs seine Meinung zu ändern. Nachdem Sie so intensiv mit Künstlern und Vertretern des Kulturlebens im Dialog gewesen sind, was haben Sie denn von diesen Künstlern gelernt, was hat Ihren Glauben bereichert?

Kardinal Ravasi: Als Antwort auf diese Frage, die mir übrigens sehr am Herzen liegt, möchte ich direkt vom Wort Dialog ausgehen. Der Begriff *dialogos* hat im Griechischen zwei Bedeutungen. Die erste Bedeutung ist die grundsätzliche: *dià-logos*, eine Überlegung, einen Gedanken, einen Diskurs

durchgehen. Das setzt also ein Thema voraus, das wir in alle Richtungen durchforschen, auf allen Wegen, im gesamten Spektrum, das es bietet. Das ist *dialogos* als eine vorrangig intellektuelle Tätigkeit.

Ich zum Beispiel bin fest von der hohen Qualität des christlichen logos überzeugt, der sich in zwei Jahrtausenden entwickelt hat.

Dialogos bedeutet aber auch das Aufeinandertreffen von *logoi*. *Dia* meint Begegnung, Aufeinandertreffen, ein *crossing* von zwei *logoi*, zwei Auffassungen. Im Dialog werde ich zunächst konfrontiert mit meinem Denken, meinem *logos*. Ich zum Beispiel bin fest von der hohen Qualität des christlichen *logos* überzeugt, der sich in zwei Jahrtausenden entwickelt hat. Ich habe keinen Minderwertigkeitskomplex, der vielleicht entstehen kann, wenn man das Erbe an Gedanken, Kunstwerken, Literatur nicht genügend kennt, das sich im Lauf der Geschichte, die wir die christliche Ära nennen, gebildet hat. Gleichwohl begegne ich dem Anderen nicht mit der Haltung eines Fundamentalisten,



Das Mittagsgespräch mit dem Kardinal wurde simultan gedolmetscht. Deshalb trugen Ravasi und auch die Gäste Kopfhörer.

der davon überzeugt ist, dass es außerhalb seines *logos* nur die Leere gibt, das Nichts, das Böse, die Lüge.

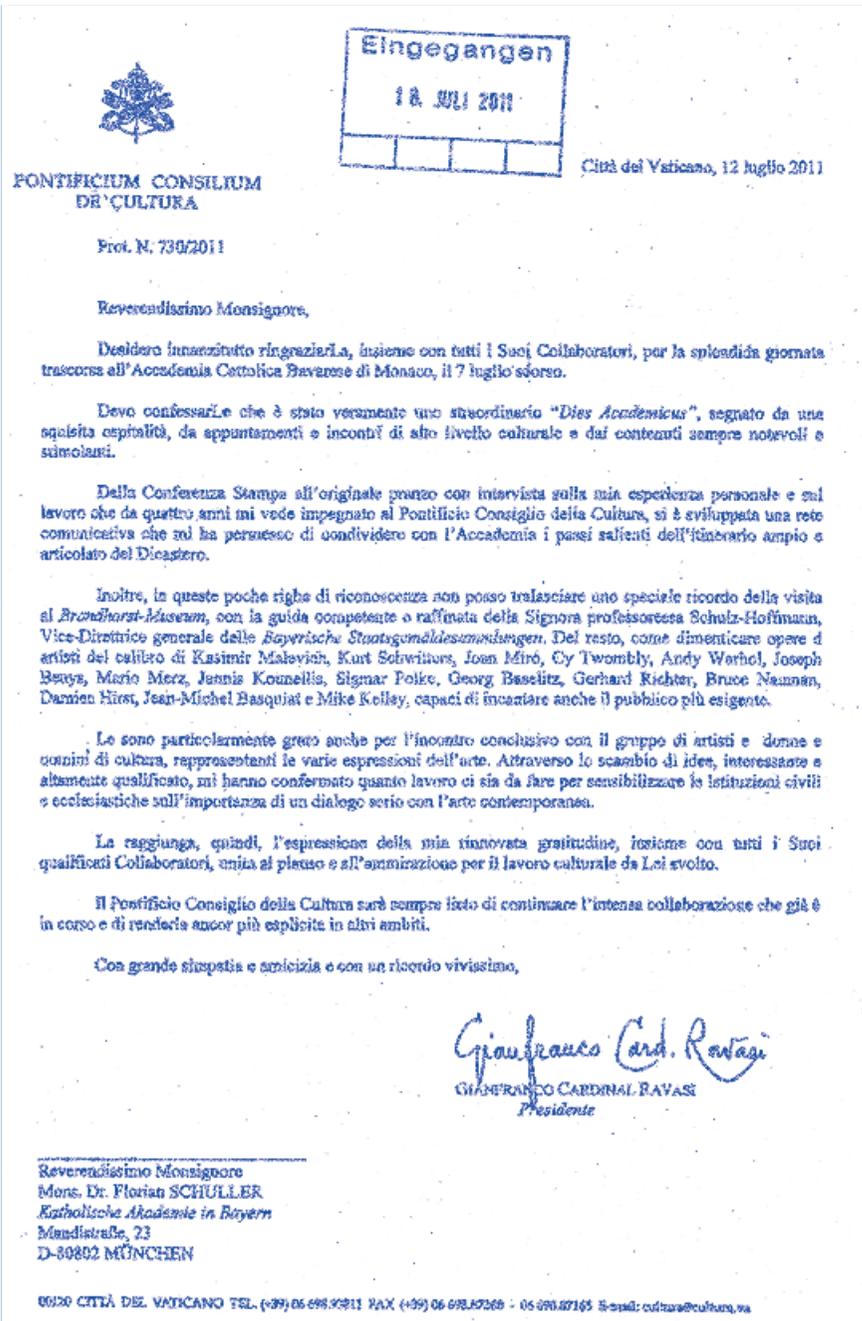
Die integralistische Haltung stammt übrigens gar nicht aus christlichen Wurzeln. Das frühe Christentum hat nämlich viele Elemente der klassischen griechischen Kultur übernommen, so wie vorher das alte Israel. Im Alten Testament sieht man, wie Traditionen nicht nur der Nomadenkultur, sondern auch der hethitischen, der mesopotamischen, der persischen, schließlich der hellenistischen Zivilisation adaptiert und integriert wurden. Ich beziehe mich natürlich auf die berühmten „*semina verbi*“, wie sie Kirchenväter nannten. Justin weist zum Beispiel in seiner ersten „*Apologia*“ darauf hin, dass auch Sokrates, Heraklit und die anderen Weisen der früheren Zeit unter die „Heiligen“ gerechnet werden dürften.

Das ist die Grundhaltung eines Respekts, der mich auf den Anderen als Gesprächspartner nicht von einer starren und im vornherein fixierten Position aus zugehen lässt, sondern bereit macht, die Werte des Anderen zu würdigen, so wie auch ich es umgekehrt für meine Werte erwarte. Um dazu bereit zu sein, das gebe ich gerne zu, habe ich eine Menge von vielen atheistischen Freunden gelernt, von ihrer Sicht der Kultur, ihrer Ethik, auch ihrer geistigen, spirituellen Erfahrung. Ich lade also dazu ein, der Versuchung unserer Tage zu widerstehen, Dialog als Duell zu verstehen, ihn vielmehr als ein Duett zu betrachten, bei dem es entsprechend unserer Musiktradition das Miteinander von Sopran und Bass gibt, der beiden stimmlichen Gegenpole, die trotz ihrer radikalen Verschiedenheit harmonisch zusammenklingen. Das ist die rechte Weise eines Dialogs, für die alle notwendig sind, damit neue Sinfonien entstehen können. □



Der Kardinal nahm sich am Vormittag auch Zeit, um die Wissenschaftlichen Mitarbeiter der Akademie zu treffen. Ganz links sitzt Msgr. Gergely Kovács,

Ravasis Büroleiter beim Päpstlichen Kulturrat. Er hatte den Besuch des Kardinals von Rom aus organisiert.



Grüßten sich freundlich: die Kardinal Gianfranco Ravasi (re.) und Reinhard Marx. Auch der Münchner Erzbischof war zum Mittagstreff in die Akademie gekommen.



Kardinal Ravasi (re.) mit Alois Kothgasser, dem Erzbischof von Salzburg, der auch am Mittagstreff teilnahm.

In einem persönlichen Brief bedankte sich Kardinal Ravasi für die Gastfreundschaft der Akademie

Mittagstreff mit Kardinal Ravasi

Katholische Nachrichtenagentur

12. Juli 2011 – Der Vatikan plant auf der Biennale von Venedig im Jahr 2013 mit einem eigenen Pavillon vertreten zu sein. In dieser Woche habe sich erstmals die dafür verantwortliche Kommission getroffen, sagte der Präsident des Päpstlichen Kulturrats, Kardinal Gianfranco Ravasi. Namen der beteiligten Mitglieder nannte der 68-Jährige nicht, da noch weitere Fachleute einberufen und befragt werden sollen. (...) Für den Vatikan-Pavillon stünde ein Areal nahe dem deutschen zur Verfügung, erklärte Ravasi. Er selbst würde für den Bau den Entwurf von Mario Botta bevorzugen, eine Art Insel auf der Lagune im kleinen Hafenbecken. Denkbar wäre aber auch ein Vorschlag des spanischen Stararchitekten Santiago Calatrava. *Elisabeth Noske*

Münchner Kirchenzeitung

17. Juli 2011 – Die Arbeit des päpstlichen Kulturrats beschränkt sich allerdings längst nicht nur auf die Kunst. Der Begriff der Kultur habe sich aufs Menschsein insgesamt erweitert. So sei ein wichtiger Aspekt der Dialog mit der Wissenschaft, die man freilich nicht mit Technik gleichsetzen dürfe. Wichtige Themen der letzten Zeit seien etwa der Kosmos oder die Hirnforschung gewesen. Kardinal Ravasi berichtete von einem Treffen mit der Nasa, bei dem es unter anderem um die Frage gegangen sei, inwiefern man auch heute noch von einem einzigen Universum ausgehen könne. Bei einem Kongress mit Neurologen verschiedener Universitäten habe man das immer noch ungeklärte Problem besprochen, wo denn nun der Übergang von der Nervenzelle zum Gedanken liege. *Johannes Schießl*

Bistumsblatt Passau

24. Juli 2011 – Zu einer Begegnung mit dem Kulturminister des Vatikan, Gianfranco Kardinal Ravasi, hatte die Katholische Akademie nach München eingeladen. Im Gespräch mit Akademiedirektor Dr. Florian Schuller plädierte Kardinal Ravasi für einen offenen Dialog zwischen Kirche und Kunst. Befragt, was denn das jahrhundertealte Bündnis zwischen Kirche und Kunst getrübt habe, bedauerte Ravasi, dass die Kunst vielfach keine Botschaft mehr transportiere und sich nicht mehr dem Ideal der Schönheit verschreiben wolle. Mit dieser Haltung verlasse die zeitgenössische Kunst den Weg der großen künstlerischen Klassiker, der mittels ihrer Werke dem Betrachter auch stets eine Botschaft vermitteln wollten. Nichtsdestotrotz, so der Kardinal, sei der Austausch mit der zeitgenössischen Kunst ebenso wie jener mit der säkularisierten Welt ein Gebot der Stunde.

Gianfranco Kardinal Ravasi in der Katholischen Akademie Bayern

Ein intensives Besuchs- und Arbeitsprogramm hatte sich Gianfranco Kardinal Ravasi auferlegt, als er am 7. Juli 2011 für einen Tag nach München gekommen war. Der Präsident des Päpstlichen Kulturrates besuchte die Katholische Akademie Bayern in Münchens „Künstlerviertel“ Schwabing. Kardinal Ravasi besichtigte die Akademiegebäude, traf sich mit den wissenschaftlichen Mitarbeitern der Akademie, führte intensive Gespräche mit Medienvertretern, diskutierte im Rahmen eines „Mittagstreffs“ mit rund 200 kunstinteressierten Besuchern, bekam eine Führung durch das Brandhorst Museum und fand schließlich noch die Zeit, mit Künstlern und Kulturverantwortlichen zu sprechen.

I.

Akademiedirektor Dr. Florian Schuller führte den Gast aus Rom gleich nach dessen Ankunft durch das Kardinal Wendel Haus, dem Tagungs- und Verwaltungsgebäude der Akademie, das im kommenden Jahr 50 Jahre alt wird. Benannt ist es nach Joseph Kardinal Wendel, von 1953 bis 1960 Erzbischof von München und Freising und Gründer der Akademie. Auch der benachbarte „Viereckhof“, das aufwändig renovierte, älteste noch erhaltene Bauernhaus in der heutigen Millionenstadt München, konnte dem Kardinal gezeigt werden. Der Viereckhof beherbergt ebenfalls Tagungsräume der Akademie. Kardinal Ravasi zeigte sich auch von den Anstrengungen der Akademie beeindruckt, nachhaltig und umweltschonend zu wirtschaften und damit einen Beitrag zur Bewahrung der Schöpfung zu leisten.

Im Gespräch mit den wissenschaftlichen Mitarbeitern der Akademie ging Kardinal Ravasi vor allem auf sein Projekt „Vorhof der Völker“ ein, mit dem er versucht, Glaubende und Nicht-Glaubende in einen fruchtbaren Dialog zu bringen. Nach guten Veranstaltungen unter anderen in Paris und Stockholm solle das Gespräch mit Agnostikern auch in Deutschland gesucht werden. Dazu, so der Kardinal, wolle man nach Berlin gehen, einer Metropole, in der die Säkularisierung in Deutschland wohl am weitesten fortgeschritten sei.

Der Kardinal und Akademiedirektor Dr. Schuller zeigten sich überzeugt, dass ein weiterer Kontakt zwischen dem päpstlichen Kulturrat und der Akademie und vielleicht auch eine Zusammenarbeit auf dem einen oder anderen Gebiet nützlich, möglich und wünschenswert seien. Man wolle sich über die Aktivitäten gegenseitig auf dem Laufenden halten, wurde vereinbart.

II.

Einzelinterviews mit Medienvertretern und eine rund 60-minütige Pressekonferenz in der Bibliothek der Akademie waren die nächsten Termine, die der Kardinal absolvierte. In seinem Eingangsstatement auf der Pressekonferenz legte Ravasi dar, mit welchem weitem Themenspektrum sich der päpstliche Kulturrat zu befassen hat. Der Begriff der „Kultur“ habe sich längst auf das gesamte Menschsein ausgedehnt. Der Rat halte zum Beispiel Kontakt zu

Naturwissenschaftlern und komme dabei auch mit Institutionen wie der NASA ins Gespräch, wo es auf einem Symposium um die Frage des „einen“ Universums gegangen sei. Die Diskussion mit wirtschaftlich Verantwortlichen und die großen Veränderungen in der Medienlandschaft (Nutzung, Bedeutung und Gefahren des Internets) seien ebenfalls Schwerpunkte der Arbeit im Päpstlichen Kulturrat.

Die Journalisten interessierten sich dann aber in erster Linie dafür, wie es um das Verhältnis zwischen Kirche und moderner Kunst stehe. Kardinal Ravasi führte aus, dass Kunst und Kirche über Jahrhunderte regelrecht „verheiratet“ gewesen seien. Dabei habe es, wie in jeder Ehe, natürlich auch Auseinandersetzungen gegeben. Doch man gehörte zusammen, so die bildliche Erklärung des Kardinals.

Seit dem frühen 20. Jahrhundert lebe man hingegen in Scheidung. Die Kirche verharre in der Vergangenheit, die Kunst sei „aus dem Tempel hinaus auf die Piazza“ gezogen, zeigt sich Kardinal Ravasi durchaus auch selbstkritisch. Doch auch die Kunst sparte er bei der Kritik nicht aus. Viele Künstler legten heute keinen Wert mehr darauf, Werke für die Ewigkeit zu schaffen. Auch die Kategorien der „Schönheit“ und der „Botschaft“ hätten ihre Gültigkeit verloren.

Natürlich ging es bei der Begegnung mit den Medien auch um die Idee des Kardinals, im Jahr 2013 auf der Biennale mit einem Pavillon des Vatikans vertreten zu sein. Noch stecke das Projekt in den Anfängen, doch es sei vorgesehen, die vielfältigen und großen Themen aus den ersten elf Kapiteln der Genesis als Leitfaden für die Künstler anzubieten. Je zwei Künstler aus allen fünf Kontinenten sollen ihre Arbeiten präsentieren dürfen. Der Kardinal erinnerte dann noch daran, dass nicht der Vatikan als staatliche Institution, sondern der Heilige Stuhl als universelle Instanz den Pavillon errichten wolle.

III.

Anschließend an den Gedankenaustausch mit den Medienvertretern traf Kardinal Ravasi zum „Mittagstreff“ auf rund 200 Zuhörer. Diese neue Veranstaltungsform versucht, interessante Persönlichkeiten in angenehmer und entspannter Atmosphäre bei gutem Essen in Form eines Gesprächs in der Akademie vorzustellen. Es soll also kein Vortrag gehalten werden, sondern der Gast gibt Antwort auf Fragen und auf diese Weise entspinnt sich ein Dialog. Kardinal Ravasi war der zweite Gast des „Mittagstreffs“, nachdem im vergangenen Jahr der US-amerikanische Publizist und Politikberater Prof. Dr. Fritz Stern befragt werden durfte.

Beim Gespräch verwies Kardinal Ravasi u. a. auf die zwei Bedeutungen des aus dem Griechischen stammenden Begriffs „Dialog“. Zum einen stellte er die gängige Interpretation vor, dass sich zwei oder mehrere mit Worten auseinandersetzen. Doch bedeute „dia“ im Griechischen auch „durch“, „hindurch“. Deshalb könne man Dialog auch als etwas sehen, bei dem man „logoi“, Begriffe, Worte, durchstoße, seziiere, sie in einzelne Schichten zerlege und damit

klarer mache. Einen Dialog in beiden Wortbedeutungen zu führen, das sei ihm wichtig, betonte der Kardinal.

IV.

Am frühen Nachmittag besuchte der Kardinal dann das Brandhorst-Museum in München. Das im Mai 2009 eröffnete Haus ist Teil des berühmten Münchner Museumsareals (zusätzlich zum Brandhorst Museum finden sich dort die Alte Pinakothek, die Neue Pinakothek, die Pinakothek der Moderne und der Ausstellungsraum „Türkontor“) und beherbergt herausragende Werke der Gegenwartskunst, wie zum Beispiel Arbeiten von Andy Warhol und Cy Twombly oder Damien Hirst. Das vom Freistaat Bayern erbaute Museum wurde mit Werken aus der Sammlung der Kunstmäzene Udo und Anette Brandhorst bestückt und gilt weltweit als eines der herausragenden Museen für Gegenwartskunst.

Bei der Führung durch Prof. Dr. Carla Schulz-Hoffmann, der stellvertretenden Generaldirektorin der Bayerischen Staatsgemäldesammlungen und gleichzeitig Mitglied in der Leitung der Katholischen Akademie, zeigte sich Kardinal Ravasi besonders vom Lepanto-Zyklus, einem Meisterwerk Cy Twomblys, angetan, dem im Brandhorst Museum ein eigener Raum gewidmet ist. Ravasi berichtete dabei, dass er Cy Twombly, der kurz vor dem Besuch des Kardinals in einem Krankenhaus in Rom gestorben war, persönlich gut gekannt und sehr geschätzt habe.

V.

Die letzte Etappe des Besuchs-Marathons bildete das Künstlergespräch am späteren Nachmittag des 7. Julis. Kardinal Ravasi tauschte sich mit rund 25 Künstlern, Verantwortlichen von Museen und Förderern von Kunst und Kultur aus. Dabei legte er Wert auf die Feststellung, dass sich Kirche und Kunst auf Augenhöhe begegnen sollten. Die Kirche habe auch der Moderne durchaus etwas zu sagen, zeigte sich Ravasi sicher.

Von Seiten der bildenden Künstler und Architekten, die an dem Künstlergespräch teilnahmen, wurde die Frage an Kardinal Ravasi herangetragen, wie es um das Projekt eines Museums für zeitgenössische Kunst im Vatikan stünde. Kardinal Ravasi, der sich selbst als ein großer Befürworter des Museums bezeichnete, verwies aber auch darauf, dass sowohl von Seiten der modernen Kunst wie auch von Seiten der Kirche dieses Zusammenspiel nicht einfach zu bewältigen sei. Ein Beispiel: Der Kardinal erinnerte daran, dass Pablo Picasso eine Anfrage Papst Pauls VI., in der der Heilige Vater damals versuchte, ein Werk des spanischen Künstlers für den Vatikan zu erwerben, abschlägig beschieden habe. *Robert Walser*

„alpha-Lógos hat das Potential, eine Marke zu werden“

Interview mit Werner Reuß

Im Frühjahr startete der Bildungskanal BR-alpha die Sendereihen „alpha-Lógos“, in der Themen der Katholischen Akademie aufgegriffen werden. „zur debatte“ sprach mit Werner Reuß, dem Leiter des Programmbereichs Planung und Entwicklung BR-alpha, der eine erste Bilanz des Sendeformats zog.

Warum hat BR-alpha für die Sendungen in Zusammenarbeit mit der Katholischen Akademie mit „alpha-Lógos“ ein neues Format geschaffen?

Werner Reuß: Weil wir das Gefühl hatten, aus der Substanz dieser Tagungen noch mehr herausholen zu können. Die früheren Sendungen waren so etwas wie eine TV-Dokumentation von Themen und Thesen aus der Katholischen Akademie. Wer genau wusste, wo er suchen muss, fand sie auch, nämlich mittwochs um 16 Uhr im Rahmen der Reihe „Campus“. Wir gehen nun einen entscheidenden Schritt weiter. Wir haben eine eigenständige Sendereihe begründet, mit einem besonderen Titel, und mit einer prominenten Sendezeit am Sonntag-Abend (19.15 Uhr bis 20.00 Uhr). Wir wollen damit auch Menschen erreichen, die eher zufällig auf die Sendung stoßen. Auf diese Weise wird der Kreis der Adressaten im Vergleich zu früher erheblich ausgeweitet und die Umsetzung ist nun deutlich fernsehgerechter.

Warum wurde als Titel das griechische Wort „Lógos“ gewählt?

Werner Reuß: Lógos kann mit „Rede, Argument, Bedeutung“ übersetzt werden, steht aber auch für die Vernunft als solche und den Sinn des Ganzen. Wenn das nicht zur Katholischen Akademie passt! Wir haben versucht, dies auch im Vorspann der Sendereihe zum Ausdruck zu bringen. Da bewegt sich die Kamera durch einen Raum mit antiken Säulen; dazwischen sieht man Menschen, die miteinander im Gespräch sind. Die Säulen stehen für die vieltausendjährige philosophische Tradition vernünftigen Denkens. Die Bilder dazwischen für Freude und Hoffnung, Fragen und Zweifel der Menschen von heute. Wir meinen, dieser ungewöhnliche Titel hat das Potential, eine Marke zu werden.

Wie beurteilen Sie die ersten Folgen der neuen Reihe?

Werner Reuß: Die neue Zielsetzung, Zuschauer auch über den eigentlichen Kreis der Akademie-Interessenten hinaus anzusprechen, verlangt natürlich auch eine neue Machart. Die Sendungen müssen sich inmitten des Hauptabendprogramms behaupten. Die Themen werden jetzt journalistisch stärker aufbereitet. Die Autoren versuchen, die Möglichkeiten unseres Mediums gezielt einzusetzen, um die oft sehr anspruchsvollen Vorträge in Bild und Dramaturgie zu übersetzen. Das ist nicht einfach, da unser Budget ja nicht höher ist als

zuvor, aber es gelingt erstaunlich gut. Schließlich sind wir bei BR-alpha geschult darin, Produktionsaufwand durch Phantasie zu ersetzen.

Warum leistet sich der Bayerische Rundfunk mit BR-alpha ein zweites ganztägiges Fernsehprogramm?

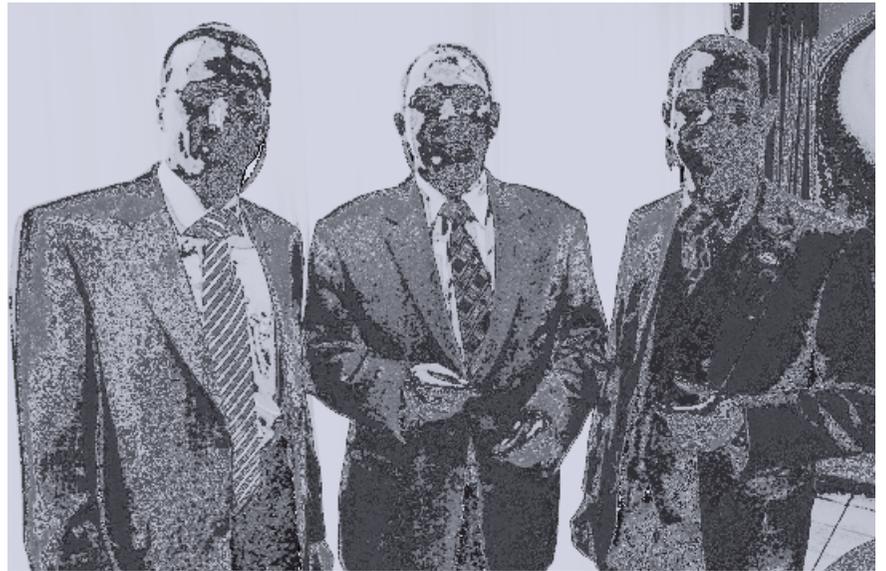
Werner Reuß: Das war seinerzeit eine nicht unumstrittene, aber weise und mutige Entscheidung. Sie war weit-sichtig, weil beim Start 1998 – also lange vor der Veröffentlichung der ersten PISA-Studie – Bildung zwar schon ein Thema, aber noch kein „Mega-Thema“ war. Heute gilt Bildung unstrittig als eines der wichtigsten politischen Themen der Gegenwart und Zukunft. Und mutig war, dass der BR sich entschloss, „alpha“ auch alleine zu starten, nachdem andere Anstalten bei dem Thema Bildung müde abgewinkt und eine angefragte Beteiligung ausgeschlossen hatten.

Mit etwa 3 Cent pro Haushalt und Monat ist BR-alpha das kostengünstigste öffentlich-rechtliche Fernsehprogramm, das sowohl analog als auch digital ausgestrahlt wird. Etwa 3 Cent pro Haushalt und Monat, das entspricht dem Gegenwert von drei Zigaretten pro Haushalt und Jahr oder – für Nichtraucher – etwa dem Wert einer Brezn (ohne Butter!), wohlgermerkt: einer Brezn pro Haushalt und Jahr! – Die Kritikaster, denen das immer noch zu viel ist, seien an den Satz John F. Kennedys erinnert: Es gibt nur eines, was auf Dauer teurer ist als Bildung, keine Bildung!

Wie positioniert sich BR-alpha angesichts der zunehmenden Bedeutung des Internets?

Werner Reuß: Seit Anbeginn ein Muss bei uns ist die Bi-, manchmal sogar die Trimedialität. Jedes originäre BR-alpha-Format erhält eine Online-Begleitung. Für einen Bildungskanal ist das schlicht obligatorisch, denn nur eine Online-Begleitung ermöglicht einen zeitvariablen Zugriff und kommt dem individuellen Lerntempo entgegen. Besonders deutlich wird das bei unserem neuen Programm GRIPS, das Grundwissen für jedermann vermittelt. Anfangs war das Projekt als klassische Bildungssendung im Fernsehen geplant, doch angesichts der technischen Entwicklung haben wir entschieden, GRIPS als multimediales Projekt mit Schwerpunkt im Internet zu verwirklichen. Bei diesem Grundbildungsprojekt erreichen wir im Internet durch zusätzliche interaktive Module einen höheren Bildungseffekt.

Auch zusammen mit dem Hörfunk sind vielfache Kooperationen entstanden, die sich zu partnerschaftlichem Handeln zum gegenseitigen Nutzen entwickelt haben. Seit Sendestart überträgt BR-alpha beispielsweise live das „Tagesgespräch“ des BR-Hörfunks – zum beiderseitigen Nutzen. Überhaupt werden Kooperationen in BR-alpha



Werner Reuß, der Leiter des Bildungskanals BR-alpha (li.), Akademiedirektor Dr. Florian Schuller (M.), und Dr. Martin Posselt, der verantwortliche

Redakteur der Sendereihe „alpha-Lógos“, freuen sich über den erfolgreichen Verlauf der Zusammenarbeit.

groß geschrieben: Mit WDR und SWR produziert BR-alpha die werktägliche, einstündige Magazinsendung Planet Wissen. Seit 1999 besteht eine enge Kooperation mit dem ORF, werktäglich in unserer Reihe ALPHA-Österreich zu bestaunen, 45 Minuten lang schauen wir mit den Augen des ORF in unser Nachbarland und nehmen Teil an den wissenschaftlichen, kulturellen, religiösen, philosophischen und gesellschaftlichen Diskussionen und Entwicklungen. Und eine der ältesten Kooperationen, dies sei hier stolz vermerkt, ist die mit der Katholischen Akademie in Bayern, quasi von Sendestart an. Ich glaube, mit dem neuen Format „Lógos“

haben wir gemeinsam eine wunderbare Win-Win-Situation geschaffen.

Wie schwierig ist es, Bildung und Wissenschaft für ein Medium wie das Fernsehen aufzubereiten?

Werner Reuß: In Deutschland hält sich nach wie vor das Vorurteil sehr hartnäckig, dass Lernen nur mit einem Mindestmaß an Langeweile funktionieren. Alle Erkenntnisse der Pädagogik und auch der Hirnforschung belegen aber, dass die Vermittlung und vor allem die Aneignung von Inhalten umso besser funktionieren, je mehr Spaß der Bildungsprozess oder zumindest das



Wissenschaftler werden vor ihren Referaten auch zu Einzelinterviews zum Beispiel in die Bibliothek gebeten: Fernsehjournalist Claus Singer (re.)

spricht mit Prof. Dr. Herfried Münkler, der im September zu Gast in der Akademie war.



Werner Reuß, Leiter des Bildungskanals BR-alpha

BR alpha logos

In der Reihe **alpha-Lógos** auf BR-alpha sind **sonntags, 19.15 bis 20 Uhr**, folgende Beiträge über Tagungen der Katholischen Akademie zu sehen:

6. November 2011
Spiritualität des Krankseins

20. November 2011
Hiobs Frage an Gott

4. Dezember 2011
Leitkultur

18. Dezember 2011
Kirche im Pluralismus

Bereits gesendete Beiträge der Reihe können in der Videothek von „alpha-Lógos“ abgerufen werden. Sie ist auf der Startseite von „alpha-Lógos“ zu finden: <http://www.br-online.de/br-alpha/logos-reihe-videothek.xml>

Ergebnis dieses Prozesses macht. Und da bietet das Fernsehen einzigartige Chancen. Wir brauchen Emotionen, um lernen zu können. Wer emotional uneteiligt ist, der lernt nur wenig bis nichts. Und gerade weil es beim Lernen weniger auf den „homo sapiens“, sondern mehr auf den „homo ludens“, den spielenden Menschen, ankommt, eignet sich Fernsehen als emotionales Medium sogar sehr gut für die Vermittlung von Bildungsinhalten. Der griechische Dichter Aristophanes meinte schon vor mehr als 2000 Jahren: „Menschen zu bilden, heißt nicht ein Gefäß zu füllen, sondern ein Feuer zu entfachen!“

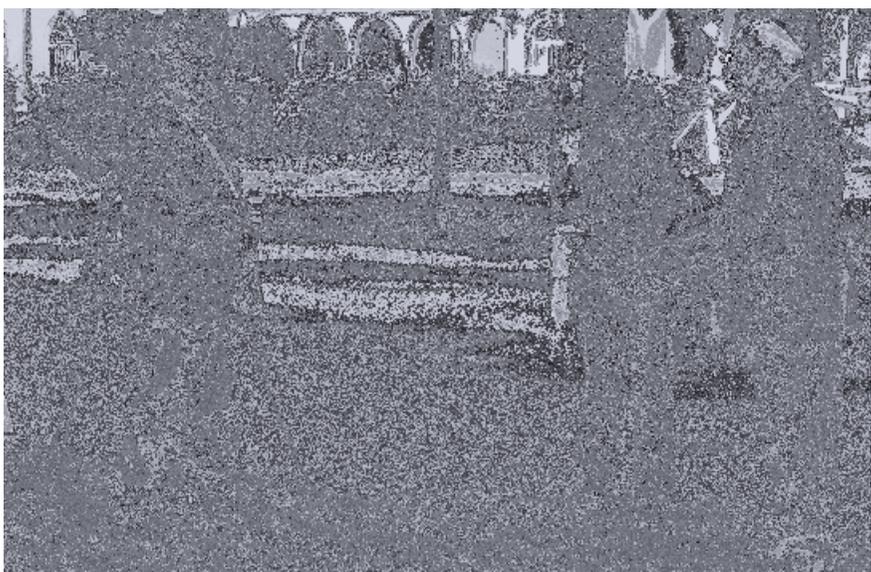
Das heißt nicht, dass Lernen nicht auch anstrengend sein kann, Konzentration und Disziplin erfordert, denn weder fällt einem die Kenntnis der Relativitätstheorie in den Schoß, noch die Befähigung, Einrad fahren zu können. Das Letztere zu lernen, kann zudem durch den einen oder anderen Sturz auch noch schmerzhaft sein. Aber ist Bergwandern nicht auch anstrengend? - Und trotzdem tun wir es, sogar freiwillig, sogar mit Freude und sogar mit Genugtuung, wenn wir den Gipfel erklommen haben.

Werner Reuß hat BR-alpha, den Bildungskanal des Bayerischen Rundfunks, von 1997 an mit aufgebaut und leitet ihn seit dem Sendestart am 7. Januar 1998. Er studierte Kommunikationswissenschaften, Politik und Psychologie an der Ludwig-Maximilians-Universität in München.

Ab 1989 war er als Redakteur im Programmbereich Politik und Zeitgeschehen des Bayerischen Rundfunks tätig, wechselte zu ARD-aktuell in Hamburg und anschließend in die Chefredaktion des Bayerischen Fernsehens.

Von 1994 bis 1997 war er ARD-Referent des BR-Rundfunkratsvorsitzenden. Für den Aufbau des Bildungskanals BR-alpha erhielt er 2002 den Bayerischen Fernsehpreis und 2004 den Grimme-Preis. □

Das Programm von „alpha-Lógos“ finden Sie im Internet unter <http://www.br-online.de/br-alpha/logos/index.xml>



Die Mitarbeiter von BR-alpha sind bei den ausgewählten Veranstaltungen mit ihrem Equipment vor Ort: Hier inter-

viewt Christian Wurzer (li.) Prof. Dr. Werner Weidenfeld bei der Tagung „Bürger und Demokratie“ im Mai 2011.

2. Deutsch-Französische Expertendiskussion

Alzheimer

Neue Erkenntnisse und Perspektiven

Im Rahmen der 2. Deutsch-Französischen Expertendiskussion mit dem Titel „Alzheimer. Neue Erkenntnisse und Perspektiven“ stellten Spezialisten beider Länder am 7. Juni 2011 vor mehr als 300 Teilnehmern den Stand der Forschung dar. Bei der Veranstaltung der Akademie in Zusammenarbeit unter anderem mit dem Gesundheitsforum der Süddeutschen Zeitung führten sie aus, was vom wissenschaftlichen Fortschritt in den kom-

menden Jahren erwartet werden kann. Die Veranstaltung wurde vom Bundesministerium für Bildung und Forschung im Rahmen des Wissenschaftsjahres „Forschung für unsere Gesundheit“ gefördert. „zur debatte“ dokumentiert die vier Vorträge in gekürzter Form und bringt einen einflussreichen Text, in dem die medizinische und gesellschaftliche Problematik dargelegt wird.

Vom Labor zum Patienten: Ziele und Wege der Grundlagenforschung

Christian Haass

I.

Die Alzheimersche Erkrankung ist die häufigste Form der Demenz. Wir haben momentan rund 17 Millionen Patienten weltweit. Alleine in Deutschland leben etwa 1,2 Millionen Patienten mit Alzheimer Demenz, eine unvorstellbar hohe Zahl. Die Zahl wird dramatisch zunehmen.

Die Krankheit tritt im allgemeinen *sporadisch* auf. Es gibt ferner noch die sehr seltenen *familiär* auftretenden Alzheimerfälle. Es braucht deshalb keiner hier unter den Zuhörern Angst zu haben: Wenn jemand in der Familie – Großvater, Eltern – Alzheimer hatte oder hat, heißt das noch lange nicht, dass diese Krankheit in der jeweiligen Familie vererbt wird. Genetisch vererbter Alzheimer tritt extrem früh auf, ist extrem aggressiv und wird in Familien sehr, sehr häufig mit Regelmäßigkeit in die nächste Generation vererbt. Nur wenige solcher Familien sind bekannt, und ich gehe davon aus, dass mit hundertprozentiger Sicherheit hier im Auditorium niemand ist, der eine der genetischen Veränderungen haben wird, über die ich nachher kurz sprechen werde.

Alzheimer, wie kann man ihn heilen? Ich kann an dieser Stelle eigentlich nur warnen, zu große Erwartungen zu haben. Schon der berühmte Sherlock Holmes sagte: „It's a capital mistake to theorize before one has data.“ Er hat es eigentlich schon klar formuliert, wie man in der Wissenschaft vorgehen soll, nämlich ganz akribisch von Grund auf. Genau so hat man das in der Alzheimerforschung auch gemacht und fängt damit an, sich einmal die *makroskopischen Veränderungen* im gesamten Gehirn anzuschauen, im Vergleich des Gehirns eines Patienten mit dem eines gesunden Menschen. Dann nimmt man einfach das Mikroskop und schaut in



Prof. Dr. Christian Haass, Adolph-Butenandt-Institut der Ludwig-Maximilians-Universität München und Deutsches Zentrum für Neurodegenerative Erkrankungen (DZNE)

das Gehirn hinein: Was geschieht denn auf mikroskopischer Ebene? Dafür brauchen wir keinen großen technischen Aufwand; diese Experimente wurden vor über hundert Jahren schon gemacht – auch teilweise in München – von Dr. Alois Alzheimer.

II.

Wenn man dann so weit ist, dass man verstanden hat, was da auf mikroskopischer Ebene fehlfließt im Alzheimer-Gehirn, dann kann man anfangen, darüber nachzudenken, was denn auf molekularer Ebene schiefläuft. Wir versuchen, die Mechanismen zu finden, wie die

Eine Einführung

Meinhard Rust/Jean-Luc Steffan

Die Alzheimersche Krankheit, die häufigste zur Demenz führende Erkrankung des Gehirns, ist eine der gefürchtetsten und schwerwiegendsten Gesundheitsprobleme in den Ländern Europas. Ihr kommt gegenwärtig und in Zukunft eine herausragende sozialpolitische und gesundheitspolitische Bedeutung zu. Auf Grund der stetig steigenden Lebenserwartung wird die Zahl der Betroffenen bis zum Jahr 2030 um weitere 50 % zunehmen.

Die Regierungen Frankreichs und Deutschlands haben die Brisanz der Demenzproblematik erkannt. Ziel ist es, die Entwicklung wirksamer Präventions- bzw. Therapieformen sowie optimaler Formen der Pflege und Versorgung voran zu bringen. In beiden Ländern wurden deshalb mit hohem finanziellem Einsatz bedeutende Forschungsprogramme ins Leben gerufen. In Frankreich wurde der „Plan Alzheimer“ durch Präsident Nicolas Sarkozy persönlich initiiert. In Deutschland wurde unter Federführung von Bundeswissenschaftsministerin Annette Schavan das „Deutsche Zentrum für Neurodegenerative Erkrankungen“ geschaffen. Die Forschungsergebnisse sind aber noch unbefriedigend und eine weitere lang anhaltende Forschungstätigkeit ist unbedingt erforderlich. In diesem Sinne sollte die 2. Deutsch-Französische Expertendiskussion einer breiten Öffentlichkeit aufzeigen, welchen Stand die aktuelle Alzheimer-Forschung erreicht hat, auf welchen Wegen sie in den kommenden Jahren voranschreiten wird und auf welchen Forschungsfeldern sich eine internationale Bündelung von Ressourcen empfiehlt.

Die Debatte sollte auch aufzeigen, welche gefürchteten Konsequenzen die zu erwartenden Entwicklungen für den einzelnen Betroffenen und für die Gesellschaft als Ganzes haben bzw. haben werden. Schon Kirchenvater Augustinus schrieb ja in seinen *Confessiones* (X, 17): *Eine große Kraft ist das Gedächtnis, mein Gott, voll unergründlicher, unzähliger Fälle, und so ist meine Seele, und so bin ich selbst.* Laut Hirnforscher Prof. Ernst Pöppel geht bei Demenz oder Alzheimer allmählich die Fähigkeit verloren, die personale Identität zu wahren. Diese konstruiert sich aus dem Ich als einem autonomen Wesen und dem sozialen Bezug zu anderen Menschen. Wie er in der Zeit-

schrift „Psychologie heute“ sagte, ist „... das Tragische der Erkrankung nicht der Gedächtnisverlust an sich, sondern dass sich der Patient nicht mehr finden und bestätigen kann. Damit verliert er sein Selbst und seinen Bezug zum Anderen“. Augustinus wiederum sprach ja schon von der ontischen Trias von Sein, Wissen und Wollen und der Verknüpfung von Gedächtnis, Vernunft und Freiheit, die den Menschen als „Person“ auszeichnet. Der bei Demenz im Spätstadium zu beklagende Autonomieverlust ist also gleichbedeutend mit dem Verlust der von ihm erstmals postulierten „*personalen Selbstwahl*“. Da der Mensch wesentlich Mitmensch ist, ist die Solidarität allerdings ein weiteres Wesensmerkmal des Menschen und eine menschliche Grunderfordernis. Im Hinblick auf die allgemeine Erklärung der Menschenrechte steht eine Gesellschaft, die den Menschen als Person zum Leitbild hat, grundsätzlich unter dem Anspruch dieser Menschenrechte und der sich daraus ergebenden Konsequenz, dass der Mensch immer als Wesen von singularer Würde behandelt werden muss. In einer Abwandlung eines Zitates von Martin Buber könnte man auch sagen: „*Der Mensch wird wieder am Du zum Ich.*“

Die deutsch-französische Expertendiskussion unter Beteiligung hochkarätiger Wissenschaftler aus Deutschland und Frankreich, Vertretern der Politik und der Medien sollte den Teilnehmern die Zuversicht vermitteln, dass ein medizinischer Erkenntnisfortschritt möglich und notwendig ist, um die großen medizinischen Herausforderungen der Zukunft zu meistern. Wir würden gerne in der von uns konzipierten Veranstaltungsfolge der Öffentlichkeit vor Augen führen, dass die Möglichkeiten der modernen Forschung in der Medizin faszinierend sind, aber auch einen hohen Grad von internationaler Kooperationsbereitschaft und ein hohes ethisch-moralisches Bewusstsein aller Beteiligten erforderlich machen.

Die Autoren:

Prof. Dr. Meinhard Rust, Klinikum rechts der Isar der Technischen Universität, München

Dr. Jean-Luc Steffan, Attaché für Wissenschafts- und Hochschulkooperation für Bayern, Institut Français, München.

Krankheit funktioniert. Wenn wir diese *Pathomechanismen* verstehen, hoffen wir, Zielmoleküle für einen therapeutischen Eingriff identifizieren zu können, also für den Angriff von Medikamenten, die bestimmte Funktionen dieser Zielmoleküle zerstören bzw. beeinflussen sollen.

Beginnen wir mit der *makroskopischen Analyse*. Sie sehen (in **Abbildung 1**) links das Gehirn eines Gesunden, rechts das eines Alzheimer-Patienten. Es zeigt sich eine massive Gehirnatrophie, Millionen von Nervenzellen sind abgestorben. Gewicht und Volumen des Gehirns nehmen deutlich ab. Das ist ein Merkmal, das Alois Alzheimer schon sehr

früh und sehr gut erkannt hat. Im nächsten Schritt hat er hauchdünne Scheiben aus dem Gehirn der Verstorbenen herausgeschnitten und diese unter dem Mikroskop angeschaut. Das Ziel war dabei, zu erkennen, was letztendlich *mikroskopisch* in dem Gehirn eines Alzheimer-Patienten anders ist als beim Gesunden.

Was man da findet, sind *zwei ganz auffällige Merkmale*. Zum einen sogenannten *Plaques*. Das sind große Klumpen, die millionenfach im Gehirn auftreten; sie können teilweise in manchen Gehirnregionen bis zu einem Viertel des Gehirnvolumens ausmachen. Man kann sich gut vorstellen, dass das Ge-

hirn dann nicht mehr so richtig funktionieren kann, wenn man solche Klumpen im Gehirn hat. Es treten aber nicht nur diese Plaques auf, sondern auch *neuronalen Bündel*, die in den Nervenzellen selbst entstehen, während die Plaques außerhalb sitzen. Die Anwesenheit der Bündel deutet darauf hin, dass diese Nervenzelle am Sterben oder bereits tot ist. Das heißt, ganz offensichtlich steckt ein Gift in den Plaques, wird aus diesen freigesetzt und zerstört gezielt umliegende Nervenzellen.

III.

Die Frage ist natürlich, was spielt sich dort ab? Dafür ist eine jahrzehntelange Forschung notwendig gewesen, auch mit komplizierteren proteinbiochemischen Methoden. Man fand ein kleines Eiweiß. Dieses Eiweiß nennt man *Amyloid*. Es ist ein *kleines, aggregierendes und leider sehr giftiges Eiweiß* (**Abbildung 2**). Wenn man dieses Eiweiß zu Nervenzellen in Zellkulturen gibt, sterben die Nervenzellen ab. Wir glauben heute, dass dieses Amyloid eine *Kaskade* auslöst, die im Endeffekt zum Zelltod führt. Das Amyloid steht ganz oben in der Kaskade. Es bildet die Plaques; diese Plaques bestehen aus dem Amyloid. Die Plaques induzieren die Bündel und nachher den Zelltod. Ich werde Ihnen erst später zeigen, dass

wir dieses Modell etwas modifizieren müssen.

Jetzt könnte man ja so argumentieren: Wenn wir oben einschreiten, würden wir die Krankheit natürlich aufhalten. Wenn wir die *Amyloid-Produktion* verhindern würden, würde die Krankheit gar nicht mehr entstehen. Dann stellt sich aber sofort die Frage: Woher kommt das Amyloid eigentlich? Wenn wir dessen Produktion blockieren wollen, sollten wir sehr genau wissen, wie das *Amyloid* entsteht und warum es überhaupt giftig ist. Es ist natürlich im Zeitalter moderner Molekularbiologie und Gentechnik möglich gewesen, das entsprechende Gen für das Amyloid, also das *Alzheimer-Gen*, zu identifizieren, nämlich von Konrad Beyreuther aus Köln. Was er damals fand, war ziemlich spektakulär. Er hatte eigentlich erwartet, ein kleines Gen zu finden, das nur dieses Amyloid enthält oder kodiert. Was er aber fand, war ein Gen, das für ein sehr, sehr großes Eiweiß kodiert.

Das *Gen*, das diesen Vorläufer kodiert, haben wir alle in unserem Genom, jeder hier im Raum. Es liegt auf Chromosom 21. Warum ist es überhaupt bedeutsam, dass es auf Chromosom 21 liegt? Nun, das hat einen einfachen Grund. Sie alle kennen Patienten mit *Down Syndrom*. Diese Patienten bekommen zusätzlich zu all den Problemen,

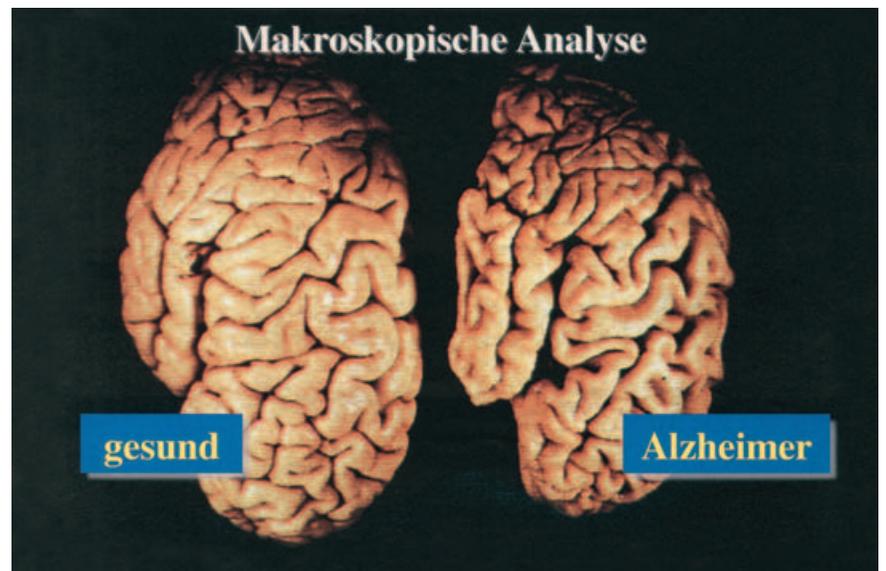


Abb. 1: Die Abbildung links zeigt ein gesundes Gehirn. Rechts sieht man ein Gehirn, das von Alzheimer geschädigt ist.

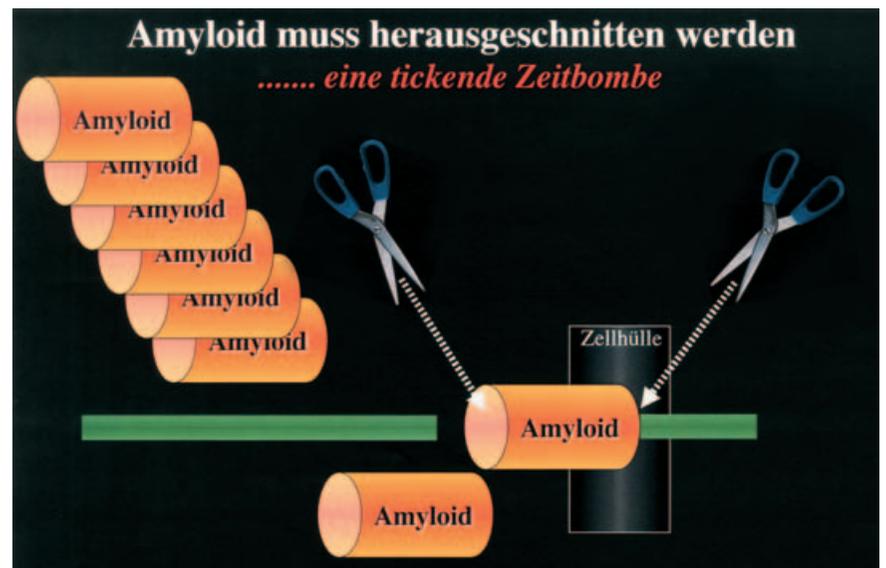


Abb. 2: Amyloid ist ein kleines, sehr giftiges Eiweiß.

die sie ohnehin schon haben, im jungen Alter eine *Alzheimerpathologie*; sie entwickeln bereits im Alter von 40 oder 50 Jahren einen richtigen Morbus Alzheimer mit entsprechendem zusätzlichem Gedächtnisschwund. Warum tun sie das? Sie haben ein Alzheimer-Gen zuviel; das heißt, sie produzieren zuviel von diesem giftigen Amyloid. Das war damals schon ein ganz, ganz starker Hinweis darauf, dass man tatsächlich das richtige Gen identifiziert hatte und dass dies auch für die Krankheit verantwortlich war.

IV.

Das Gen kodiert also ein sehr großes Eiweiß, das in der Membran der Zelle steckt. Das hat schon damals die Theorie nahegelegt, dass dieses Eiweiß irgendwie herausgeschnitten werden müsste. Wie entsteht eigentlich das ganze Amyloid? Wie kommt es da heraus? Die Natur hat Enzyme entwickelt, die im *Prinzip wie eine Küchenschere* funktionieren. Diese *Scherenzyme* können gezielt in dieses Eiweiß hineinschneiden. Wenn sie vorne schneiden, fällt der erste Teil schon einmal weg. Jetzt gibt es ein zweites Enzym, wieder eine Schere, die schneidet hinten, und wenn diese Schere geschnitten hat, fällt das Amyloid aus der Zellhülle heraus und ist dann außerhalb der Nervenzelle. Jetzt fängt diese *Amyloid* an, zu Plaques zu verklumpen und diese giftigen Fibrillen zu bilden, die Nervenzellen töten. Dieser Prozess läuft bei jedem von uns permanent im Gehirn ab. Wir alle produzieren ständig dieses Amyloid vor uns hin, und darin liegt es eben, dass wir alle, wenn wir denn alt genug werden, eine extrem hohe Wahrscheinlichkeit haben, an Alzheimer zu erkranken. Das heißt, wir haben praktisch eine tickende Zeitbombe in unserem Gehirn.

Im Labor haben wir uns diese Scherenzyme näher angeschaut. Ich habe schon sehr früh, etwa in der Mitte der 90er Jahre, diese Enzyme wirklich als Scherenzyme bezeichnet. Paradoxerweise haben wir später für eine der beiden Scheren herausgefunden, dass sie tatsächlich bildlich wie eine Schere aufgebaut ist. Dieses Enzym besteht nämlich tatsächlich aus zwei Klingen; wie eine Küchenschere, die aus zwei Teilen besteht, die durch eine Schraube, eine Mutter zusammengehalten werden muss. Auch in der Natur wird dieses Enzym durch eine Art Schraube und eine Art Mutter zusammengehalten. Diese Schraube kann man im Labor mit gentechnischen Mitteln herauserschrauben bzw. entfernen. Wenn man das tut, zerfällt die Schere in zwei Teile und die Produktion des giftigen Amyloids ist im selben Augenblick beendet. Das heißt, hier sehen Sie schon, dass diese scherenartigen Enzyme Zielmoleküle für eine therapeutische Behandlung sind.

Jetzt kurz zum *familiären Alzheimer*. Was passiert beim familiären Alzheimer? Die Pathologie ist identisch: Amyloid-Plaques und Neurofibrillen. Aber irgendetwas muss ja verändert sein. Was geändert ist, ist Folgendes: Es treten genetische Veränderungen auf, vor allem in der zweiten Schere. Hier sind die meisten genetischen Veränderungen gefunden worden, und genau in dem Vorläufer, wo die Scheren schneiden. Die Schere wird sozusagen geschärft, so dass sie leichter das Amyloid herauschneiden kann. Ein ganz gemeiner Trick der Natur, der zur Folge hat, dass mehr Amyloid gebildet wird, dieses schneller aggregiert, und damit schneller Nervenzellen getötet werden.

V.

Jetzt gibt es aber ein paar ganz andere Probleme, die auch immer wieder

durch die Presse schwirren und da für große Verwirrung sorgen, und uns Wissenschaftlern – ehrlich gesagt – auch große Probleme bereiten. Es gab ein *erstes Problem*, nämlich Nonnen in den USA, die noch im hohen Alter Schach spielten und noch Teile der Bibel auswendig kannten. Als sie verstorben waren, hat man deren Gehirne untersucht und die waren voller Plaques. Wie konnte das sein? Wie kann ein Mensch, der geistig total fit ist, die halbe Bibel auswendig kennt, ein Gehirn voller Plaques haben? Die logische Konsequenz daraus: Die Plaques sind nicht die Ursache, Amyloid ist nicht die Ursache, und die Wissenschaft verfolgte über Jahrzehnte eine falsche Spur?

Das ist meiner Meinung nach die völlig falsche Schlussfolgerung. Die Konsequenz war, dass wir uns selbst einmal an der Nase packen und nachschauen mussten, ob denn unsere Theorie so stimmt und ob wir genau genug hingeschaut haben. Was wir machen müssen, ist, diese Amyloid-Kaskade, die ich vorhin schon eingeführt habe, etwas zu modifizieren. Wir dachten ursprünglich, die Plaques seien die Hauptverantwortlichen. Dem ist nicht so. Es sind viel eher die Vorstufen; wir nennen sie *Oligomere*. Es ist ein furchtbar komplizierter Ausdruck, der an sich gar nichts Tolles besagt. Er besagt nur, dass *zwei oder mehr solche Amyloidmoleküle* zusammenkleben. Diese bilden keine großen klebrigen Fibrillen, sondern ganz kleine Moleküle, die noch löslich sind, im Gehirn auf weite Strecken diffundieren können, sich in die Verbindung der Nervenzellen einlagern können und gezielt die Nervenzellen zum Absterben bringen. Diese Oligomere lösen die Bündelbildung und dann den Zelltod aus.

Was ist mit den Plaques? Die Plaques sind meiner Meinung nach ein Endprodukt aus diesen Oligomeren. Wenn nämlich viele tausende Millionen solcher *Oligomere* sich verbinden, zusammenkleben, gibt es lange Fäden, und diese langen, langen Fäden verkleben wieder mit dem nächsten Faden, und die bilden dabei die Plaques. Die Plaques selber haben vermutlich relativ wenig Einfluss auf die Erkrankung. Es sind also viel eher diese Oligomere, und die kann man natürlich im Gehirn dieser Patienten gar nicht sichtbar machen. Die Plaques dagegen sehen wir. Vielleicht bilden diese sogar so eine Art Abfalleimer für Amyloid, so eine Art *Mülldeponie*, das wäre vielleicht sogar ein Zeichen dafür, dass es gar nicht so schlecht wäre, Plaques zu haben. Damit hätten wir vielleicht das Nonnen-Problem zumindest ansatzweise gelöst.

VI.

Jetzt kommt aber ein *zweites Problem*, das auch wieder durch die Presse geisterte und entsprechende Folgen hatte. Man sprach plötzlich von einer Ansteckungsgefahr: Pflegepersonal und Angehörige von Alzheimer-Patienten hätten eine höhere Wahrscheinlichkeit, selbst zu erkranken. Eine Katastrophe, wenn man bedenkt, dass die meisten Patienten zuhause durch Angehörige gepflegt werden. Wenn hier eine Ansteckungsgefahr bestünde, dann haben wir ein gewaltiges Problem. Dann sehe ich keinerlei Möglichkeiten mehr, wie wir die Patienten überhaupt noch pflegen könnten.

Und – eine Hiobsbotschaft kommt selten allein – es kam gleich die zweite, nämlich die einer Alzheimer-Infektion. Wissenschaftler hatten nämlich herausgefunden, dass die Krankheit zumindest *auf Mäuse übertragbar* ist. Das ist natürlich eine absolute Katastrophe. Die beiden Nachrichten zusammen sind wirklich schlechte Nachrichten. Da

denkt man nämlich gleich an so etwas Fürchterliches wie Kuru Kuru oder BSE. Beide Erkrankungen sind pathologisch ja ganz nahe mit der Alzheimer-Erkrankung verwandt und, wie Sie alle wissen, hoch ansteckend. Die BSE-Krise hatte ja in Bayern für erheblichen Wirbel gesorgt. Ich hatte schon befürchtet, dass jetzt noch größerer Wirbel entsteht, weil natürlich die große Anzahl der Patienten eine ganz andere Dimension darstellt. In Deutschland haben wir keinen einzigen BSE-Patienten, aber 1,2 Millionen Alzheimer-Patienten!

Aber was haben die Wissenschaftler hier eigentlich gemacht? Sie haben Hirnextrakt aus einem Alzheimer-Patienten gewonnen – kein schönes Experiment – und haben dies ins Gehirn oder in den Bauchraum von Mäusen injiziert. Was macht die Maus daraufhin? Sie bildet sehr schnell Plaques. Aber das waren *Mäuse, die genetisch manipuliert waren*, so dass sie ohnehin Alzheimer bekommen hätten; sie bekamen ihn jetzt nur früher. Macht man das Gleiche mit einer Feld-, Wald- und Wiesenmaus, geschieht überhaupt nichts. Was passiert hier also? Es ist ganz einfach. Sie kennen alle Bergkristall. So ein Kristall wächst nicht von alleine; er entsteht nicht aus dem Nichts, sondern er braucht *Kristallisationskerne*, Staubkörner oder ähnliches. Genau solche Staubkörner hat man ins Gehirn injiziert. Man hat von einem Alzheimer-Patienten einen Gehirnextrakt hergestellt, hat Plaques regelrecht in kleine Stückchen zerstückelt, und diese kleinen Stückchen ins Gehirn injiziert. Die wirken wie Kristallisationskerne, wie ein Sandkorn für den Bergkristall. Das bewirkt dann das ganz schnelle, rapide Anwachsen der Plaques.

In Deutschland haben wir keinen einzigen BSE-Patienten, aber 1,2 Millionen Alzheimer-Patienten!

Ist das Ganze jetzt wirklich für uns gefährlich? Machen wir einmal ein ganz einfaches Experiment. Wir nehmen eine gesunde Maus und eine Alzheimer-Maus, die die Krankheit entwickelt hat, mit Gedächtnisverlust, Nervenzellenverlust etc. und stecken sie zusammen in einen Käfig. Wenn das gefährlich und wirklich ansteckend wäre, müsste die gesunde Maus früher oder später erkranken. Was geschieht hier? Es geschieht überhaupt nichts; die gesunde Maus bleibt gesund. Ich glaube, es käme keiner von uns auf die Idee, wie der Eingeborenenstamm in Neuguinea die eigenen Verwandten zu verzehren. Insofern, glaube ich, ist die Gefahr relativ gering. Biologisch allerdings, für das Fortschreiten der Erkrankung im Gehirn und die Ausbreitung der Erkrankung im Gehirn, sind diese Experimente von ganz großer Bedeutung.

VII.

Moderne Therapie? Was kann man eigentlich machen? Sie können sich vorstellen, worauf ich abziele: Ich möchte, dass die Plaques und die Bündel verschwinden. Wie kann man das machen? Klar, ich würde natürlich ganz gerne an den Scherenmolekülen, den Zielmolekülen, den Targets, angreifen, und versuchen, die Zielmoleküle zu blockieren. Kann man das machen? Das geht ganz gut. Die Pharma-Industrie kennt solche Moleküle sehr gut, die Scheren-Enzyme blockieren. Die AIDS-Erkrankung wird zum Beispiel so heute mit großem Erfolg hinausgezögert. Die Medikamente, die man da verabreicht, sind nichts anderes als *Scherenblocker*.

Was machen diese Scherenblockaden? Die lagern sich genau zwischen die beiden Klingen ein und verhindern auf die Art das Zuschneiden der Schere, und wenn die Schere nicht zuschnappen kann, kann kein Amyloid entstehen.

Jetzt muss man sich aber eine ganz wichtige Frage stellen. Diese Scheren werden ja von unserem *Genom* kodiert. Diese Gene tragen wir alle, jeder von Ihnen hier im Raum, in unserem Genom. *Können wir ein Enzym, das normalerweise in unserem Genom vorkommt, zerstören oder blockieren, ohne das dies Nebenwirkungen hat?* Genau darauf muss man extrem genau achten. Bisher kam bei allen klinischen Versuchen mit diesen Medikamenten heraus, dass wichtige physiologische Funktionen zerstört werden, ja so stark zerstört werden, dass katastrophale Nebenwirkungen auftreten. Ein ganz großer klinischer Versuch einer amerikanischen Firma mit Tausenden von Patienten weltweit musste Knall auf Fall abgebrochen werden, weil *dramatische Nebenwirkungen* auftraten, unter anderem Hautkrebs und die Erkrankung, das heißt die Demenz, wurde sogar noch schlimmer.

Was geschieht, möchte ich kurz an einem Beispiel erläutern. Eine der beiden Scheren hat eine sehr wichtige Funktion ausgerechnet in unseren Nervenzellen. Unsere Nervenzellen haben ganz lange Kabel, die wie Stromkabel gebaut sind und teilweise vom Rücken bis zum Zeh hinuntergehen, einen Meter lang oder noch länger. Wie ein Stromkabel sind diese Nervenfasern mit einem Isolierband umgeben. Je länger so ein Stromkabel ist, umso dicker muss das Isolierband sein. Das ist beim Menschen genau das gleiche. Die Dicke des Isolierbands wird durch ein Enzym gemessen und reguliert; ausgerechnet das macht eine dieser Scheren. Diese Schere reguliert die Dicke und bestimmt die Dicke sehr exakt.

Wenn man jetzt die Schere aus dem Genom der Maus entfernt, ist das Ergebnis ziemlich katastrophal. Man sah sofort, dass diese Isolierschicht dramatisch dünner geworden war. Damit zeigt das natürlich, dass die Schere eine *wichtige physiologische Funktion* hat, ausgerechnet im Nervensystem des Menschen. Das heißt, wir sollten extrem vorsichtig mit der Behandlung sein, Holzhammermethoden bringen uns hier nicht weiter. Ich halte es da eher mit den griechischen Philosophen, zum Beispiel Alkaios (ca. 600 v. Chr.). Der hat nämlich etwas ganz Schlaues gesagt. Er meinte: „Was fruchtet es, ob du dich auch sorgst und härmst? Das beste Mittel, Freund, bleibt immer (und jetzt kommt es!), Wein sich zu holen und froh zu zechen.“ Dem kann ich nur zustimmen, denn im Rotwein ist sage und schreibe eine Substanz vorhanden, die zum Teil vor der Giftigkeit des Amyloids schützt, aber gleichzeitig auch eine der beiden Scheren in ihrer Aktivität blockiert. Nur haben wir hier wieder das Problem, wir müssten so viel Rotwein trinken, dass wir an etwas ganz anderem sterben würden.

VIII.

Das heißt, Sie sehen hier das *ganz große Problem*: Grundlagenforschung kann große und spektakuläre Erfolge erzielen und Krankheiten wirklich molekular erklären. Aber vom Molekül zum Menschen zu kommen, das ist ein gewaltiger Schritt, den wir Wissenschaftler immer wieder unterschätzen. Den habe ich als Jungwissenschaftler auch dramatisch unterschätzt. Ich dachte eigentlich, wenn wir so weit sind, dass wir diese Enzyme haben, ist es anschließend ein Kinderspiel, die Sache ist dann rasch erledigt. In der Zwischenzeit bin ich da entschieden vorsichtiger geworden.

Aber trotzdem sollten wir den phantastischen Fortschritt der biomedizinischen Forschung im Bereich der Alzheimererkrankung nicht kleinreden. Wir haben riesige Erfolge bei der Ursachenforschung erzielt und können Medikamente herstellen, die bei richtiger Anwendung und rechtzeitigem Einsatz, vor oder unmittelbar nach Beginn der Erkrankung, vielleicht die Erkrankung verlangsamen können – auch wenn es bis dahin sicher noch ein sehr, sehr weiter Weg sein wird.

Die Bundesregierung hat verstanden, dass eine riesige Lücke zwischen universitärer Grundlagenforschung und angewandter Forschung am Patienten klafft. Dafür wurde das Deutsche Zentrum für Neurodegenerative Erkrankungen (DZNE) gegründet. Es ist eine bundesweite Organisation, bestehend aus acht verschiedenen Instituten, verteilt über ganz Deutschland, die sich alle der Alzheimerforschung und der Demenzforschung widmen, mit jeweils verschiedenen Forschungsschwerpunkten. Auch wir in München haben eines dieser Zentren bekommen, und da entsteht sogar im Moment, direkt gegenüber des Klinikums in Großhadern, ein Neubau, ein großes Demenzforschungsinstitut, das gleichzeitig auch mit dem Institut für Schlaganfall- und Demenzforschung zusammenarbeitet, einer Gründung einer großen nach München

gegangenen Stiftung. Wir werden allein in diesem Institut insgesamt acht neue Professuren berufen. Die Ausstattung für experimentelle Forschung ist exzellent. Das Institut wird in zwei bis zweieinhalb Jahren bezugsfertig sein. Im Moment werden bereits Laborflächen angemietet, so dass die Berufungen der neuen Wissenschaftler bereits voll im Gange sind. Eine sagenhafte Entwicklung in Deutschland, aber auch in Frankreich, worüber Prof. Checler Ihnen sicherlich noch berichten wird. Ein hoffnungsvoller Ausblick also für die Zukunft unserer Patienten. □

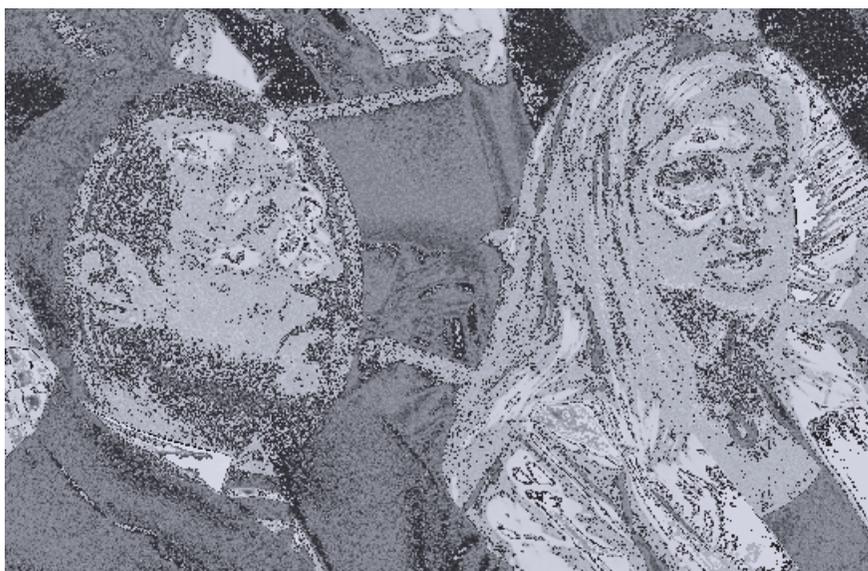
Kooperationspartner

Die Expertendiskussion wurde veranstaltet vom Klinikum rechts der Isar, dem Gesundheitsforum der Süddeutschen Zeitung, der Katholischen Akademie Bayern, dem Institut Français, der Ludwig-Maximilians-Universität, der Technischen Universität München und dem Bayerisch-Französischen Hochschulzentrum.



Dr. Gernot Sittner, 1. Vorsitzender des Gesundheitsforums der Süddeutschen Zeitung (li.), und Professor Dr. Klaus Peter (Mi.), ehem. Dekan der Medizini-

schen Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität München, moderierten die Tagung. Neben ihnen Professor Christian Haass.



Melanie Huml, Staatssekretärin im Bayerischen Staatsministerium für Umwelt und Gesundheit, und Stéphanie Visconti, der französische General-

konsul in München, sprachen Grußworte und verfolgten dann die Vorträge des Forums.

Fortschritte der Diagnostik und Früherkennung

Marie Sarazin

I.

Im Rahmen meines Vortrages möchte ich hier zu den klinischen Aspekten der Alzheimerschen Erkrankung Stellung nehmen. Als Ärztin und Neurologin bin ich seit vielen Jahren in Forschung, Lehre und Klinik zusammen mit meinem Lehrer Prof. Dubois im Klinikum „La Pitié-Salpêtrière“ in Paris mit der Krankheit befasst. Ich möchte Ihnen nun kurz vorstellen, wie medizinische Teams heute zur Diagnose „Alzheimer“ kommen und wie zuverlässig die Diagnose besonders auch in Frühstadien ist.

Die Alzheimer-Krankheit wurde, wie schon der Name besagt, von Herrn Dr. Alois Alzheimer entdeckt, der ja übrigens lange hier in München tätig war. Alzheimer hat als junger Arzt die Leidensgeschichte der jungen Patientin Augusta D. beschrieben. Sie hatte mit großen Gedächtnislücken zu kämpfen; aber sie hatte auch Mühe, ihre Gestik zu beherrschen und Bewegungen auszuführen. Sie litt auch an örtlicher und zeitlicher Orientierungslosigkeit. Alzheimer hat die klinischen Symptome der Patientin genau beschrieben. Es war das erste Mal, dass man sich mit diesem Krankheitsbild beschäftigt hat. Ungefähr zur selben Zeit hat man auch – wie schon von Prof. Haass erwähnt – erstmals das Gehirn mikroskopisch analysieren können. Das war Alzheimers zweite besondere Idee. Er hat nach dem Tod der Patientin Schnitte ihres Hirngebwebes hergestellt und die typischen pathologischen Schäden am Gehirn exakt analysiert und beschrieben.

Im Inneren eines Neurons gibt es eine anormale Anhäufung von Protein und außerhalb der Zelle rundliche Anhäufungen, also auch Protein-Ablagerungen. Dabei handelt es sich, wie bereits Prof. Haass gesagt hat, außerhalb der Zelle um Ablagerungen von Amyloid, innerhalb der Zelle um Ablagerungen von Tau. Man kann durch spezielle Analysetechniken nachweisen, dass diese Anomalien tatsächlich real existieren. Das sogenannte Tau-Protein koppelt sich innerhalb des Neurons an oder – wie man sagt – aggregiert. Es sind also diese beiden Anomalien auf der Ebene der Proteine oder Eiweiße, die dazu führen, dass ein Patient an Alzheimer leidet.

II.

In der Praxis geht es zuerst um die klinische Diagnostik. Das ist sehr wichtig. Es ist interessant, dass Augusta D. nur 51 Jahre alt wurde; das heißt sie war eine relativ junge Patientin, was auch zeigt, dass junge Menschen an Alzheimer erkranken können. Natürlich ist es auch eine Tatsache, dass das Risiko, an Alzheimer zu erkranken, mit höherem Alter ansteigt. Man kann also in der Tat sagen, dass Alter ein Risikofaktor ist. Aber man kann gleichzeitig auch jung und krank sein oder alt und gesund. Man kann also nicht verallgemeinern. Ich sage nur, dass eine Wahrscheinlichkeit besteht. Die Neurologen waren lange der Meinung, dass Alzheimer eine Krankheit ist, die vorwiegend junge Menschen betrifft, und dass man im Gegensatz dazu bei den älteren Menschen von Altersdemenz sprechen müsse oder – im Medizinjargon – von



Dr. Marie Sarazin, Institut de la Mémoire et de la Maladie d'Alzheimer (IMMA), Département de Neurologie, La Pitié Salpêtrière/Université Pierre et Marie Curie (Paris VI)

seniler Demenz. Erst wesentlich später kam man darauf, dass auch ältere Menschen an Alzheimer erkranken können und dass man hier eine Abgrenzung zu „anderen“ Altersdemenzen schaffen muss.

Seither hat sich die Diagnostik verbessert. Wir haben große Fortschritte gemacht. Heute kann ich sagen, dass wir in der Lage sind, die Krankheit Alzheimer sehr früh zu diagnostizieren. Es ist allerdings ein langer Krankheitsverlauf. Es ist so, dass die zuvor beschriebenen Ablagerungen von Amyloid und Tau sich über viele Jahre bilden. Die ersten Symptome können sehr diskret sein. Es ist oft nicht so, dass man sofort feststellen kann, ob ein Patient die klassische Symptomatik aufweist. Die Symptome verschlimmern sich allmählich, werden stärker und das alltägliche Leben ein bisschen schwieriger. Man muss auf die kleinen Symptome achten. Man spricht von Einbuße des episodischen Gedächtnisses. Die Erinnerung an bestimmte Ereignisse wird unzuverlässig und lückenhaft, Episoden werden immer ein bisschen verfälscht. Dennoch bleiben die Personen noch in der Lage, alleine zu leben.

Dann werden die Symptome immer stärker. So nimmt etwa die Selbstständigkeit ab. Das heißt, die kognitiven Störungen werden immer größer und nehmen zu, je weiter die Krankheit fortschreitet. Hier finden wir die biologische Kaskade wieder, von der Professor Haass gesprochen hat. Der Prozess zieht sich über einen langen Zeitraum von 15 bis 20 Jahren hin. In dieser Zeit kommt es zu den Amyloid-Ablagerungen. Es gibt aber in dieser Phase noch keine so starke Beeinträchtigung, dass klinische Symptome eindeutig zu beurteilen sind.

III.

Worauf wollen wir heute hinaus, was ist das große Ziel für Wissenschaftler und Ärzte? Wir streben eine Frühdiagnose an. Wir wollen nicht warten, bis ein Patient seine Selbstständigkeit

verloren hat und der Demenz völlig ausgeliefert ist. Wir wollen jemanden, der sein Leben noch eigenständig leben und bestimmen kann. Es ist also wünschenswert, die Diagnose in einem Stadium zu stellen, wo alle diese Symptome noch sehr leichtgradig sind: Der Patient ist klaren Sinnes, er kann sein Leben noch alleine bewältigen und bestimmen. Man will das also so früh wie möglich schaffen. Und das bringt natürlich Schwierigkeiten mit sich. Denn die Symptome sind bei weitem nicht so eindeutig, sie sind immer noch diskret und deswegen braucht man neue Werkzeuge.

Eine Frühdiagnose setzt voraus, dass man weiß, wonach man eigentlich sucht. Was möchte man eigentlich konkret frühzeitig erkennen? Nun, die Krankheit folgt hier einem ganz klaren Verlauf, nämlich angelehnt an die Ausbreitung der Tau-Proteine-Ablagerungen. Das Ganze folgt einem gewissen Schema. Das Gehirn ist ja strukturell so aufgebaut, dass jede anatomische Region für eine bestimmte Hauptfunktion verantwortlich ist, etwa die Motorik, das Gedächtnis oder die Sprache. Jede Region im Gehirn hat also ihre spezifische Aufgaben. Die Ablagerungen beginnen in einer ganz kleinen Region im Temporallappen, im sogenannten Hippocampus. Das Problem ist, dass hier auch Veränderungen auftreten, wenn man zum Beispiel zu viel trinkt. Alkoholiker haben in diesem Bereich ganz große Schäden, weshalb sie in der Regel auch große Gedächtnisschäden und Merkschwierigkeiten haben.

Wir betrachten nun diese Region isoliert und müssen uns auf sie konzentrieren. In der Regel ist es so, dass bei einem Alzheimer-Patienten die anderen Regionen des Gehirns nach wie vor intakt sind und gut funktionieren. Es ist sehr wichtig, an dieser Stelle zwischen dem Kurz- und dem Langzeitgedächtnis zu unterscheiden. Denn der Patient erinnert sich in der Regel an alle Ereignisse von früher sehr gut. Er hat aber große Schwierigkeiten, sich an kurzzeitige Dinge zu erinnern. Im täglichen Leben: In einem Gespräch wiederholen die Personen Dinge immer wieder, erinnern sich nicht an Dinge, die vor fünf Minuten gesagt worden sind und so weiter. Es gibt also nur in diesem Bereich eine Störung, der Rest des Gehirns ist noch in Ordnung und der Patient kann noch alleine leben.

Später können dann auch andere Teile des Gehirns betroffen sein, wie zum Beispiel der Parietallappen, der Frontallappen und weitere Bereiche des Temporallappens. Die Person hat dann Schwierigkeiten, sich klar auszudrücken. Neben diesen Sprachschwierigkeiten hat sie aber auch ganz große Merkschwierigkeiten. Das ist etwas, was sich über mehrere Jahre langsam entwickelt. In dieser Phase haben die Personen noch eine normale Motorik, können also normal gehen. Ein Alzheimer-Patient in diesem Stadium irrt oft stundenlang umher. Er kann problemlos weiterlaufen, sich fortbewegen, aber er weiß nicht mehr, wohin er geht und findet nicht mehr nach Hause. Später wird es zunehmend schwierig, kleine Dinge des Lebens zu verrichten, den klassischen Ablauf des Tages zu koordinieren. Auch die Gefahr von Stürzen ist dann sehr groß. Hier kann man bereits von einem leichten bis mittleren Stadium der Demenz sprechen. Die Amnesie setzt ein, aber auch Aphasie, Apraxie oder Agnosie sind Symptome, die hier auftreten. Das sind also weitere medizinische Symptome von kognitiven Störungen.

IV.

Spätestens hier sollte die Krankheit erkannt und die klinischen Symptome

bekämpft werden. Es ist wichtig, sobald es am Hippocampus zu einem Schaden kommt, denselben so schnell wie möglich zu identifizieren. Wir haben diesbezüglich zwei parallele Ansätze. Zunächst den klinischen Ansatz, bei dem man versucht, festzustellen, welches die klinischen Symptome der Krankheit sind. Man spricht hier vom Phänotyp. Welche Symptome weist der Patient auf? Das ist ganz wichtig. Das heißt, wir müssen zunächst einmal herausfinden, ob der Hippocampus wirklich betroffen ist oder nicht. Man macht eine bildgebende Untersuchung und dann wird ein Gedächtnistest absolviert. Gibt es einen Zusammenhang zwischen dem Hippocampus und dem Gedächtnis oder nicht? Der zweite Ansatz ist der biologische Ansatz. Diesen gibt es erst seit wenigen Jahren. Man versucht hier, Parameter zu finden, die für die Krankheit sprechen, also Laboranomalien, die man analysiert, um von biologischen Markern sprechen zu können.

Ich habe gesagt, dass die Identifizierung des Syndroms der erste Schritt ist: Also eine Topographie zu beschreiben, die ganz genau gestattet, die betroffenen Regionen und Teile des Gehirns zu identifizieren. Das wird dann mit den Symptomen abgeglichen. Man muss hier aber vorsichtig sein, damit es nicht zu einer Verwechslung mit anderen Krankheiten kommt. Sprachstörungen

oder Gedächtnislücken können ja auch auf andere Pathologien zurückzuführen sein. Das ist natürlich sehr schwierig, denn wenn man heute, egal wem, die Frage stellt: „Haben Sie Gedächtnislücken oder haben Sie Schwierigkeiten, sich zu erinnern?“, dann wird Ihnen niemand mit Ja antworten. Das ist doch völlig normal, dass man ab einem Alter von 55 Jahren hin und wieder etwas vergisst. Es ist also schwierig, nur durch einfache Befragung eine Analyse herbeizuführen und vernünftige Ergebnisse zu erzielen.

Später wird es zunehmend schwierig, kleine Dinge des Lebens zu verrichten, den klassischen Ablauf des Tages zu koordinieren.

Wie funktioniert das Gedächtnis eigentlich normalerweise? Es werden Informationen gespeichert und man kann sie wieder abrufen. Der Mediziner wird nicht die Frage stellen, ob Sie ein gutes oder schlechtes Gedächtnis haben. Das ist absolut nicht zielgerichtet. Die Frage ist vielmehr: Haben Sie das Gefühl, dass Sie sich etwas schlechter merken können als früher? Muster müssen also

mit den klinischen Symptomen abgeglichen werden.

Ein kurzer Exkurs zur Funktionsweise des Gedächtnisses: Ich zeige Ihnen eine Wortliste und frage sie später ab. Das ist ganz einfach. Daran kann man sehen, wie stark ihre Konzentration ist, oder welche Interferenzen es hier gibt, die dazu führen, dass das Abrufen nicht mehr funktioniert. Um zu beurteilen, ab wann man von einer Amnesie, also von einem Gedächtnisverlust sprechen kann, sind zunächst einmal die Konzentration und auch die Aufmerksamkeit wichtig. Um sich etwas merken zu können, muss man sich auf die Information konzentrieren können. Auch das Abrufen ist sehr wichtig: Entweder weiß der Patient alle Wörter, dann ist es wunderbar oder er hat Schwierigkeiten, sich an die Wörter zu erinnern, was jedem von uns auch im täglichen Leben passieren kann.

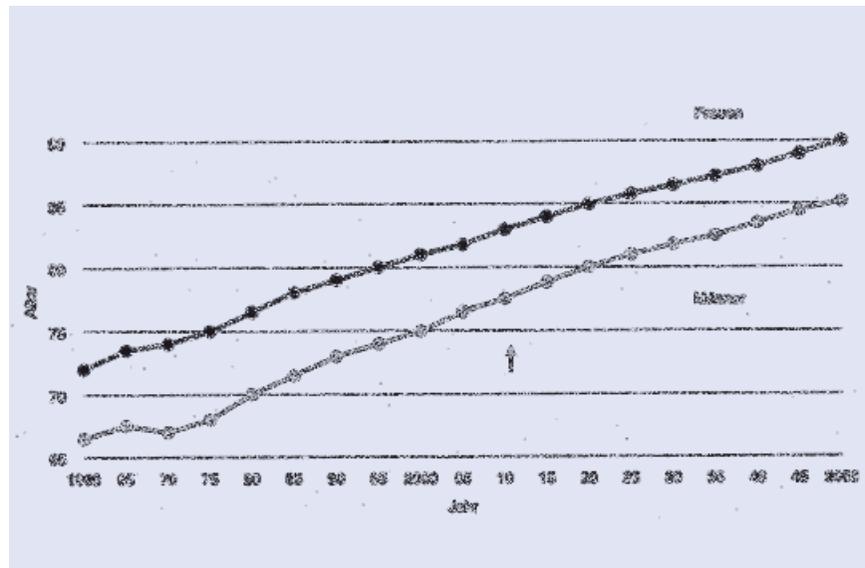
Wie gehe ich dann vor? Wenn sich jemand an das nächste Wort erinnern kann, dann ist es okay. Wenn er sich beim übernächsten Wort aber nicht ganz sicher ist, versuche ich, ihm zu helfen, ich möchte ihn auf eine Gedächtnisspur bringen. Wenn ich von einem Hering gesprochen habe, sage ich, da war ein Fisch; dann erinnert er sich vielleicht. Oder wenn ich von Fanta gesprochen habe, sage ich, eine Sorte Limonade. Also, wenn man sagt, es war ein Getränk in der Liste, es war ein Fisch, und wenn er es schafft, hier die richtige Antwort zu geben, dann spricht man von einer Normalisierung der Wiedererinnerung, einer Normalisierung des Abrufs. Das heißt, es war hier einfach nur ein falscher Abruf von einer richtigen Information, die aber gespeichert war. Dass das Gedächtnis nicht mehr so gut funktioniert, ist auch ein großes Problem bei anderen Krankheiten und überhaupt im Alter. Die Menschen haben Angst, langsam das Gedächtnis, um nicht zu sagen, den Kopf zu verlieren. Das hat aber nichts mit Alzheimer zu tun.

Jetzt wiederholen wir das Ganze noch einmal. Ich sage wieder, in der Liste war ein Fisch, und dann sage ich, es war ein Karpfen oder es war eine Forelle. Wenn der Patient trotzdem nicht darauf kommt, stelle ich fest, dass tatsächlich eine Amnesie vorliegt, dass wir hier ein neuronales Problem haben und dass die Strukturen des Hippocampus nicht mehr funktionieren, wie sie sollten. Es liegt dann wirklich eine Störung vor, sehr wahrscheinlich eine Alzheimer-Erkrankung. Schließlich wird das durch klinische Tests überprüft.

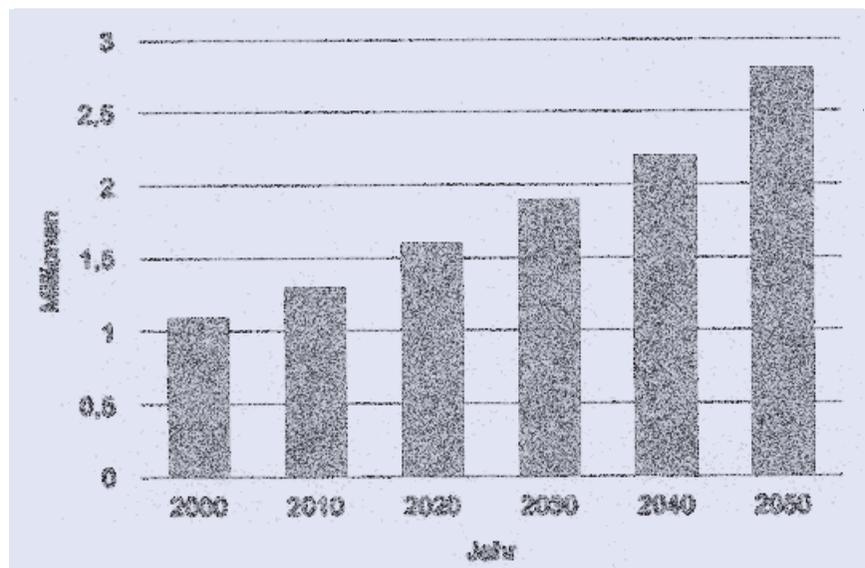
V.

Es gibt eine französische Studie, die wir mit verschiedenen Teams aus 14 Zentren durchgeführt haben. Wir haben Menschen untersucht, die gesagt haben: Ich habe das Gefühl, ich erinnere mich schlecht, mein Gedächtnis ist schlechter geworden. Die meisten Patienten, die keine Krankheit entwickelt hatten, sind stabil geblieben. Aber leider hatten manche Patienten schon Alzheimer in einem frühen Stadium. Das konnten wir dadurch feststellen, dass sich deren Gedächtnislücken in Langzeituntersuchungen entsprechend verschlechterten. Das hat uns auch gestattet, hier eine Differenzierung zu treffen zwischen jenen Patienten, die Alzheimer im frühen Stadium hatten, und jenen, die überhaupt nichts hatten, die einfach nur an einer gewissen Vergesslichkeit litten, die mit dem Alter in Zusammenhang steht.

Zudem haben wir mit der Kernspintomografie, das heißt mit einem bildgebenden Verfahren, gearbeitet und untersucht, ob die Probleme in Zusammenhang mit gewissen Regionen im Hippocampus stehen. Je schlechter die



Die Lebenserwartung wird in den kommenden Jahrzehnten weiter zunehmen.



Auch die Zahl der Demenzerkrankungen steigt. Hier die Schätzungen für Deutschland.

Ergebnisse waren, desto größer war der Schaden, den man bildhaft darstellen konnte. Die Atrophie des Hippocampus geht also Hand in Hand mit den Resultaten des Tests, den wir durchgeführt haben. Wie ich bereits gesagt habe: Die erste Etappe besteht darin, dass man eine klinisch-radiologische Identifizierung der Krankheit anstrebt.

Es gibt Mess-Skalen, die ausgearbeitet wurden, um die Atrophien zu messen. Es gibt visuelle Skalen von 1 bis 3, und auch Computer-Software-Programme, die eine genaue Messung gestatten. Man kann zum Beispiel sagen, wie viele Quadratmillimeter der Hippocampus aufweist. Man kann diese Schäden auch durch andere bildgebende Verfahren darstellen, wie zum Beispiel durch eine Hirnszintigraphie. Hier stellt man dar, wie viel Sauerstoff die Neuronen enthalten. Wenn der Cortex, also die Hirnrinde, normal funktioniert, ist ein gewisser Sauerstoffgehalt da. Wenn das nicht mehr der Fall ist, wird das sichtbar dargestellt. Man kann auch die Zuckerkonzentration in den Neuronen durch die PET-FDG (Positronen-Emissions-Tomographie) mit einer radioaktiv markierten Zuckerkonzentration nachweisen. Man kann sogar eine ganze Hirnregion darstellen, die durch die Krankheit angegriffen wurde.

Man kann krank und selbstständig sein. Wir müssen Alzheimer aus den klassischen Demenz-Krankheiten ausgliedern.

Wir haben einen Patienten befragt, der ganz am Anfang der Krankheit stand und seine Symptome beschrieb:

„In der Tat habe ich Schwierigkeiten, mich zu erinnern. Wenn ich mich zum Beispiel erinnern will, was vor zwei Tagen oder gestern geschehen ist, muss ich mich enorm konzentrieren. Ich verlasse mich dabei sehr auf meine Frau. Aber ich fühle mich nicht beim Denken beeinträchtigt. Ich glaube, ich bin derselbe wie vor der Erkrankung.“

Er wusste also, dass er einige Probleme mit der Erinnerung hatte, aber er sagte gleichzeitig auch, dass er nicht das Gefühl hatte, ansonsten beeinträchtigt zu sein. Er konnte nach wie vor Entscheidungen treffen. Er hatte das Gefühl, wirklich noch seinen Kopf zu haben, und fühlte sich nicht schlecht. Es gibt also diese leichten, aber später auch schwere Stadien der Krankheit. Wichtig ist es, dass man bei dem frühen Stadium ansetzt. Es gibt verschiedene Gedächtnistests, die verwendet werden. Eine Kernspintomographie wird durchgeführt oder auch alternative funktionelle bildgebende Maßnahmen können angewendet werden.

VI.

Wenn wir einen Zweifel haben, und das ist bei Alzheimer leider oft der Fall, arbeiten wir mit sogenannten Biomarkern. Das heißt, wir versuchen, Proteine zu messen, die zum Beispiel in normaler Form in Gehirnen abgelagert werden. Wie kann man solche Informationen bekommen? Das sind ganz neue Techniken. Man kann innerhalb des Gehirns die Plaques mit dem Amyloid-Protein messen. Man kann auch innerhalb der Neurone das Tau-Protein darstellen, das auf anormale Weise zum Phosphorylieren angeregt wurde. Ferner können wir das Gehirnwasser, den Liquor cerebrospinalis, untersuchen, um nach einer Lumbarpunktion die Peptide zu bestimmen. Wenn es einen niedrigen Spiegel dieses Peptids im Gehirn

gibt, ist das so, als ob es Plaques im Gehirn gäbe. Ich sage bewusst, als ob, weil das nicht unbedingt übereinstimmt mit dem, was wirklich im Gehirn vorstatten geht. Ein anderes Zeichen für eine Störung ist eine Erhöhung des Tau-Proteins im Liquor. Mit Biomarkern kann man also sehr früh einen Morbus Alzheimer feststellen.

Was in Frankreich bislang nur auf der Ebene der Forschung verwendet wird, ist die Injektion eines Markers, der an den Amyloid-Plaques andockt. Das kann man visuell darstellen. Man injiziert ein Radioisotop mit einer messbaren radioaktiven Strahlung und stellt anhand dieser das Bild des Gehirns dar. Bei einem Patienten, der 64 Jahre alt ist und aufgrund eines Gedächtnistests Alzheimer hat, sah man die Plaques, die spezifischen Ablagerungen. Zum Vergleich diente ein gesunder Mensch, bei dem es keine Ablagerungen gab. Also, eine weitere Möglichkeit, um diese Läsionen, diese Schäden darzustellen.

Wir hatten einen Patienten, der 89 Jahre alt und absolut selbstständig war, wenig Gedächtnislücken hatte, die ihn eigentlich nicht groß störten. Er konnte damit gut leben. Wir haben bei ihm eine Lumbarpunktion durchgeführt und wir sahen, dass es keine Ablagerungen gab wie bei dem vorigen Patienten. Man muss sich auch Folgendes einmal vor Augen halten: In einem so frühen Stadium von Alzheimer gibt es diese Ablagerungen oftmals beim Menschen. Das ist ein Befund, den man mit Vorsicht betrachten muss, denn häufig gehen diese Ablagerungen nicht Hand in Hand mit den Symptomen und dem Voranschreiten der verschiedenen Symptome.

VII.

Was kann ich also nun zum Abschluss sagen? Man kann krank und selbstständig sein. Wir müssen Alzheimer aus den klassischen Demenz-Krankheiten ausgliedern. Vergessen Sie nicht: Demenz ist nicht Alzheimer, Alzheimer ist nicht Demenz. Jede Krankheit führt zu einem Endstadium, leider, denn bis heute gibt es kein Heilmittel gegen Alzheimer. Es ist heute wirklich wichtig, mit dem Patienten so früh wie möglich in Kontakt zu treten, die Krankheit so schnell wie möglich zu diagnostizieren, um ihn dann so gut wie möglich zu behandeln. Ich habe vorher bereits von der Frau Staatssekretärin gehört, dass es in Bayern bereits eine hervorragende Versorgungsstruktur gibt. Es ist ungemein wichtig, dass es Beratungs- und Betreuungsstrukturen gibt und diese weiter ausgebaut werden. Die grundlegende Idee lautet: Krank sein und selbstständig bleiben, das ist wirklich wichtig.

Es gibt ja sehr viele Publikationen in wissenschaftlichen Fachzeitschriften, und man versucht, eine neue Definition der Krankheit zu finden. Es wurden Forschungskriterien für die Diagnose bei Alzheimer geändert. Es ist wichtig, dass neue Kriterien eingeführt werden, und ich finde das wirklich ganz außergewöhnlich, weil es ja nicht so ist, dass man erst seit gestern an Alzheimer forscht.

Ich möchte auch erwähnen, dass mein Lehrer, Prof. Dubois, hier einen entscheidenden Beitrag geleistet hat. Er hat die beiden ersten Publikationen zur Frühdiagnostik veröffentlicht. Erst danach wurde eine amerikanische Studie publiziert, die bestätigt hat, dass es wichtig ist, Alzheimer so früh wie möglich zu diagnostizieren. □

Entwicklungslinien der medikamentösen Therapie

Frédéric Checler

I.

Wie Prof. Dr. Christian Haass bin auch ich Grundlagenforscher. Ich bin also kein Arzt. Ich leite an der Universität Sophia Antipolis/Nizza ein Forscherteam, das sich ursprünglich mit sogenannten Scheren-Enzymen beschäftigt hat, also nicht unmittelbar mit der Alzheimer-Krankheit. Enzyme sind Eiweißstoffe, die von lebenden Zellen erzeugt werden und die ohne Verschiebung ihres eigenen Gleichgewichtes biochemische Stoffwechselreaktionen steuern bzw. katalysieren. Diese Grundlagen haben es mir dann ermöglicht, auf dem Gebiet der Alzheimer-Forschung einen neuen Schwerpunkt zu bilden.

Gestatten Sie mir einige Bemerkungen zu den Perspektiven und den Ausblicken der Alzheimer-Krankheit. Der erste Punkt: Alzheimer ist die häufigste neurodegenerative Erkrankung. Wir werden in der Zukunft sicherlich einige Hundert Millionen Menschen in der Welt haben, die davon betroffen sein werden. Diese Krankheit ist inzwischen weit fortgeschritten. Natürlich gibt es auch andere Erkrankungen wie zum Beispiel die Parkinson-Krankheit, auch Schüttellähmung genannt. Es gibt allerdings ungefähr viermal weniger Parkinson- als Alzheimer-Fälle. Wenn diese Entwicklung so weitergeht, werden wir eines Tages feststellen, dass andere Erkrankungen wie zum Beispiel Rinderwahnsinn, Enzephalopathien, spongiforme Enzephalopathien etc. sehr viele Geldmittel verschlungen haben. Es wurde sehr viel geforscht, insbesondere in Europa und in den USA. Im Grunde aber betraf die Forschung nur ein paar tausend Patienten. Dennoch waren dies zu damaliger Zeit wichtige Themen der Gesundheitspolitik, die man in den Griff kriegen wollte. Die Zahl dieser Erkrankungen wird – so denke ich – in der Zukunft relativ stabil bleiben. Bei diesen sogenannten Prionen-Erkrankungen ist die Situation also stabil.

Was dagegen Alzheimer betrifft, werden wir in der Zukunft einen enormen Anstieg der Zahl der Erkrankungen erleben. Deswegen müssen wir hier wirklich sehr viel mehr Forschung betreiben, natürlich auch was die Betreuung der Patienten betrifft und ich meine, dass es sehr, sehr wichtig ist, Grundlagenforschung zu dieser Krankheit zu betreiben, um also die Ursachen dieser Erkrankung aufzuklären und um sie eines Tages auch behandeln und heilen zu können.

In Frankreich haben wir ungefähr 900.000 Fälle und 165.000 neue Fälle pro Jahr. Jedes Jahr sterben in Frankreich 100.000 Menschen, die an Alzheimer erkrankt sind. Die durchschnittliche Lebenserwartung für Frauen in meinem Land ist mittlerweile 85 Jahre. Eine Frau, die gesund ist, kann 85 oder 86 Jahre alt werden. Aber in diesem Alter ist jeder fünfte Mensch von Alzheimer betroffen. Das hat deutliche Auswirkungen auf Gesellschaft und Wirtschaft. Sie wissen sicherlich, dass das Sozialsystem in Frankreich sehr gut entwickelt ist und einen sehr guten Versorgungsschutz bietet. Eine gesundheitspolitische Studie zur Einschätzung der Risiken stammt aus dem Jahr 2004. Damals ist man davon ausgegangen, dass man 10 Milliarden Euro benötigen



Prof. Dr. Frédéric Checler, Institut de Pharmacologie Moléculaire et Cellulaire, Université de Nice Sophia Antipolis/CNRS, Nizza

würde. Wenn man nach unserem jetzigen Stand 2040 nach wie vor keinerlei Behandlung hätte, würde dies bedeuten, dass 7 bis 8 Prozent der gesamten Gesundheitsausgaben in die Alzheimer-Behandlung fließen müssten. Das ist natürlich beachtlich und ich möchte mit diesen Zahlen keineswegs Angst machen. Ich möchte aber die Größe und die Ausmaße des Problems klarstellen.

II.

Was ist der aktuelle Stand der Behandlungsmöglichkeiten bei Alzheimer? Bisher gibt es zwar einige symptomatische Behandlungsansätze. *Man muss aber ganz klar sagen, dass es heutzutage keine Behandlung gibt, die der Krankheit vorbeugen oder gar heilen könnte.* Wenn ich also in meinem Vortrag von Behandlung spreche, dann bedeutet dies, dass es Behandlungen sind, die die Entwicklung der Krankheit nicht verhindern, aber eventuell aufhalten können. Der Verlauf der Krankheit kann bisher nicht gestoppt werden. Wenn man Patienten, die niemals behandelt wurden, mit denen vergleicht, die mit den unten von mir beschriebenen Medikamenten behandelt wurden, dann haben die behandelten Patienten eine leichte Verbesserung ihres Krankheitsverlaufes. Wenn man aber aufhört, die betroffenen Personen zu behandeln, werden sie bezüglich ihrer kognitiven Fähigkeiten auf das Niveau der Personen zurückfallen, die keine Behandlung erhalten hatten. Nichtsdestotrotz sind diese Medikamente sehr, sehr wichtig, denn es sind Moleküle, die den Krankheitsverlauf möglicherweise stabilisieren können.

Die aktuellen Behandlungsansätze beruhen im Grunde auf einfachen Beobachtungen. Wie funktioniert eigentlich das Gehirn? Warum hat man Lust auf etwas? Warum ist man in einer besonderen Stimmung? Warum kann man sich Dinge merken? Nun, es geht dabei einfach um die Signalweitergabe zwischen verschiedenen Neuronen, also einer Botschaft, die von einem Neuron

auf das nächste weitergeleitet wird. Es gibt zwei verschiedene Arten der Übertragung: Entweder mittels kleiner Moleküle, die von einem Neuron zum anderen die Botschaft sozusagen stofflich weiterleiten; man spricht auch von *Botenstoffen* oder *Mediatoren* oder aber es handelt sich um die *Übertragung elektrischer Impulse*. Und so kommunizieren die Neuronen untereinander.

Wir haben bisher festgestellt, dass in einem sehr, sehr frühen Stadium der Krankheit gewisse Defizite im Gehirn vorliegen und zwar von einem Molekül namens *Acetylcholin*. Dieser Botenstoff ist für das Funktionieren der Nervenzellen und für das Gehirn ganz generell sehr wichtig. In frühen Stadien hat man festgestellt, dass in bestimmten Bereichen des Gehirns dieser Botenstoff in verringerter Konzentration vorliegt. Es wurden deshalb verschiedene Ansätze verfolgt, um das Niveau dieses Botenstoffs anzuheben. Alle Moleküle im Gehirn haben eine bestimmte, begrenzte Lebensdauer: Sie werden gebildet, dann werden sie ausgeschieden beziehungsweise abgebaut. Wenn von einem Botenstoff also nicht genug vorhanden ist, kann man versuchen, das Ausscheiden dieses Stoffes zu blockieren. Diese *Elimination* erfolgt über die Scheren-Enzyme, die das Acetylcholin abbauen. Diese Enzyme kommen normalerweise im Gehirngewebe vor. Wenn wir also ein Blockieren des Abbaus vornehmen, haben wir mehr Acetylcholin und man kann dem Defizit vorbeugen. Es gibt also *Inhibitoren der Acetylcholinesterase*, Hemmstoffe, die in der Lage sind, bestimmte dieser Enzym-Scheren zu hemmen und dadurch den Abbau des Acetylcholins zu verhindern, in diesem Fall also das Molekül beziehungsweise das Enzym Acetylcholinesterase.

Auch diese Enzyme kommen normalerweise im Gehirngewebe vor. Im groben Überblick: Es gibt *drei verschiedene Moleküle*, die von den Klinikern zur Therapie verwendet werden: Sie erhöhen alle die Acetylcholin-Konzentration. Sie sind in ihrer Wirkung ungefähr vergleichbar und sind in frühen Stadien der Alzheimer-Erkrankung hilfreich. Sie haben – wie alle Medikamente – aber auch einige störende Nebenwirkungen wie zum Beispiel Durchfall, Schlaflosigkeit etc. Trotzdem sind es Moleküle beziehungsweise Medikamente, die Erleichterung verschaffen. Acetylcholin geht also von einem Neuron auf das nächste Neuron über, und dadurch wird ein Signal weitergeleitet und es kommt zu einer Interaktion.

Warum funktioniert das aber nicht über einen lange Zeitraum? Weil nämlich zu einem späteren Zeitpunkt diese Neuronen nicht mehr existieren. Natürlich kann man die Acetylcholin-Konzentration künstlich erhöhen. Wenn aber keine Neuronen mehr vorhanden sind, dann hilft auch das nichts mehr. Was bedeutet das also? Sobald die Degeneration beziehungsweise der Zelluntergang weiter fortgeschritten ist, kann man nichts mehr tun. Man kann natürlich immer noch versuchen, diese Blocker-Wirkung für andere nichtbetroffene Hirnareale einzusetzen, aber eigentlich ergibt es keinen Sinn mehr. Die Blocker-Wirkung lässt sich sozusagen nicht ewig fortsetzen.

III.

Eine andere Möglichkeit ist, Medikamente herzustellen, die wie der beschriebene Botenstoff wirken, ohne deren Abbauweg zu unterliegen. Es gibt Moleküle, die *Acetylcholin-Agonisten*, also Moleküle, die wie Acetylcholin wirken beziehungsweise dessen Wirksamkeit nachahmen, aber durch die beschriebenen Enzym-Scheren nicht abgebaut werden. Auch hier gibt es verschiedene

Moleküle, die zum Einsatz kommen, die im frühen Stadium von Alzheimer positive Auswirkungen haben, aber wiederum gewisse Nebenwirkungen aufweisen. Diese Moleküle werden also in der klinischen Praxis verwendet. Sie sind sehr beliebt und werden oft eingesetzt. Es ist ja die einzige Möglichkeit, den Patienten in einem frühen Stadium zu stabilisieren. Wenn der Patient zum Arzt geht, hat er ja eine gewisse Erwartungshaltung. Er möchte jedenfalls nicht einfach hören: „*Ja, Sie haben diese Krankheit, Sie haben Alzheimer, und das wird jetzt demnächst richtig ausbrechen und dann kann man leider nichts mehr machen. Kommen Sie einfach in einem Jahr wieder und schauen Sie mal, ob es Ihnen bis dahin vielleicht besser geht.*“ Allein aus psychologischen Gründen muss der Patient eine Behandlung erhalten oder zumindest den Eindruck haben, dass er behandelt wird. In diesem Fall sind also diese Moleküle von Nutzen, weil sie eben eine Stabilisierung des Patienten ermöglichen.

Auch der nächste Ansatz erscheint wieder sehr kompliziert und ich werde versuchen, wieder zu vereinfachen. Es gibt Neuronen, die sterben. Warum? Weil sie zuviel Calcium aufnehmen. Wenn man zuviel Calcium hat, dann stirbt die Nervenzelle ab. Dieses Calcium wird durch ein großes Molekül in der Zellwand in die Zelle transportiert, durch einen bestimmten Rezeptor. Die Idee ist hier, dass man sozusagen einen Pfropf auf diese Struktur setzt, so dass kein Calcium mehr in die Zelle aufgenommen werden kann. Es werden hierbei *Rezeptor-NMDA-Antagonisten* eingesetzt. Man versucht also ganz einfach, die toxische Wirkung des Calciums zu blockieren und die Neurone länger am Leben zu erhalten. Auch hier gibt es Moleküle, die zum Einsatz kommen. Memantin ist eines der Star-Moleküle in diesem Bereich.

Diese von mir besprochenen Moleküle sind ordnungsgemäß zugelassen. Es gibt Patienten, die gut darauf ansprechen. Manche Patienten sprechen auf bestimmte Moleküle besser an als auf andere. Manchmal braucht man auch eine gewisse Mischung. Es ist also das Fingerspitzengefühl des Arztes erforderlich, der einfach genau einschätzen muss, welche Vorteile welches Molekül für welchen Patienten hat. Aber all das ist immer noch sehr greifbar und praktikabel.

Wir haben festgestellt, dass es auch bei anderen Botenstoffen gewisse Veränderungen gibt. Es bieten sich also weitere theoretische Möglichkeiten an.

Es wäre zum Beispiel möglich, an anderen Molekülen beziehungsweise Botenstoffen wie *Serotonin* oder *Histamin* anzusetzen. Das sind aber eher theoretische Ansätze. Es gibt bisher noch keinerlei Zulassung für solche Moleküle oder Medikamente. Wenn aber ein Zellbiologe an einer Zelle arbeitet, die er so manipuliert hat, dass eine Alzheimer-Erkrankung vorgetäuscht wird, mit entsprechenden Veränderungen der Gene (es gibt solche experimentellen, zellulären Modelle), dann können solche Moleküle Wirkungen ausüben und es hat den Anschein, dass diese Neuronen tatsächlich länger am Leben bleiben.

IV.

Wenn man sich nun allerdings für die Möglichkeiten interessiert, dem Morbus Alzheimer vorzubeugen oder auch die Krankheit zu heilen, dann haben wir es hier mit Aspekten zu tun, die sich eher auf andere Mechanismen beziehen. Prof. Haass hat ja schon vorher von der *Amyloid-Kaskade* gesprochen und von den Veränderungen und Neuerungen dieser Kaskade. Wenn wir uns aber diese Kaskade ansehen, dann haben wir Moleküle, die von diesen Scheren-Enzymen zerschnitten werden, die auch als *Secretasen* bezeichnet werden.

Allein aus psychologischen Gründen muss der Patient eine Behandlung erhalten oder zumindest den Eindruck haben, dass er behandelt wird.

Es geht also um die *Amyloid-Plaques*. Ein großer Teil der Pathologie erklärt sich vor allem durch dieses Eiweiß. Was das Interessante ist: Wenn man *Zellbiologie* betreibt, heißt das, dass man nicht am Menschen arbeitet. Man arbeitet auch nicht immer an Tieren, denn es dauert oftmals zu lange, bis man Ergebnisse hat. Man arbeitet direkt an Zellen. Werden Bruchstücke, sogenannte *Oligomere*, in den Zellen abgelagert, dann hat man offensichtlich ein gefährliches Gift in diesen Zellen, denn diese Peptide oder Eiweißbruchstücke in den Zellen sind ganz einfach toxisch. Oligomere haben über verschiedene Mechanismen eine giftige, toxische Wirkung, die sicherlich im Zusammenhang stehen mit dem sogenannten *Tau-Protein*, aber auch mit Entzündungsprozessen und

Oxidationsprozessen. Das heißt, wenn man also hin und wieder einen *Entzündungshemmer* oder ein *Antioxidanz* nimmt, wenn man also Obst isst, um die Oxidation zu verhindern, so sind das theoretisch eine kleine Maßnahme, um der Alzheimer-Krankheit vorzubeugen. Natürlich reicht eine Orange allein nicht aus, um nicht an Alzheimer zu erkranken, aber dennoch kann die *Toxizität der Oligomere* entschärft werden. Somit versteht man auch ein bisschen besser, welche Zielansätze für die Zukunft von Bedeutung sein werden.

Hier ganz kurz noch einmal eine Liste der verschiedenen möglichen Behandlungsansätze. Aber das sind alles sozusagen Ansätze, die dann erst greifen, wenn das *Amyloid-Peptid* bereits gebildet ist. Das Beste wäre natürlich, so weit wie möglich in der Ätiologie, also bei der ersten Ursache für die Entwicklung der Krankheit anzusetzen. Wenn es uns gelingt, zu verstehen, wie diese Amyloid-Peptide gebildet werden, dann werden wir auch wahrscheinlich das Prinzip entwickeln können, um dem Ganzen entgegenzuwirken. Wir verstehen dies in der Tat jetzt schon besser. Leider ist es aber so: Je mehr Forschung man betreibt, umso mehr versucht man, zu verstehen und umso mehr versucht man, die Dinge einfach darzustellen und umso komplizierter wird alles.

Wenn wir uns also mit dieser Eiweiß-Kaskade beschäftigen, so gibt es hier verschiedene Möglichkeiten des Eingreifens. Es geht darum, diesen Abbau zu stoppen. Es geht also hier auch um die Neuromediatoren, denn auch diese Stoffe werden dann abgebaut. Wenn man diesen Abbau verhindert, hat man Einfluss auf die ganze Kaskade, und dann gibt es Zusammenhänge, die tatsächlich mit dem *Aggregationsprozess* zusammenhängen. Es wird also auch versucht, diese Aggregation zu verhindern, denn diese Aggregationen sind ja toxisch. Die Manipulation der verschiedenen Scheren sollte also in der Lage sein, eine Wirkung zu erzielen.

Die Ausscheidung wird als *Clearance* bezeichnet. Das Amyloid-Peptid wird gebildet, und wir möchten verstehen, wie sozusagen das Gehirn die Zellen von diesem Peptid befreit. Auch hier ist wieder ein sehr komplizierter Prozess zu beobachten, den ich aber ganz einfach erklären will. Es gibt vielerlei Scheren, aber es gibt nicht nur „schlechte Scheren“, sondern auch „gute Scheren“. Letztere werden also das Peptid herauschneiden, um es zu eliminieren. Zuvor haben wir diese Scheren-Enzyme



Das Podium mit allen Mitwirkenden am SZ-Gesundheitsforum in der Katholischen Akademie.

identifiziert, und jetzt geht es darum, sie zu aktivieren, ihre Kapazität zu erhöhen und damit die Kapazität zur Ausscheidung des Amyloid. Amyloid wird natürlich auch außerhalb des Neurons gebracht. Und dann gibt es verschiedene Mechanismen, die sozusagen dieses Ganze schlucken und dann wirklich ausscheiden. Das ist das, was wir Clearance nennen. Auch das sind Prozesse, die aktiviert werden können.

V.

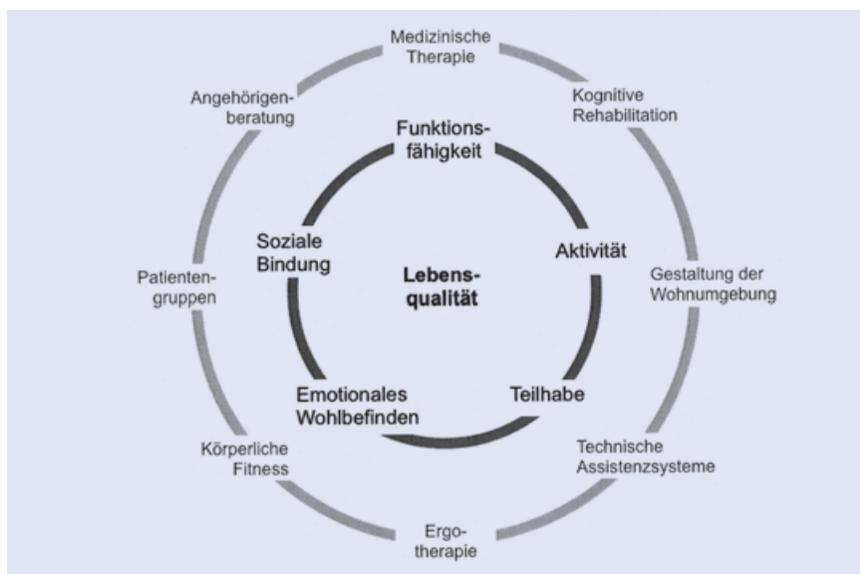
Dann gibt es Prozesse, die ebenfalls sehr, sehr in Mode sind: die *Immunotherapie*. Was bedeutet das? Das ist eine im Grunde sehr einfache Idee, die von D. Schenk bereits vor einiger Zeit aufgebracht wurde. Kann man nicht vielleicht ganz einfach gegen das Amyloid-Peptid impfen? Das wäre natürlich toll, wenn das einfach so funktioniert, denn so könnte man das Amyloid-Peptid einfach eliminieren, zum Beispiel indem man das Amyloid-Peptid injiziert, und dann bildet der Patient selbst Antikörper, also eine ganz normale *aktive Impfung*. Oder aber eine *passive Impfung*: Man injiziert direkt die Antikörper. Das ist also ein Serum, wie man es auch anwendet, wenn man zum Beispiel von einer Schlange gebissen wurde. Man injiziert also direkt das Antgift, weil man nicht genug Zeit hat, auf die Bildung der Antikörper zu warten.

Das sind also Strategien, die sehr beliebt sind und auch an kleinen Alzheimer-Mäusen sehr gut funktionieren. Was sind das eigentlich, *Alzheimer-Mäuse*? Das sind Mäuse, die weniger gut lernen und die sich etwas weniger gut merken können und die früher sterben. Warum? Weil man ihnen ein modifiziertes Gen eingepflanzt hat. Wenn man diese Mäuse also geimpft hat, lernen sie wieder besser, sie können sich mehr merken und sie leben länger. Das ist der Beweis, dass dieses Konzept tatsächlich wirksam ist. Das wurde im Tierversuch bereits bewiesen. Bei Menschen ist es leider ein bisschen komplizierter. Es mussten Versuche wegen schwerer Nebenwirkungen abgebrochen werden. Nichtsdestotrotz sucht man nach wie vor nach weiteren Impfstrategien, um ganz einfach die Nebenwirkungen, die in der ersten Testphase aufgetreten sind, zu vermeiden. Natürlich gab es hier drastische Fälle von Nebenwirkungen; es gab auch Todesfälle, wenn auch sehr, sehr wenige. Nichtsdestotrotz wurde sehr viel in diese Impfansätze investiert. Die Forschung wird fortgesetzt und auch die Pharma-Industrie bleibt interessiert.

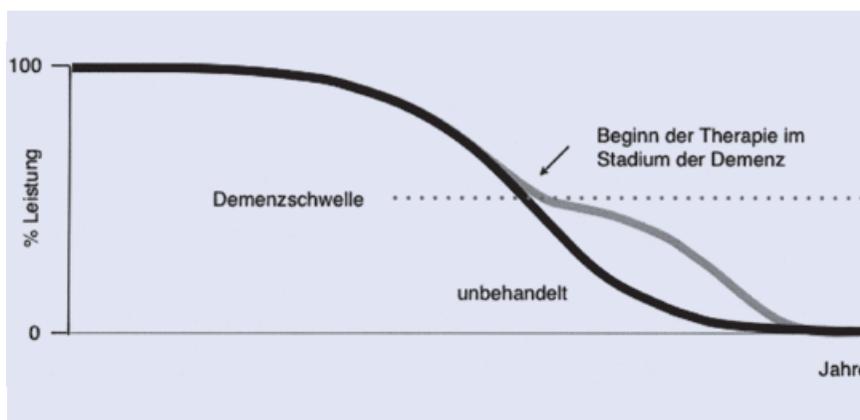
VI.

Dann gibt es weiterhin eine Zukunft für ein Molekül, das in der dritten, der letzten Phase eingesetzt wurde. Hier gab es keine Nebenwirkungen. Es gab nämlich keinerlei positive Wirkungen des Moleküls und aus diesem Grund wurde es auch nicht mehr weiter eingesetzt. Das Ganze hat sich also sozusagen zerschlagen, denn die Hoffnung hierbei war, dass das Molekül wirksam sein würde. Aus diesem Grund sind wir also auf die bekannten Scheren-Enzyme zurückgekommen. Da gibt es hier die beiden Scheren, die ich Secretasen nenne. Man spricht von Beta und Gamma-Sekretasen. Prof. Haass kennt das bestens, denn seine Forschungsgruppe arbeitet an der Gamma-Sekretase.

Zuerst interessierten wir uns für die Beta-Sekretase. Das ist das erste Enzym das heißt, wenn man diesen ersten Schnitt nicht hat, entsteht kein Amyloid-Peptid. Das ist also sozusagen das begrenzen Enzym. Dieses Enzym ist besonders wichtig, denn es ermöglicht, dass das Amyloid-Peptid gebildet wird.



Diese Elemente sind entscheidend dafür, dass die Lebensqualität von Betroffenen möglichst lang erhalten bleibt.



Heute wird erst im Stadium der Demenz mit der Behandlung begonnen. (Schemazeichnung nach Kurz & Lautenschlager: Established treatments for

Alzheimer's disease. In: Ames et al. (hrsg.) Dementia, 5. Auflage, S. 471 – 483, 2010)

Ich werde jetzt hier nicht weiter auf das eingehen, was wir alles über diese Beta-Sekretase wissen. Ich möchte nur sagen, dass das wieder einmal ein Zielmolekül ist, das von großem Interesse ist. Denn die Idee dabei ist ganz einfach, sozusagen dieses Enzym zu blockieren, wiederum mit anderen Enzymen. Deswegen wurden Versuche an Tieren gemacht, bei denen dieses Enzym herausgenommen wurde. Hat es eine drastische Wirkung? In den ersten Studien wurde gezeigt, dass es relativ harmlos war, dass es dem Tier nicht allzu sehr geschadet hat, wenn man dieses Enzym völlig herausnahm, wenn man also sozusagen die Möglichkeit der Bildung des Amyloid-

Peptids völlig unterdrückte. Insbesondere bei Mäusen wurde hier kein Amyloid-Peptid mehr gebildet.

Wie immer, haben wir allerdings nach und nach weitere zusätzliche Funktionen dieses Scheren-Enzyms entdeckt. Insbesondere hat die Beta-Sekretase bei der Umhüllung der Nervenfasern eine wichtige Funktion, denn diese Hülle ist auch dafür mit verantwortlich, dass man im Gehirn bestimmte Prozesse entwickeln kann, dass man zum Beispiel in der Lage ist, zu laufen, Reflexe zu haben und so weiter. Dieses Enzym scheint also hierbei eine Rolle zu spielen. Insofern ist es der Forschungsansatz viel komplizierter, als man zuerst



Aufmerksam in der ersten Reihe: Professor Hermann Hepp, Mitglied im SZ-Gesundheitsforum, Ministerialrat Dr. Georg Walzel, Dr. Antje Kühnemann, Dr. Monika Dorfmueller, ebenfalls Mit-

glied im SZ-Gesundheitsforum, Professor Christian Haass, der bekannte Psychiater Prof. Heinz Lauter, Professor Alexander Kurz und Generalkonsul Stéphane Visconti (v.l.n.r.).

dachte. Mittlerweile gibt es gewisse Moleküle, die in klinischen Studien bereits Ergebnisse erzielt haben und wir haben greifbare Ergebnisse. Wir versuchen, die Möglichkeit zu unterdrücken, dieses Amyloid-Peptid zu bilden.

Dann noch die Gamma-Sekretase. Das ist sicherlich das Enzym, das in der letzten Zeit am meisten untersucht wurde, insbesondere in der Biologie, denn es ist ein spezieller Mechanismus, der hier greift. Wenn man also den ersten Schnitt hat, dann braucht man ebenfalls noch diesen zweiten Schnitt, damit dieses Amyloid-Peptid gebildet werden kann. Es ist also sehr wichtig, das „Schneiden“ von dieser Gamma-Sekretase zu nutzen. Die Gamma-Sekretase ist ein sehr, sehr kompliziertes Protein und es erfordert eine sehr große Forschungsarbeit, um wirklich zu verstehen, wie dieses Enzym genau wirkt. Aus diesem Grund hat es auch die therapeutischen Perspektiven verdunkelt. Es wurden in der Tat Moleküle entwickelt. Wenn man allerdings über eine Art Stöpselwirkung dieses Enzym komplett blockiert, hatte dies für die Zelle dramatische Folgen.

Jetzt gibt es aber auch einen anderen Ansatz. Es wurden bisher auch bereits etwa 60 Patente von Pharmafirmen eingereicht, die jetzt daran arbeiten, dieses Enzym nicht komplett zu blockieren, sondern nur zu modulieren, also das Amyloid-Peptid so weit zu blockieren, dass es nicht toxisch werden kann, aber nicht so stark zu blockieren, dass es eine toxische Auswirkung haben könnte.

Ich möchte noch über ein anderes Enzym sprechen, von dem bisher noch nicht die Rede war. Das ist besonders interessant. Es ist die Alpha-Sekretase. Es ist wiederum eine Schere, die sozusagen mitten in dieses Peptid hineinschneidet, also gewissermaßen dieses Amyloid-Peptid abbaut oder zumindest die Bildung stoppt. Man weiß in etwa, wie ihre Wirkung ist. Man weiß auch, wie man sie aktiviert. Wenn man diesen Schnitt bei Tieren aktiviert, hat man weniger Amyloid-Peptid und in der Tat positive Wirkungen auf Alzheimer-Mäuse, denen es dann einfach besser geht, die schneller lernen, bessere Gedächtnisleistungen haben usw. Aber noch einmal, Vorsicht: Diese Enzyme schneiden auch noch viele andere Enzyme, und wir wissen bisher nicht mit Sicherheit, ob die Aktivierung dieser Schere nur zur Blockierung der Bildung des Amyloid-Peptids führt und nicht möglicherweise auch parallele oder drastische Nebenwirkungen für den restlichen Organismus auftreten.

VII.

Abschließend möchte ich sagen, dass ich ganz generell optimistisch bin. Es ist uns gelungen, Zielmoleküle auszumachen, die für den Ursprung der Krankheit und für die Therapie bedeutsam sind. Ich persönlich bin allerdings überzeugt, dass hier die akademische Forschung noch sehr viel Arbeit vor sich hat, um diese ganzen Zusammenhänge zu verstehen. Prof. Haass hat ja gesagt, dass die ersten Fälle bereits 1907 auftraten. Erst 1995 hatten wir dann alle Enzyme identifizieren können. Wir haben eine Art Explosion von Daten und neuen Fakten und somit gewinnen wir einen Überblick über die Prozesse und die Fehlfunktionen dieser Krankheit. Ich denke, jetzt bleibt zu hoffen, dass wir durch bessere Kenntnisse der Proteine und der Scheren-Enzyme tatsächlich in der Lage sein werden, Medikamente zu entwickeln, um der Pathologie und der Degeneration der Alzheimerschen Erkrankung Einhalt zu gebieten. □

Die Zukunft der Behandlungs- und Versorgungsstrategien

Alexander Kurz

I.

Das Ansteigen der Lebenserwartung wird in Verbindung mit Fortschritten auf den Gebieten der Diagnostik und Therapie in den kommenden Jahrzehnten die Auseinandersetzung mit der Alzheimer-Krankheit auf individueller und gesellschaftlicher Ebene tiefgreifend verändern. Die Versorgung von pflegebedürftigen, selbst nicht mehr entscheidungsfähigen Patienten wird durch ein koordiniertes Krankheitsmanagement für leichtergradig Betroffene mit dem Ziel eines Optimums an Lebensqualität und gesellschaftlicher Integration ergänzt werden.

Die demographische Entwicklung wird dazu führen, dass sich eine zunehmende Zahl von älteren Menschen bei schrumpfendem familiären Rückhalt über einen längeren Zeitraum mit fortschreitenden kognitiven Einschränkungen auseinandersetzen muss. Seit Beginn der Aufzeichnungen im Jahr 1840 ist die durchschnittliche Lebenserwartung in Deutschland sowie in anderen europäischen Ländern alle 5 Jahre um rund 12 Monate angestiegen. Dieser Trend wird sich voraussichtlich weiter fortsetzen. Gegenwärtig hat ein neugeborenes Mädchen die Aussicht, 83 Jahre alt zu werden, ein neugeborener Junge kann auf 77 Lebensjahre hoffen. In den kommenden 3 Dekaden wird die mittlere Lebenserwartung für beide Geschlechter um weitere 8 Jahre zunehmen. Da die Häufigkeit von Demenzzuständen in der Bevölkerung mit dem zunehmenden Alter nahezu exponentiell wächst, wird sich die Zahl der Demenzzustände in Deutschland von gegenwärtig 1,3 Millionen auf 2,8 Millionen im Jahr 2050 erhöhen. Das bedeutet eine Verdoppelung des Anteils älterer Menschen, die auf Grund von Einschränkungen der Hirnleistung auf Pflege angewiesen sind. Gleichzeitig wird die demografische Entwicklung zu einem spürbaren Rückgang des Anteils der Bevölkerung führen, der in der Lage ist, die Versorgung Demenzzustandiger außerhalb von Institutionen zu übernehmen. Traditionellerweise werden 80% der Betroffenen durch Familienmitglieder in der häuslichen Umgebung gepflegt, vor allem durch Ehefrauen und Töchter. Die Zahl der Mehrpersonen- und Mehrgenerationenhaushalte nimmt aber fortlaufend ab. Darüber hinaus geht ein steigender Anteil von Frauen einer regelmäßigen beruflichen Tätigkeit nach. Zusätzlich werden die informellen sozialen Stützsysteme durch die wachsenden Anforderungen an die Mobilität Erwerbstätiger geschwächt. Eine dramatisch steigende Zahl von älteren Menschen wird also mit fortschreitenden Einschränkungen der Hirnleistung und deren Folgen zu kämpfen haben, während gleichzeitig der familiäre Rückhalt schwindet.

II.

Die Entwicklung diagnostischer Verfahren ist darauf gerichtet, die Alzheimer-Krankheit zu erkennen, bevor ein schwerer geistiger Abbau und Pflegebedürftigkeit eintreten. Die Symptome werden durch einen langsam fortschreitenden Abbauprozess der grauen Hirnsubstanz verursacht. In der Hirnrinde



Prof. Dr. Alexander Kurz, Klinik und Poliklinik für Psychiatrie und Psychotherapie, Zentrum für Kognitive Störungen, Klinikum rechts der Isar, Technische Universität München

und in einigen tiefer liegenden Strukturen werden ein Großteil der Nervenzellen und ihrer Verbindungen allmählich funktionsunfähig und gehen schließlich zu Grunde. Die gesamte Dauer des Krankheitsprozesses wird auf 20 bis 30 Jahre geschätzt. Während des ersten Drittels dieses Zeitraums ist der Zelluntergang auf den Schläfenlappen begrenzt. Er macht sich zunächst nicht in Funktionseinschränkungen oder Fehlleistungen bemerkbar, weil das menschliche Gehirn über eine erstaunlich große Fähigkeit zum Ausgleich der Zellverluste verfügt. Im zweiten Drittel des Krankheitsverlaufs wird jedoch die Schwelle des Kompensationsvermögens überschritten, und es treten erste klinische Symptome in der Form von Beeinträchtigungen des Gedächtnisses und der Aufmerksamkeit zu Tage. Sie rufen jedoch zunächst keine nennenswerten Einschränkungen bei Alltagstätigkeiten hervor. Spürbare Behinderungen entstehen erst, wenn der Nervenzelluntergang über den Schläfenlappen hinaus auf weitere Anteile der Hirnrinde übergreift. Zu den Störungen des Gedächtnisses und der Aufmerksamkeit treten nun auch Defizite des planenden und organisierenden Denkens, des Orientierungsvermögens und der Sprache hinzu. In der Regel geht die Minderung der Hirnleistung mit Verhaltensänderungen wie Antriebslosigkeit, Stimmungslabilität oder Unruhe einher. Allmählich verlieren die Patienten die Fähigkeit zur eigenständigen Lebensführung und sind nicht mehr in der Lage, persönliche Lebensziele selbstbestimmt zu verwirklichen.

Dieses komplexe Muster von Symptomen bezeichnet man als „Demenz“. Es ist gegenwärtig die Voraussetzung für die klinische Diagnose. Nach den gegenwärtigen Konventionen lässt sich die Alzheimer-Krankheit erst in einem späten Stadium ihres Verlaufs feststellen. Die durchschnittliche Zeitspanne bis zur Aufnahme in einem Pflegeheim beträgt durchschnittlich nur noch 3 Jahre, die mittlere verbleibende Überlebenszeit liegt bei 4 Jahren für Männer

und bei knapp 6 Jahren für Frauen.

Verfahren der Früherkennung machen sich zu Nutze, dass die Schädigung des Schläfenlappens bereits bei einer geringen Ausprägung der Symptome durch empfindliche Gedächtnistests und bildgebende Verfahren nachgewiesen werden kann. Ergänzend zeigen Laborbestimmungen in der Hirnrückenmarksflüssigkeit, dass dieser Schädigung ein Untergang von Nervenzellen zu Grunde liegt. Die Diagnose zu einem frühen Zeitpunkt hat mehrere bedeutende Konsequenzen. In diesem Krankheitsstadium sind Wahrnehmung der eigenen Einschränkungen, Lernfähigkeit, Anpassungsvermögen und Entscheidungskompetenz zumindest teilweise erhalten, so dass die Patienten über wichtige Voraussetzungen zur Planung und Gestaltung ihres Lebens unter den Vorzeichen der kognitiven Einschränkungen verfügen. Andererseits verlängert sich die Zeitspanne, während derer sich die Patienten und ihre Angehörigen mit der fortschreitenden Hirnleistungsstörung und ihren Folgen auseinandersetzen müssen. Wenn die Krankheit im Stadium geringgradiger Symptome erkannt wird, ist dieser Zeitraum annähernd doppelt so lang wie bei einer Diagnose im Stadium der mittelschweren oder fortgeschrittenen Demenz (Abbildung 1).

Als Folge des Nervenzellverlusts in bestimmten Gebieten des Gehirns kommt es zu Veränderungen chemischer Signalstoffe. Die Medikamente, die gegenwärtig zur Behandlung der Alzheimer-Krankheit eingesetzt werden, gleichen diese Veränderungen teilweise

aus, haben jedoch keinen Einfluss auf das Absterben der Zellen selbst. Die Wirksamkeit dieser Substanzen konnte nur bei Patienten nachgewiesen werden, die bereits das Stadium der Demenz erreicht haben. Ihr Effekt besteht in einer Verzögerung des Fortschreitens der Symptome um mehrere Monate. Nach dem Absetzen der Therapie erreichen die Krankheitszeichen rasch wieder den Stand, der auch ohne Behandlung eingetreten wäre.

III.

Neue Wirkstoffe befinden sich in Entwicklung, von denen man hofft, dass sie den Nervenzelluntergang selbst verzögern oder sogar zum Stillstand bringen können.

Falls sich diese Medikamente als wirksam, verträglich und sicher erweisen, wird ihre Anwendung den Zeitraum der Auseinandersetzung mit der Alzheimer-Krankheit weiter ausdehnen. Für die Betroffenen hat diese Verzögerung zwei Vorteile. Erstens werden die neuen Therapiemöglichkeiten bei einem frühzeitigen Behandlungsbeginn vor allem das Stadium verlängern, in dem die Patienten ein zufriedenstellendes Maß an Lebensqualität aufrecht erhalten und persönlich bedeutsame Lebensziele erreichen können (Abbildung 2). Zweitens ist damit zu rechnen, dass das Stadium der schweren Demenz auf Grund von konkurrierenden Todesursachen verkürzt wird, so dass ein geringerer Teil der Patienten als heute den Zustand der Pflegebedürftigkeit erleben muss.

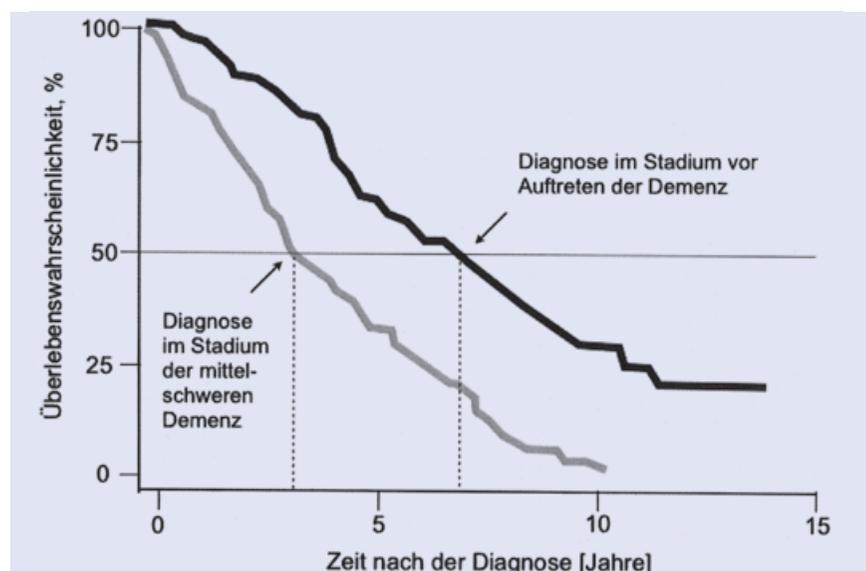


Abb. 1: Mittlere Überlebenszeit in Abhängigkeit vom Krankheitsstadium bei Diagnoseerstellung (Quelle: Larson et al., Ann Intern Med 140:501-509, 2004)

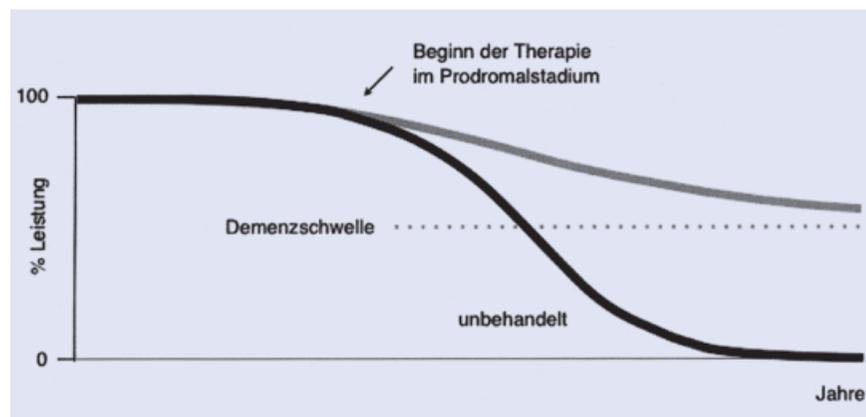


Abb. 2: Erhoffte Wirkung der künftig einsetzbaren Medikamente zur Behandlung der Alzheimer-Krankheit.

(Schemazeichnung nach Kurz & Perneczky: Prog Neuropsychopharmacol Biol Psychiatry 35: S. 373 - 379, 2011)

Die breite Anwendung von Methoden der Früherkennung wird in Verbindung mit der Einführung verlaufsverzögernder Medikamente die Voraussetzungen für die Krankheitsbewältigung durch die Patienten und ihre Angehörigen verbessern. Um die erhöhte Problemlösekompetenz der Patienten und den erweiterten Zeithorizont zu nutzen, muss das herkömmliche Repertoire von Versorgungseinrichtungen um Interventionen und Hilfestellungen ergänzt werden, die den Fähigkeiten und Bedürfnissen der Patienten im frühen Krankheitsstadium entsprechen. Die Schaffung, Erprobung und Etablierung von Hilfs- und Versorgungsstrukturen für ältere Menschen mit unterschiedlichen Graden der kognitiven Einschränkungen ist eine erstrangige Aufgabe moderner Gesellschaften. Sie besitzt einen ebenso hohen Stellenwert wie die Entwicklung wirksamer Medikamente.

IV.

Die wichtigsten Ziele sind Aufrechterhaltung der Funktionsfähigkeit, Ermöglichung von Aktivität und Teilhabe, Sicherstellung emotionalen Wohlbefindens und Wahrung der sozialen Bindungen. Pilotstudien an kleinen Patientenstichproben und von meist kurzer Dauer haben Hinweise dafür ergeben, dass es mit geeigneten Strategien gelingen kann, diese Ziele zu erreichen. Jedoch sind intensive weitere Untersuchungen in größerem Maßstab nötig, um die Behandlungstechniken mit der besten Wirksamkeit und dem größten Nutzen für die Betroffenen herauszufinden und in einem nächsten Schritt in die Versorgungspraxis zu überführen.

Zur Aufrechterhaltung der Funktionsfähigkeit tragen Strategien der kognitiven Rehabilitation bei, beispielsweise der Gebrauch von externen Gedächtnis- und Orientierungshilfen wie Notizbüchern oder persönlicher elektronischer Assistenten sowie die Aneignung individuell passender Lösungsstrategien. Auch das fortgesetzte Training von Alltagstätigkeiten im Rahmen einer personenbezogenen Ergotherapie kann den Funktionserhalt fördern. Eine wichtige Rolle spielt ferner die Anpassung der Wohnumgebung unter den Gesichtspunkten der Barrierefreiheit, Übersichtlichkeit und Vermittlung von Orientierungshilfen. Das Potenzial komplexer interaktiver elektronischer Assistenzsysteme für ältere Menschen mit kognitiven Einschränkungen ist derzeit noch nicht hinreichend erprobt.

Lange bekannt ist jedoch, dass die Einführung von angenehmen Tätigkeiten in den Alltag das Aktivitätsniveau der Patienten erhöht und ihr emotionales Wohlbefinden steigert. Bei Patienten mit geringgradigen kognitiven Einschränkungen können regelmäßige Aktivitäten außer Haus, gegebenenfalls unter Beteiligung von ehrenamtlichen oder honorierten Begleitpersonen, die Wahrnehmung persönlicher Interessen unterstützen. Auch hier könnten technische Assistenzsysteme eingesetzt werden, etwa als Navigationshilfen, zur Aufrechterhaltung von Handlungssequenzen, als Mittel der Kommunikation, oder zur Vermeidung von Gefahren. Für einige Patienten kommen die Fortsetzung der beruflichen Tätigkeit unter geschützten Bedingungen nach dem Vorbild japanischer Modellversuche oder die Übernahme einer ehrenamtlichen Tätigkeit in Betracht. Bemerkenswert sind die Effekte körperlicher Fitnessprogramme bei älteren Menschen mit kognitiven Einschränkungen. Sie verbessern keineswegs nur motorische Funktionen, sondern wirken sich auch günstig auf die kognitiven Fähigkeiten und auf die Bewältigung von Alltagstätigkeiten aus. Ein Weg zur Aufrechterhaltung der sozialen Integration außerhalb oder unabhängig von der eigenen Familie ist die Teilnahme an Patientengruppen. Sie fördern die Kommunikation, vermitteln wichtige Informationen, stärken das Selbstvertrauen, wirken einer möglichen Vereinsamung entgegen und helfen Kontakte zu knüpfen. Der Schwerpunkt der Angehörigenberatung liegt im Stadium der leichtgradigen Demenz auf der Erkennung und Förderung von vorhandenen Kompetenzen, der Unterstützung der Eigenständigkeit und der weiteren gemeinsamen Lebensplanung. □

Die breite Anwendung von Methoden der Früherkennung wird in Verbindung mit der Einführung verlaufsverzögernder Medikamente die Voraussetzungen für die Krankheitsbewältigung durch die Patienten und ihre Angehörigen verbessern. Um die erhöhte Problemlösekompetenz der Patienten und den erweiterten Zeithorizont zu nutzen, muss das herkömmliche Repertoire von Versorgungseinrichtungen um Interventionen und Hilfestellungen ergänzt werden, die den Fähigkeiten und Bedürfnissen der Patienten im frühen Krankheitsstadium entsprechen. Die Schaffung, Erprobung und Etablierung von Hilfs- und Versorgungsstrukturen für ältere Menschen mit unterschiedlichen Graden der kognitiven Einschränkungen ist eine erstrangige Aufgabe moderner Gesellschaften. Sie besitzt einen ebenso hohen Stellenwert wie die Entwicklung wirksamer Medikamente.

Presse

Süddeutsche Zeitung

15. Juni 2011 – Alzheimer ist ein schleicher Prozess, der insgesamt etwa 30 Jahre dauert. Wenn die ersten Anzeichen sichtbar werden, ist ein Teil der Hirnrinde bereits zerstört. Dies haben die Vorträge beim Deutsch-Französischen Expertengespräch zum Thema Alzheimer in der Katholischen Akademie in München verdeutlicht. „Die ersten Symptome sind sehr unauffällig“, betont Marie Sarazin, Neurologin am Pariser Klinikum Salpêtrière. „Bei einem Familienfest, merkt das noch keiner.“ (...)

Noch immer fällt es der Medizin aber schwer, die Diagnose Alzheimer eindeutig zu stellen. Ein hundertprozentiger Befund ist erst nach dem Tod des Patienten möglich, wie Christian Haass sagt, der Direktor des Deutschen Zentrums für Neurodegenerative Erkrankungen in München. Dann können Ärzte Gewebe aus dem Gehirn untersuchen. *Caroline Ischinger*

Münchner Kirchenzeitung

9. Juni 2011 – Ein Wasserkocher, der merkt, wenn sein Besitzer ihn benutzen will, ein Teebeutel, der spürt, wenn er aus der Dose genommen wird, und eine Tasse, die den Moment erkennt, wenn sie vom Schrank auf den Tisch gestellt wird. (...) Visionen, wie die denkende Küche hält Alexander Kurz, Professor für Psychiatrie vom Münchner Klinikum rechts der Isar, für überzogen. Bei einer deutsch-französischen Expertendiskussion in Kooperation der Katholischen Akademie in Bayern und dem „SZ-Forum Gesundheit“ in München gab er zu bedenken: „Ich bin nicht ganz sicher, ob jemand, der schon ein bisschen verwirrt ist, durch einen solchen überaktiven Computer nicht noch mehr in Verwirrung geraten wird.“ Grundsätzlich ist der Mediziner aber überzeugt, dass ein verstärkter Einsatz von Technologien dringend notwendig sei, um Demenz zu bekämpfen. *Ronja von Wurmb-Seibel*

Newsletter des Klinikums rechts der Isar

Juli 2011 – Die Alzheimer-Erkrankung stellte eines der schwerwiegendsten Gesundheitsprobleme in Europa dar. Im Rahmen des Gesundheitsforums der Süddeutschen Zeitung trafen sich auf Initiative des Klinikums rechts der Isar und des Institut Français Wissenschaftler, Politiker und Medienvertreter in der Katholischen Akademie in Bayern. Thema der 2. deutsch-französischen Expertendiskussion waren die jüngsten wissenschaftlichen Erkenntnisse zur Erkrankung sowie deren gesellschaftliche und gesundheitspolitische Folgen.

Symposium der Hochschulkreise

Rationalität(en)

Wider die Sprachlosigkeit zwischen den Wissenschaftskulturen

Interdisziplinäre Gespräche zwischen Geistes- und Naturwissenschaftlern sind häufig von gegenseitiger Abschtotung geprägt. Die Dialogpartner versichern dem Gegenüber ihre Wertschätzung und gestehen ihm alle Freiheiten in seinem Feld zu, wenn sie nur diese Freiheit auch für sich selbst gewährleistet sehen. Diese Abgrenzung reicht bis zu der These, dass sich natur- und geisteswissenschaftliche Positionen auf unterschiedlichen Sprach- und Denkebenen bewegen und sich deshalb auch nicht in die Quere kommen können. So werden zwar Konflikte

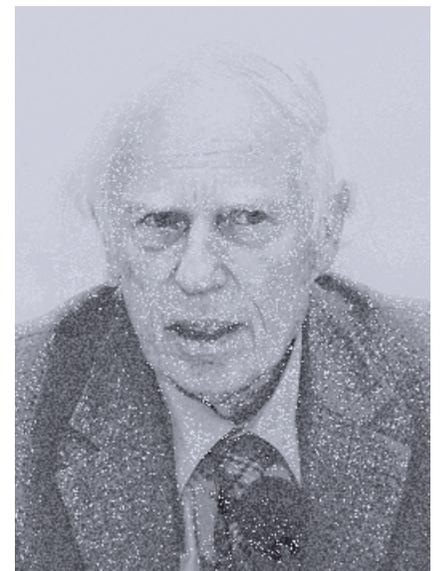
vermieden, man hat einander aber auch nichts mehr zu sagen. Unter dem Titel „Rationalität(en)“ hat der an der Akademie angesiedelte Arbeitskreis „Kirche und Wissenschaft“ am 2. und 3. März 2011 deshalb Rationalitätsvorstellungen und -standards in den Wissenschaften thematisiert. Ziel des gemeinsamen Symposiums der Hochschulkreise der Akademie war es, Anregungen für eine Diskussion zu bieten und Sprachlosigkeit abzubauen. „zur Debatte“ dokumentiert die Vorträge der Tagung in gekürzter und überarbeiteter Form.

Rationalität in der Analytischen Philosophie

Bernulf Kanitscheider

I.

Bei einer Rekonstruktion des Rationalitätsbegriffes wird man wie immer von den Verwendungen im Alltagssprachgebrauch ausgehen. Eine elementare Komponente aller Vernünftigkeit besteht sicher im Sprachbesitz. Die Fähigkeit, sich mit den Mitgliedern seiner ethnischen Gruppe zu verständigen, ist die Voraussetzung für die höheren logischen Funktionen der Intellektualität. Der Sprache werden seit Karl Bühler mehrere Funktionen zugeschrieben: neben der deskriptiven auch die appellative, die emotive und – wie Karl Popper hinzugefügt hat – auch die argumentative Funktion. Die Sprachfähigkeit wird sehr oft auch als wesentliches Unterscheidungsmerkmal des Menschen von den Tieren angesehen, zumindest wenn man die deskriptive und die argumentative Funktion betrachtet. Zu den avancierten Komponenten der Rationalität gehört Begründungsfähigkeit. Aussagen werden dabei nicht einfach geäußert, sondern mit anderen Sätzen, die elementarer erscheinen, in einen logischen Zusammenhang gebracht. Begründungen setzen eine gewisse Schulung voraus, weil es ja nicht ausreicht, zwei Sätze mit einer logischen Konstante wie „weil“ oder „daher“ zu verbinden, sondern diese Verknüpfung von Sätzen den syntaktischen Regeln folgen muss. Im Alltag und in außerformalen Kontexten beobachtet man oft eine assoziative Verbindung von Aussagen, die eine gewisse Ähnlichkeit besitzen, die aber keiner erkennbaren logischen Regel folgt. Einen Rationalisten nennt man im Alltag



Prof. Dr. Bernulf Kanitscheider, Professor für Philosophie der Naturwissenschaften an der Universität Gießen

jemanden, der zumindest ein Grundvertrauen in die geordneten Regeln des Argumentierens besitzt, sich bemüht danach zu handeln und bei einem Hinweis, dass er sich eben selbst widersprochen hat, eine von den Aussagen zurücknimmt. Außerdem wird er voraussichtlich von der Lösbarkeit von logischen Konflikten überzeugt sein und nicht bei jeder undurchschaubaren Situation das Scheitern des menschlichen

Verstandes beschwören. Auch im Handlungskontext tritt Rationalität im Alltag auf, nämlich dann, wenn es gilt, risikobehaftete Handlungsalternativen zu entscheiden. Das Risikomanagement begleitet die Menschen in den meisten Tätigkeitssituationen: wenn sie z.B. ihren Fahrstil beim Automobil wählen oder die Art des Abenteuerurlaubes in der Freizeit. Für das Füllen von rationalen Entscheidungen gibt es Theorien, die sagen, wie wir handeln sollen, wenn wir im Zustand völligen Nichtwissens, partieller Informiertheit oder sicherer Information über die Folgen einer Handlungsalternative sind. Wichtig für diese rationale Entscheidungstheorie ist, dass ein definitives Ziel vorliegt, wir somit bestimmte Präferenzen haben und dass wir in Abhängigkeit von diesen Zielen vernünftige Entscheidungen fällen wollen.

II.

Bei der Konstitution der wissenschaftlichen Rationalität geht es nicht um Entscheidungen von Handlungsalternativen, sondern um Annahme oder Verwerfung einer Hypothese, deren Gültigkeit offen ist. Die Wissenschaft steht meist vor unsicheren kognitiven Situationen. In der physikalischen Kosmologie ist es die gravitative Wirkung des Quantenvakuums, die Existenz eines inflationären Szenariums, die prä-singuläre Epoche des Universums, die man gerne geklärt hätte. Ein dezidiertes Erkenntnisziel muss also vorgegeben sein, dann lässt sich eruieren, ob die gewählte Strategie als rational bezeichnet werden kann. Die Akzeptanz von Ideen in der theoretischen Rationalität entspricht der Wahl von Handlungsalternativen in der praktischen Rationalität. Der Umgang mit der Vernunft kann sich bei manchen Menschen auch auf bestimmte Gebiete beschränken. Es gibt eine Reihe von wissenschaftsgeschichtlichen Beispielen, in denen Vertreter einer erfolgreichen theoretischen Rationalität recht irrationale Haltungen im außerwissenschaftlichen Bereich an den Tag legten. So erfand I. Newton die moderne Analysis, legte mit seiner Gravitationstheorie den Grundstein für die Himmelsmechanik und berechnete auf der anderen Seite das Alter der Welt auf der Basis der Generationen des Alten Testaments. M. Faraday führte raffinierte elektromagnetische Experimente durch, ließ sich aber von einer fundamentalistischen Sekte vereinnahmen. Eine solche Regionalisierung der Rationalität oder auch nur die Aufspaltung in verschiedene Formen ist nicht unproblematisch. Neben den psychologischen Problemen, die eine solche geteilte Rationalität für das Individuum mit sich bringt, hat sie die Konsequenz, dass das Wissen in verschiedenen Gebieten unvergleichbar wird. Transdisziplinärer Gedankenaustausch wird unmöglich gemacht, auch die Übertragung erfolgreicher Methoden auf andere Gebiete wird zweifelhaft. Besonders prekär ist die Verwendung verschiedener Deduktionslogiken, weil damit Ergebnisse in Teilen des menschlichen Wissens auseinanderfallen. Aber auch bei methodologischen Differenzen fragt es sich, ob Resultate, die mit verschiedenen Verfahren gewonnen worden sind, noch zu einem wissenschaftlichen Gesamtbild zusammengesetzt werden können. Dies ist einer der Gründe, warum viele Wissenschaftstheoretiker wie auch Karl Popper immer für eine Einheit der Methode plädiert haben.

III.

Am einfachsten zu beurteilen sind noch die formalen Bedingungen der theoretischen Rationalität. (J. Mosterín: *Ciencia Viva*. Madrid 2001 S. 55). Nie-

mand wird behaupten, dass alle Grundsätze, die er im Laufe seines Lebens jemals verteidigt hat, miteinander vereinbar seien, aber die Prinzipien, die er zu einem Zeitpunkt für richtig hält, sollten zusammenpassen, wenn er sich rühmt, rational zu sein. Hält man auch diese Forderung für zu stark, kann man sie dahingehend abschwächen, dass er, falls man ihn auf eine Inkohärenz in seinem Überzeugungssystem hinweist, eine seiner Annahmen ändert. Darüber hinaus wird man verlangen müssen, dass jemand die Folgerungsmenge aller Sätze, die er für wahr hält, akzeptiert. Es wäre sehr seltsam, jemanden noch vernünftig zu nennen, der sich für den Tierschutz ausspricht, aber dann Hunde oder Katzen quält. Nun ist es schwierig, die Folgerungsmenge seiner für wahr gehaltenen Sätze gänzlich zu überblicken. Auch hier lässt sich deshalb noch eine Relativierung einbauen, indem man nur fordert, dass eine rationale Person jedes Element der Konsequenzmenge akzeptiert, sobald ein anderer dieses entdeckt. Sehr oft müssen wir Vermutungen über die Zukunft Wahrscheinlichkeiten zuordnen. Auch hier

Es wäre sehr seltsam, jemanden noch vernünftig zu nennen, der sich für den Tierschutz ausspricht, aber dann Hunde oder Katzen quält.

wird eine rationale Person dafür sorgen, dass bei den Schätzungen die Gesetze der Wahrscheinlichkeitstheorie eingehalten werden. Wenn er der Meinung ist, dass die Niederschlagswahrscheinlichkeit für den kommenden Tag 20% beträgt, müsste von ihm verlangt werden, dass er es zu 80% plausibel findet, dass es morgen trocken bleibt. Auch hier kann man ihm zugestehen, dass Wahrscheinlichkeiten schwer abzuschätzen sind, aber zumindest muss man verlangen, dass eine rationale Person die Verteilung ihrer subjektiven Erwartungen ändert, wenn sie einen Konflikt mit der Wahrscheinlichkeitstheorie feststellt.

IV.

Am wichtigsten wird bei allen Verteidigern der Rationalität die Konsistenz der Überzeugungsmenge betrachtet und dies mit einem gewissen Recht, denn hier gilt die Regel der klassischen Logik: *ex falso sequitur quodlibet*, d. h. aus einer widersprüchlichen Klasse von Sätzen folgt jeder beliebige Satz. (Man darf dieses logische Prinzip nicht wörtlich nehmen, denn aus einem falschen faktischen Satz folgt natürlich nicht jeder beliebige. Es müsste eigentlich heißen *ex contradictione sequitur quodlibet*, ECQ abgekürzt.) Dies hat u. a. zur Folge, dass eine Theorie mit einer inkonsistenten Axiomenmenge untestbar wird, weil die Prüfbarkeit ja gerade darin besteht, dass bestimmte Sätze falsch sein müssen, wenn die Theorie wahr ist. Eine widersprüchliche Theorie besitzt demgemäß keine Widerlegungsinstanzen und ist damit trivial. An dieser Stelle sollte nun zumindest der Vollständigkeit halber erwähnt werden, dass im sog. Dialetheismus eine logische Richtung existiert, die anders mit ECQ umgeht. (Chris Mortensen: *Inconsistent Mathematics: Some Philosophical Implications*. In: A. A. Irvine (Hg). *Philosophy of Mathematics Oxford 2009 S. 631*). Zur besseren Erledigung von semantischen Paradoxien wie dem Lügner, ebenso wie auch zur Vermeidung der Schwierigkeiten der naiven Mengenlehre mit unbeschränkter

Komprehension, wurden formale Systeme vorgeschlagen, in denen der Widerspruch toleriert wird, ohne dass dabei die Trivialisierung des Systems durch ECQ akzeptiert werden muss. Der Schlüsselbegriff bei solchen alternativen Grundlegungen ist die Einfachheit. Bei einer Grundlegung der Mathematik durch die naive Mengenlehre und ebenso auch durch die Kategorientheorie treten Widersprüche auf. Man kann die logizistische Fundierung mit adäquaten Restriktionen in der Axiomatisierung retten oder auch durch eine hierarchische Typentheorie. Beide Lösungen sind aber relativ kompliziert und erscheinen auch etwas willkürlich. In dieser Situation plädieren die Verteidiger des Widerspruches wie G. Priest dafür, lieber die Widersprüche zu akzeptieren und das Prinzip ECQ zu suspendieren. (G. Priest: *In Contradiction Dordrecht 1987*). Diese Ansicht ist sicher eine Minoritätenmeinung in der Grundlagendiskussion. Sie stellt sich vor allem gegen den traditionellen Standpunkt von David Hume aber auch von Moritz Schlick, dass das logisch Unmögliche, wie eine widersprüchliche Welt, weder gedacht noch begriffen werden kann und dass es innerhalb der Klasse der unmöglichen Welten keine Unterschiede geben kann und das Unmögliche mithin keine Struktur besitzt. (*Impossible Worlds*. <http://plato.stanford.edu/entries/impossible-worlds>). Die meisten Mathematiker werden jedoch lieber mit einer axiomatisierten Mengenlehre arbeiten, die bis heute keinen Hinweis auf Widersprüche enthält, auch wenn die Axiome die beliebige Zusammenfassung von Elementen zu einer Einheit beschränken.

V.

Bisher ging es im Wesentlichen um formale Kriterien für Rationalität. Diese sind gewiss notwendig, jedoch auf keinen Fall hinreichend für die Distinktion rational/irrational. Wenn ein Geisteskranker sich für Caesar hält, kann er aus formaler Sicht noch als rational gelten, wenn er sämtliche Ereignisse von dessen Biographie auf sich bezieht und somit auch behauptet, am 10. Jänner 49 v. Chr. den Rubikon überschritten zu haben. Dies entspricht jedoch in keiner Weise dem intuitiven Alltagsbegriff von Vernünftigkeit. Dort nennt man niemanden rational, wenn seine Auffassungen unmittelbar der Wahrnehmung widersprechen und auch nicht, wenn sie allen Ergebnissen der Wissenschaft widerstreiten. Jemand kann jede Menge von konsistenten Aussagensystemen über fiktive Objekte erfinden, so etwa eine komplizierte Theorie der Kentauren entwerfen, die aber, selbst wenn sie widerspruchsfrei wäre, noch keinen faktischen Gehalt hat. Rationalität muss auch eine materiale Verankerung besitzen, sowohl durch den Rekurs auf die stammesgeschichtlich bewährte direkte Wahrnehmung, als auch auf das von der weltweiten Gemeinschaft erworbene theoretische Wissen. (J. Mosterín: *Ciencia Viva a. a. O. S. 57*). In den meisten Wissenschaften gibt es ein Standardmodell des Wissens. Beim Aufbau der Materie ist es das Quark-Lepton-Modell der QCD, in der Kosmologie das Konkordanzmodell und in der Biologie die Evolutionstheorie, die einen verlässlichen Rückhalt bieten, auch wenn sie kein infallibles Wissen enthalten können. Man wird kaum jemanden rational nennen, der in allen Fällen ohne konkreten Grund alle Standardmodelle des kollektiven Wissens ablehnt.

VI.

Es erscheint auf alle Fälle wichtig, die Einstellung der Rationalität nicht mit

dem klassischen Rationalismus zu verwechseln, der die Auffassung vertrat, dass es eine Art der Naturerkenntnis gäbe, wonach reines Denken Wissen über die Natur erlangen könne. Theoretische kollektive Rationalität ist nicht gleich Rationalismus.

Spinoza, Descartes und Leibniz glaubten zumindest an eine partielle Welterkenntnis durch reine Vernunft. Kant operierte mit dem Begriff der reinen Naturwissenschaft und hielt die Existenz von synthetischen Urteilen apriori für gegeben. Allgemeine Züge der Realität wie die Struktur der Raumzeit, die Kausalität, sind danach vorempirisch gültig, weil sie die Bedingungen der Möglichkeit von Naturwissenschaft überhaupt darstellen. Von diesen intuitiven Ideen über die Realität ist nichts übrig geblieben. Die meisten apriorischen Annahmen waren schlichtweg falsch, die Euklidische Geometrie, der deterministische Kausalzusammenhang, die Stetigkeit aller Vorgänge und die Berechenbarkeit aller Funktionen erwiesen sich nur für eingeschränkte Bereiche der Naturphänomene anwendbar. In den jüngsten Entwürfen der Schleifenquantengravitation wird sogar das, was Kant für eine Anschauung apriori hielt, auf ein atomistisches Substrat zurückgeführt, das die Raumzeitlichkeit der Natur allererst konstituiert. (Martin Bojowald: *Alles aus dem Nichts*. *Physik Journal 10* (2011) Nr. 3 S. 37). Auch die Kategorie der Kausalität erwies sich als mehrdeutig und variabel. Unstetige Zustandsveränderungen mussten genauso wie nicht berechenbare dynamische Systeme in den Begriffsbestand der Wissenschaften aufgenommen werden.

VII.

Die griechische Philosophie operierte häufig mit dem begrifflichen Gegensatz von Epistème und Dóxa und vertrat vielfach die Meinung, dass eigentliches Wissen sicher sein müsste, die Wissenschaft als rationales Unternehmen also Epistème anzustreben hätte. Heute kann es als unbezweifelt gelten, dass Sicherheit in keinem Bereich erreicht werden kann, obwohl es Unterschiede der Verlässlichkeit der Resultate und des kumulativen Fortschrittes gibt. Auch Logik, Mathematik und Informatik kann meta-mathematischen Zweifeln unterworfen werden. So hat sich eine intensive Diskussion entsponnen, ob das Tertium non datur für unendliche Bereiche angewendet werden darf. Klassische Mathematiker verwenden ohne zu zögern den indirekten Beweis, wohingegen Intuitionisten und Konstruktivisten diese Beweisform ablehnen. Das gleiche gilt für die doppelte Negation. Brouwer erlaubt zwar noch den Schluss $p \rightarrow \neg \neg p$ aber nicht mehr den Übergang $\neg \neg p \rightarrow p$.

Parakonsistente Logiken versuchen neue Bereiche der Mathematik zu erschließen, wie wir oben schon angedeutet haben. Daraus kann man eine wichtige erkenntnistheoretische Lehre ziehen: Die Wissenschaft vertritt keinen Dogmatismus in den Voraussetzungen der Rationalität. Auch die anscheinend innersten, nämlich die logischen Grundsätze, können in Frage gestellt werden, wenn ausreichend widerspenstige Daten oder theoretische Gründe vorliegen.

Während in den Formalwissenschaften nur die Ableitungsrichtigkeit maßgebend ist, zählt für die Akzeptanz eines Theorems in den faktischen Wissenschaften nur die Empirie als Gerichtshof der Wahrheit.

Es ist allerdings nur die Sinneserfahrung, die Wahrheitswerte verteilen kann, alle Arten extrasensorischer Wahrnehmungen oder Intuitionen wie die phänomenologische Wesensschau werden in

der wissenschaftlichen Rationalität als Instanzen für die Evaluationen von Hypothesen nicht anerkannt. Dies sieht erst einmal wie eine dogmatische Entscheidung aus, ist es aber nicht. Es hat sich nur herausgestellt, dass alle angeblichen alternativen Wahrnehmungen nicht die Minimalbedingung an eine Erkenntnisquelle erfüllen, intersubjektiv mittelbar und reproduzierbar zu sein. Mit Erfahrungsarten, die nur Einzelpersonen ihr Eigen nennen, kann man keine allgemeinen Hypothesen falsifizieren bzw. irrtümliche Falsifikationen wieder rückgängig machen.

VIII.

Ein Kennzeichen wissenschaftlicher Rationalität ist das Streben nach Einheitlichkeit. Die Wissenschaft arbeitet zwar weithin arbeitsteilig, strebt aber dennoch nach Einklang und Kongruenz des Wissens. E. O. Wilson hat dafür den Ausdruck „Consilience“ von William Whewell übernommen. (E. O. Wilson: Die Einheit des Wissens. Siedler Berlin 1998).

Der Grund für dieses Harmoniebestreben erscheint einleuchtend. Die einzelnen Disziplinen besitzen Überschneidungen in ihren Geltungsbereichen, dort müssen die Theorien vereinbar sein. Physik und Chemie überlappen sich in der Quantenchemie, Biophysik hat die Wirkung von Strahlung auf organische Materie zum Gegenstand, in der Kosmologie des frühen Universums treffen Kernphysik und Astrophysik aufeinander.

Die Übereinstimmung der Theorien in den Überschneidungsbereichen ist ein Symptom der Wahrheitsnähe. Ein Beispiel ist die Kosmische Entfernungsskala: Die Methoden der Parallaxe, der Spektrometrie und der Cepheiden werden im Überschneidungsbereich auf ihre Verlässlichkeit geeicht. Konkordanz ist dabei ein Indiz für Korrektheit in der Entfernungsbestimmung, Diskordanz ein Anzeichen für Fehlerhaftigkeit. Bekannt ist die Zeitskalendivergenz von Biologie und Physik im 19. Jh., als die Evolutionsbiologen eine viel längere Brenndauer der Sonne veranschlagten, die Physiker aber auf Grund einer falschen Theorie der Energieerzeugung der Sonne auf ein viel zu kurzes Alter unseres Zentralgestirns tippten. Der Widerspruch löste sich zu Gunsten der Biologen, als die Astrophysiker die Kernphysik auf die Energieerzeugung in Innern der Sonne anwendeten.

Unverzichtbar gehört zur wissenschaftlichen Rationalität die objektive Gültigkeit. Objektivität ist in der Mathematik und in den mathematischen Naturwissenschaften so selbstverständlich, dass sie selten erwähnt wird. In den Geistes- und Sozialwissenschaften ist sie, zumindest seit Max Weber, auch kaum mehr kontrovers. Intersubjektive Mittelbarkeit und interpersonale Prüfbarkeit erfordern semantische Klarheit, was nicht gleichbedeutend ist mit einfacher Verständlichkeit.

Es kann mühsam sein, komplexen Theorien zu folgen, aber auch kühne Spekulationen der mathematischen Physik sind für alle im Prinzip zugänglich. Im Gegensatz dazu ist es in der Esoterik oft unklar, wovon die Rede ist: Begriffe wie „links verdrillte Biomagnetstrahlen, Astralleib, Aura, Erdstrahlen...“ lassen sich zumeist auch bei intensiver Nachfrage nicht klären. Auch eine momentan noch gar nicht prüfbar Denkmöglichkeit muss syntaktisch korrekt und semantisch identifizierbar sein. Die Referenz von Sätzen mit semantischen Mollusken kann man auch mit akribischer Suche nicht finden. Eine solche Forderung muss in aller Allgemeinheit erhoben werden. Es gibt viele kulturelle Traditionen, aber nur eine

wissenschaftliche Vernunft. Logik, Semantik und Methodologie sind universell und nicht von bestimmten Überlieferungen oder historischen Zufälligkeiten abhängig. Es wäre unsinnig, die hypothetisch-deduktive bzw. induktiv-statistische Methode kulturell zu begrenzen, genau so wenig wie man die Arithmetik oder die Geometrie ethnisch relativieren würde. Ein Testverfahren von Hypothesen wie der Bayesianismus, bei dem ein rational Handelnder seine Einschätzungen der Gültigkeit einer Hypothese verändert, wenn sich neues empirisches Material zeigt, gilt nicht nur für Naturwissenschaften. Auch in der Ökonomie, den Sozialwissenschaften oder der Linguistik ist dieses Verfahren der Evaluierung von Hypothesen anwendbar. Rationale Entscheidungstheorie, Spieltheorie und Informationstheorie gelten mithin universell und transkulturell und sind transdisziplinär anwendbar.

In methodologischer Hinsicht ist somit Wissenschaft längst globalisiert. Das gleiche gilt in Bezug auf die Vorläufigkeit aller Erkenntnis. Alle Aussagen der Wissenschaft sind der Revision ausgesetzt, wenn widerspenstige Daten oder kritische Argumente es erzwingen. Karl Popper hat die Revisionsoffenheit immer als Kernthese des kritischen Rationalismus bezeichnet: „Eine Einstellung, die zugibt, dass ich mich irren kann, dass Du Recht haben kannst und dass wir zusammen vielleicht der Wahrheit auf die Spur kommen werden.“ Damit ist unzweifelhaft statuiert, dass es weder Sicherheit noch Irrtumfreiheit (Inerranz) gibt (K. R. Popper: Die offene Gesellschaft und ihre Feinde Tübingen 1992 Kap 24), sei es über irgendein faktisches oder formales System. Auch die Logik ist hier nicht ausgenommen. Sie ist genau so kritisierbar, wie J. L. Brouwer und A. Heyting in ihrer Beanstandung der klassischen Beweisregeln gezeigt haben. Ebenso sind die Axiome der Mengenlehre diskutierbar, wie z. B. die heftigen Auseinandersetzungen um das Auswahlaxiom gezeigt haben. Hier besteht ein unüberbrückbarer Gegensatz zu allen Ideologien, zumindest dann, wenn diese nur neue Auslegungen der kanonischen Texte zulassen, ersatzlose Streichungen von Inhalten aber grundsätzlich ausschließen. Ein semantischer Fundamentalismus, wonach eine maßgebende Schrift nur eine authentische Auslegung besitzt, widerspricht explizit linguistischen Gesetzen, wonach kein Text seine eigene Deutung beinhalten kann; dazu muss immer die Metasprache herangezogen werden. Der Versuch, ohne diese Sprachebene auszukommen, führt ins Chaos, denn alle semantisch geschlossenen Sprachen sind inkonsistent.

IX.

Ideologische Systeme, vor allem wenn sie sehr alt sind, betonen sehr oft mit einigem Stolz die Unwandelbarkeit, Unabänderlichkeit und Vollständigkeit ihrer Prinzipien. Wenn ihre Verteidiger nicht gerade Anhänger eines semantischen Fundamentalismus sind, akzeptieren sie zwar einen Erkenntnisfortschritt auf der Deutungsebene, nicht aber bei den Fundamenten selbst, diese werden als irrtumfrei und exempt von Kritik betrachtet. In der Wissenschaft muss man unterscheiden: Die Fakten in den empirischen Wissenschaften akkumulieren beständig, selten treten Beobachtungsergebnisse auf, nur manchmal müssen Daten in Astronomie, Archäologie oder Paläontologie zurückgenommen werden. Bei den Theorien ist der Fortschritt schwieriger zu beurteilen. Am klarsten ist die Situation sicher in der Mathematik. Hier haben wir es sicher mit einem kumulativen Prozess zu tun. In der Physik kann man den Erkenntnisfortschritt

dann festmachen, wenn ein Korrespondenzprinzip zwischen den Theorien vorhanden ist und die Vorgängertheorie einen Sonderfall des Geltungsbereiches abdeckt. Ein anschauliches Beispiel ist das Kreis-Ellipsen-Kegelschnitts-Modell der Planetenbewegung, bei dem man den Verallgemeinerungsvorgang an der geometrischen Form der Bahnen ablesen kann. Hier lässt sich der Begriff der Approximation, der Teilwahrheit und der Näherung anwenden.

X.

Gibt es in der wissenschaftlichen Rationalität einen Endzustand des Wissens? Auch hier muss man unterscheiden. Immer wieder wurde in der Vergangenheit von bedeutenden Wissenschaftlern wie Lord Kelvin, Philipp von Jolly, und St. Hawking das nahe Ende und die Vollendung des Wissens beschworen. Bisher hat sich fast immer bald danach eine neue Umwälzung im Theorienbestand ergeben. Dennoch kann man nicht ausschließen, dass auf der Ebene der Grundgesetze einmal ein gewisser Abschluss eintreten wird. Auf der Ebene der Fakten wird dies sicher nie der Fall sein, weil nach heutigem Wissen das Universum unendliche räumliche Erstreckung aufweist. Aber selbst wenn man dies außer Acht lässt, bietet z. B. die Exobiologie Aufgaben für Wissenschaftler, die das mutmaßliche Ende der Menschheit überschreiten. So gibt es sicher ausreichend Fälle von Ignoramus, wobei aber jeder Fall für sich grundsätzlich lösbar ist. Schwieriger ist die Situation bei der Frage des Ignorabimus zu beurteilen. Hier muss man die Relativität einer solchen Unerkennbarkeit berücksichtigen. Heutige bewährte Theorien schließen bestimmte Klassen von Beobachtungen aus, dabei handelt es sich aber um keine logischen Unmöglichkeiten. Die Relativität des Ignorabimus besagt, dass sich bei Änderung der Theorien auch neue Erkenntnismöglichkeiten ergeben.

So erlaubt die Spezielle Relativitätstheorie keine Beobachtung von Ereignissen außerhalb unseres Vergangenheitslichtkegels.

Die Unschärfe-Relation der Quantenmechanik verbietet die exakte gleichzeitige Messung der Orte und Impulse der Teilchen.

In dynamischen Systemen mit nicht-linearer Fehlerfortpflanzung ist die asymptotische Zukunftsberechenbarkeit durch den Ljapunov-Horizont beschränkt. Alle diese heute gültigen Beobachtungsgrenzen können sich als hin-

fällig erweisen, wenn der Theorienbestand sich ändert.

XI.

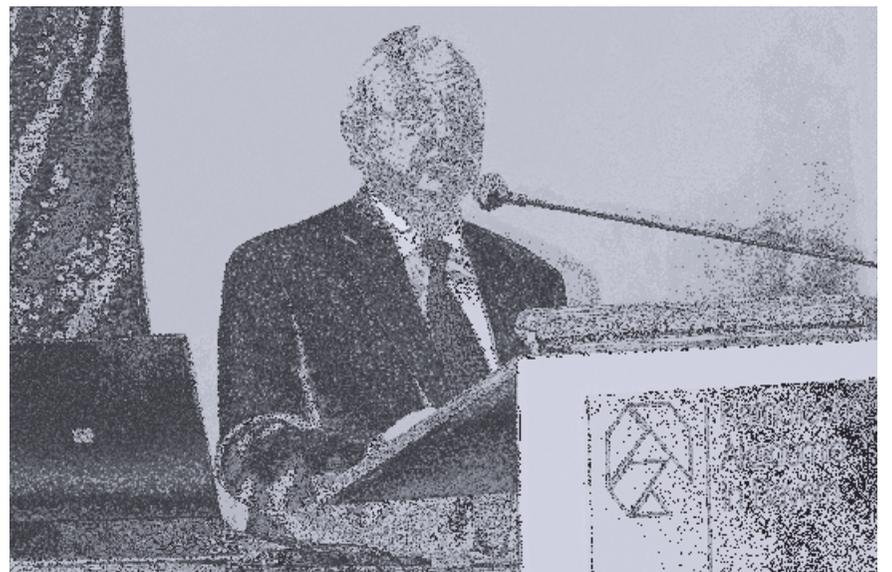
Am klarsten ist die Situation der Grenzen der Rationalität in der Mathematik. David Hilbert hatte 1930 die Position vertreten, dass es in der Wissenschaft keine unlösbaren Probleme geben könne. Dagegen wurden in der Folge die beiden Gödelschen Unvollständigkeitstheoreme ins Feld geführt, da diese anscheinend eine Widerlegung von Hilberts Non-Ignorabimus bildeten. Inzwischen ist klar geworden, dass die Gödel-Theoreme Hilbert nicht widerlegen.

Man muss sich nur klar machen, was speziell das erste Theorem eigentlich besagt: Jedes konsistente formale System S, das einen Teil der Arithmetik enthält, besitzt unentscheidbare arithmetische Sätze, Sätze, die in S nicht bewiesen oder widerlegt werden können.

Das erste Gödel-Theorem bedeutet also nur, dass es nicht ein *einziges* formales System gibt, in dem *alle* mathematischen Probleme gelöst werden können. Dies schließt jedoch nicht aus, dass jedes arithmetische Problem in einem erweiterten Axiomensystem lösbar sein kann. Diese Idee hat auch Gödel selber vertreten, wenn er vermutete, dass das Kontinuumproblem, das im normalen Axiomensystem der Mengenlehre nicht gelöst werden kann, durch Hinzufügung weiterer Axiome über große Kardinalzahlen entschieden werden könnte.

XII.

Fassen wir zusammen: Wissenschaftliche Rationalität lässt sich nicht auf ein tieferes unerschütterliches Fundament gründen, aber sie ist kritisierbar und verbesserungsfähig. Jede Komponente kann abgeändert, angereichert oder fallen gelassen werden. Es gibt mithin keinen Dogmatismus der Vernunft! Jederzeit können Vorschläge über eine andere Logik, eine neue Methodologie oder eine alternative Semantik eingebracht werden. Die Begründungslast trägt allerdings, wie immer in der Wissenschaft, der Veränderer. Ohne Grund wird sich die Forschergemeinschaft nicht auf einen Umsturz bewährter Methoden einlassen. Wenn jemand an der wissenschaftlichen Rationalität etwas ändern möchte, soll er also sagen was und warum! □



Prof. Dr. Peter Neuner moderierte die Tagung und führte in die Vorträge ein. Er ist Professor für Dogmatik und Ökumenische Theologie an der Universität

München und Leiter des interdisziplinären Gesprächskreises „Kirche und Wissenschaft“ bei der Katholischen Akademie Bayern.

„Ratio de ea quae in vobis est spe“ (1 Petr 3,15) Rationalität und Christentum

Wolfgang Beinert

1. Von der Spannung zwischen Glaube und Vernunft

In den letzten Jahrzehnten des ersten nachchristlichen Jahrhunderts schrieb ein unbekannter Christ in Rom einen Brief an bedrängte Gemeinden in Kleinasien. Er gibt sich aus als der Apostel Petrus, ist aber eher vom Geist des Apostels Paulus geformt. Die Adressaten leben in einer Minderheitensituation unter den Heiden, welche sie als fremd (vgl. 1 Petr 1,17) und unangepasst empfinden und deswegen angreifen und geringschätzen. Wie kann man da bestehen und seinen eigenen Überzeugungen leben? Der Autor denkt wahrscheinlich nicht an eine unmittelbar drohende Verfolgung, sondern hat eine im Ansatz zeitlose Situation vor Augen – die Heterogenität der christlichen Religion zu dem, was das Johannesevangelium „diese Welt“ nennt (Joh 9,39; 12,31; 14,30; 16,11). Wir mitteleuropäischen Christenmenschen von heute jedenfalls dürfen uns angesprochen fühlen, wenn wir zur Kenntnis nehmen müssen, dass laut einer Umfrage des Ethikmonitors der Stiftung Wirtschaftsethik von 2010 die katholische Kirche an unterster Stelle der vertrauenswürdigen Institutionen in unserem Land steht – noch hinter Großbanken, Parteien und Aufsichtsräten.

Der Brief wurde als Erster Petrusbrief in den Kanon des Neuen Testaments aufgenommen, hatte aber im Vergleich zu den großen Paulusepisteln und trotz des großen Autorennamens eine eher bescheidene Wirkungsgeschichte. Das trifft aber nicht für den Text zu, dem die Überschrift über diese Darlegungen entlehnt ist. Der Verfasser gibt den Adressaten in einer langen Passage Verhaltensregeln für das Bestehen ihrer prekären Lage in der heidnischen Gesellschaft und in der eigenen Familie (2,11-4,11). Unter anderem sagt er, in der Fassung der so genannten „Einheitsübersetzung“:

„Fürchtet euch nicht vor ihnen und lasst euch nicht erschrecken, sondern haltet in eurem Herzen Christus, den Herrn, heilig! Seid stets bereit, jedem Rede und Antwort zu stehen, der nach der Hoffnung fragt, die euch erfüllt; aber antwortet bescheiden und ehrfürchtig, denn ihr habt ein reines Gewissen. Dann werden die, die euch beschimpfen, weil ihr in (der Gemeinschaft mit) Christus ein rechtschaffenes Leben führt, sich wegen ihrer Verleumdungen schämen müssen“ (1 Petr 3,14-16).

Drei Verhaltensweisen sind zu beachten: Christusfrömmigkeit, höfliches Verhalten und – in der Mitte zwischen beiden – die Bereitschaft zur Rechenschaft über die in den Christen lebende Hoffnung. Man hat in dieser zentralen Vorschrift des Verses 15 die Magna Charta christlicher Verpflichtung zur Rationalität und als deren Systematisierung der (wissenschaftlich betriebenen) Theologie gesehen.

Das wird noch deutlicher, wenn wir uns an den Urtext und an die Vulgata halten. Man muss bereit sein, Rede und Antwort jedem zu geben von der die Christen erfüllenden Hoffnung. Wörtlich aus dem Griechischen übersetzt,



Prof. Dr. Wolfgang Beinert, Professor für Dogmatik und Dogmengeschichte an der Universität Regensburg

lautet der Text: „Bereit zur Verteidigung gegenüber jedem, der nach dem Logos eurer Hoffnung fragt“. Die Vulgata (aus der der Titel stammt) liest wörtlich:

„Bereit zur Verteidigung gegenüber jedem, der die Ratio der Hoffnung in euch verlangt“. Die Zürcher Bibel (Fassung 2007) gibt die Stelle wie folgt wieder: „Seid stets bereit, Rede und Antwort zu stehen, wenn jemand Rechenschaft von euch fordert über die Hoffnung, die in euch ist“. Es zeigt sich: Die „Einheitsübersetzung“ hat den Kern der Aussage schlicht unterschlagen: Die christliche Hoffnung ist logos-, rational – ihr wohnt ein vernünftiges, wissenschaftsfähiges Moment inne, das grundsätzlich allgemein („gegenüber jedem“) vermittelbar ist. Man kann sie begründen und damit auch gegenüber der anfragenden oder in Frage stellenden Kritik diskursiv und dialogisch verteidigen (apologia, defensio).

Der Pseudo-Petrus, Kirchenmann in der paulinischen Tradition, steht mit dieser Ansicht nicht allein. Der Völkerapostel selbst verwahrt sich in seinem Plädoyer vor dem König Agrippa vor dem Vorwurf der Irrationalität. Als ihm der Statthalter Festus entgegenschleudert: „Du bist verrückt, Paulus! Das viele Studieren in den (heiligen) Schriften treibt dich zum Wahnsinn“, erwidert dieser ruhig: „Ich bin nicht verrückt, erlauchte Festus; was ich sage, ist wahr und vernünftig“ (Apg 26,24 f.). Von der römischen Gemeinde fordert er eine logike latreia, einen vernunftgemäßen Gottesdienst – womit er nicht nur die Liturgie, sondern das ganze Leben meint.

Allerdings stammt aus seiner Feder ein Text, der scheinbar gegenläufig ist. 1 Kor 1,18-31 legt er der Gemeinde auf der Peloponnes die Botschaft vom Kreuz vor, die Mitte des christlichen Glaubens und zugleich – nicht nur für die Menschen damals – der Kern jener Fremdheit, die dem Christentum seit den Anfängen zu eigen ist. Diese Fremdheit aber hat etwas mit der Rationalität zu tun:

„Die Juden fordern Zeichen, die Griechen suchen Weisheit. Wir dagegen verkündigen Christus als den Gekreuzigten: für Juden ein empörendes Ärgernis, für Heiden eine Torheit, für die Berufenen aber, Juden wie Griechen, Christus, Gottes Kraft und Gottes Weisheit“ (1 Kor 1,22-24).

Nach einer langen Siegesgeschichte des Christentums in Europa sind möglicherweise wir Glieder einer multikulturellen Gesellschaft erstmals seit der Antike wieder in der Lage zu verstehen, welche Zumutung der Glaube an einen staatlich exekutierten Verbrecher als Gott ist. Vor einigen Jahren hat das die Debatte um die Schulkreuze offengelegt. Wenn etwas rationaler Erklärung bedarf, so möchten wir uns auf die Seite des Pseudo-Petrus schlagen, dann diese wahnwitzige Behauptung. Da haben die Juden wie die Griechen recht. Paulus hatte es ja auch auf dem Areopag versucht, doch ohne durchschlagenden Erfolg (Apg 17,16-34). War er jetzt demotiviert?

Wie auch immer, das Thema der Spannung zwischen Glaube und Vernunft war mit dem Christusevangelium nicht nur in der Welt, es wurde dort auch tüchtig diskutiert – und bei den Christenmenschen nicht minder. Deren Debattenbeiträge brauchen hier nicht *en detail* nachgezeichnet zu werden; es genügt, die Hauptpositionen anzugeben. Sie lassen sich in zwei klassischen Schlagworten zusammenfassen. Die augenscheinlich antirationale oder fideistische wird bereits vom afrikanischen Rechtsanwalt Tertullian auf den Punkt

Am berühmtesten ist Anselm von Canterburys „ontologisches Gottesargument“, mit dem er rein denkerisch die Existenz Gottes beweisen möchte.

gebracht: „Was haben Athen und Jerusalem miteinander zu schaffen? Was die Akademie und die Kirche?“ Theoretischer gesprochen: Glaube und Vernunft sind strikt zu trennen; ersterer besitzt den Primat vor der Vernunft, so radikal, dass die Vernunftwidrigkeit einer Glaubensaussage geradezu der Ausweis ihrer Wahrheit wird: „Gottes Sohn ist gestorben, das kann man glauben, weil es widersinnig ist. Er wurde begraben und ist auferstanden, das ist ganz sicher, weil es unmöglich ist“ (Tertullian).

Die vernunftfreundliche Position des 1 Petr verdichtet sich im Hochmittelalter bei Anselm von Canterbury zum Adagium: „Fides quaerens intellectum – der Glaube verlangt nach Einsicht“. Natürlich hat auch bei ihm der Glaube Priorität, aber er vermag eine wirklich autonome Vernunft freizusetzen, die dann in der Lage ist, die „logische“ Struktur der Glaubensgeheimnisse aus sich heraus zu erkennen. Am berühmtesten ist sein „ontologisches Gottesargument“ geworden, mit dem er rein denkerisch die Existenz Gottes beweisen möchte. Bezeichnenderweise freilich führt er es in seiner Schrift „Proslogion“, die, wie der Name schon sagt, eigentlich eine Rede an Gott, ein Gebet also, ist. Die Vernunft begründet nicht den Glauben, vielmehr sucht der Glaube vermittels ihrer zu sich selbst als begründeter Glaube zu finden.

Der Vollständigkeit halber ist noch eine dritte Position zu erwähnen, der Rationalismus. Er wird von den christlichen Theologen nicht vertreten, ihnen aber sehr wohl als oppositionelle Strategie entgegengehalten. Während beim

Fideismus die Vernunft total dem Glauben subordiniert ist, ist es beim Rationalismus genau umgekehrt: Der Glaube hat sich der Vernunft völlig unterzuordnen. Was das genau meint, hängt vom jeweiligen Vernunftbegriff ab, den ein Philosoph verwendet. Für Hegel zum Beispiel war es der absolute Geist, für Kant das Erfordernis des moralischen Lebens.

Es scheint nicht schwer einzusehen, dass für eine Religion nur die mittlere Position halt- und gangbar ist, vor allem wenn sie, wie das Christentum, den Anspruch der Universalität erhebt. Wenn etwas vernunft-evident ist, kann man es nicht mehr glauben; wenn es vernunft-widersprechend ist, darf man es nicht glauben. Zunächst ist zu sagen, dass die Religion sich an den ganzen Menschen richtet. Sie will des Menschen Heil und Hoffnung. Dann muss ihr der Mensch ganz anhängen können, also auch mit der Vernunft. Die Religion muss also in irgendeiner Weise einleuchten. Bei diesem Rezeptionsvorgang kann die Ratio sehr wohl eine untergeordnete Rolle einnehmen. Für das einzelne Subjekt kann eine Erleuchtung, eine Vision, eine Erscheinung, eine intuitive Sinner-schließung entscheidend sein. Für die Gemeinschaft der bereits Glaubenden (Kirche) kann ein Glaubenssatz akzeptabel sein als Folgerung aus anderen Sätzen und seine Rationalität daraus beziehen, dass das Schlussverfahren stimmt. Entscheidend ist aber die Suche nach der Akzeptanz des Glaubens durch grundsätzlich alle Menschen. Wenn die Jesus-Leute alle Menschen zu seinen Jüngern machen sollen, müssen sie ihnen allesamt plausibel machen, dass sie Christen werden sollen. Menschenwürdig geht das nur dann, wenn die Lehre Christi sicher nicht nur, aber auch auf den Prüfstand der Vernunft gestellt wird. Wenn die beiden Behauptungen im Raum stehen, dass der Rübzahl und dass Jesus von Nazareth von den Toten auferstanden sind, dann muss es eine Instanz geben, die festzustellen vermag,

- ob beide Sätze wahr,
- ob beide falsch sind,
- ob einer wahr und der andere falsch ist,
- und welcher wahr und welcher falsch ist.

Diese Instanz können nicht die Vertreter der Thesen sein, also muss sie von dritter Seite berufen werden. Dafür kommt nur die Vernunft in Frage. Die vom christlichen Glauben selbst ob seines Universalitätsanspruchs eingeforderte Intersubjektivität seiner Inhalte schließt seine Rationalität ein.

Nun bewegen sich diese Inhalte auf drei Ebenen. Die erste Ebene wird konstituiert durch die Gottesfrage: Gibt es Gott – ja oder nein? Die christliche Religion gibt wie alle anderen Weltreligionen eine positive Antwort. Die rationale Begründungspflicht obliegt in erster Linie der Philosophie, näher der Religionsphilosophie. Die zweite Ebene wird konstituiert durch die Unterscheidungsmerkmale des Christentums gegenüber anderen Religionen – göttliche Offenbarung in der Bibel, Menschwerdung Gottes, Kirche als Heilsanstalt. Es ist vornehmlich die Aufgabe der Fundamentaltheologie, diese Inhalte rational zu vermitteln. Endlich existiert die dritte Ebene der Sätze, die aus den Grundaussagen des Christentums abgeleitet und zur christlichen Lehre zusammengefasst worden sind, so wie sie etwa in den Katechismen oder den theologischen Handbüchern dargelegt wird. Allerdings bestehen da zum Teil erhebliche

Differenzen unter den Christen, die zur Ausbildung von Konfessionen und Denominationen geführt haben. Innerhalb der wissenschaftlichen Disziplin Theologie ist es die primäre Pflicht der Dogmatik und der Ethik, die Rationalität der betreffenden Lehrbehauptungen klar zu machen. Im Einzelnen bedeutet das: Den logischen Zusammenhang mit den Grundaussagen und die Kohärenz mit den anderen ebenfalls daraus abgeleiteten Glaubensaussagen nachzuweisen.

In den folgenden Ausführungen beschäftigen wir uns nur skizzenhaft mit der ersten Ebene; es geht im Gesamtkontext um die diversen Religionen und nicht um die Religionsphilosophie. Aber selbstredend ist denen der Teppich unter den Füßen weggezogen, wenn die Aussage „Gott existiert“ irrational ist. Die Probleme der dritten Ebene lassen wir außen vor. Wir würden uns in den zerklüfteten Landschaften der Dogmatik bzw. Moralthologie verirren und einen „Grundriss des römisch-katholischen Glaubens“ (und aller anderen Christentümer) liefern müssen. Unser Augenmerk richtet sich mithin auf die zweite Ebene, auf den Rationalitätsanspruch der christlichen Religion.

2. Rationalität

Rational ist, was begründet erklärt werden kann, wenn jemand eine Warum-Frage stellt. Der Erklärer ist der Explanans, das zu Erklärende das Explanandum. Die Begründung kann sein

- analytisch: Das Explanandum wird dann in seine Teile aufgelöst;
- synthetisch: Es wird in einen umfassenderen Sinnzusammenhang gestellt.

Die begründete Erklärung kann sich entweder nur auf ein bestimmtes Phänomen der Wirklichkeit beziehen, z. B. auf die Funktionsweise eines Otto-Motors, oder auf alle irgendwie eruierten Phänomene. Philosophie und Theologie zielen diese universale Erklärung an. Sie stellen auf synthetische Weise die Sinnfrage: *Warum ist etwas und warum ist nicht nichts?* Die einer Religion zugeordnete Theologie stellt sie unter der besonderen Rücksicht eines Begründers des Seins, also einer Gottheit. Es versteht sich, dass wir uns dieser zweiten Kategorie zuwenden.

Wie bemerkt, kann eine Erklärung gelten

- für ein einzelnes Subjekt, dem sich so der Sinn erschließt, etwa bei einer „Marienerscheinung“;
- für eine Subjektgemeinschaft, etwa die Kirche, die bestimmte Glaubensinhalte als die ihren bekennt, und zwar so, dass diese als geltend für jedes Glied der Gemeinschaft wie auch für alle insgesamt betrachtet werden – ein Beispiel ist das „Credo“;
- für grundsätzlich alle Menschen „guten Willens“, d. h. die dafür offen und aufnahmebereit sind, welche also weder boshaft sind noch dumm.

Hier befassen wir uns nur mit dieser dritten Möglichkeit. Sie setzt voraus, dass zwischen Erklärer und Adressaten einige gemeinsame Standards von Erkenntnis und Wissen existieren, nach denen das Explanandum auf seine allgemeine Geltung hin beurteilt werden kann. Wenn jemand standhaft leugnet, dass es eine jenseits der empirisch feststellbaren Phänomene liegende Wirklichkeit geben kann, kann man mit ihm nicht von (erfahrener) Transzendenz sprechen.

Eine Erklärung kann unterschiedliche Geltungskraft besitzen. Der Höchstfall ist gegeben, wenn sie sich auf einen deduktiv ableitbaren Beweis stützen kann (mathematische Sätze). Sie kann aber auch nur wahrscheinlich sein, wenn beispielshalber die Auskunft, dass die Bayern ein aus Böhmen stammendes Mischvolk sind, auf besseren Gründen aufruhrt als alle anderen. Manchmal ist die Erklärung auch nur plausibel – es spricht manches gegen, aber doch einiges Beachtenswerte für sie. Vor allem die Historiker werden sich oft aufgrund mangelhafter Quellenlage damit begnügen müssen. Endlich kann eine Erklärung auch nur möglich oder denkbar sein. So lautet die Auskunft der in Lourdes eingerichteten Ärztekommision zu einer vorgeblichen plötzlichen Heilung lediglich, dass diese sich nach dem heutigen Stand der medizinischen Wissenschaft nicht erklären lasse. Der Anwalt einer Kanonisation wird daraus vielleicht schließen, dass sie von Gott auf Fürsprache seines „Mandanten“ erwirkt sei, der Skeptiker, dass sie zwar *pro nunc* offen bleiben muss, aber nicht *pro tunc*. Möglich ist beides.

Die Rede vom Glauben setzt voraus, dass es verschiedene Schichten der Wirklichkeit gibt.

Die rationale Erklärung ist kein einbahniger Prozess. Der Explanans legt das Explanandum dar, begründet es und kommt im Schlussverfahren zu einer Lösung. Diese kann er entweder autoritativ verkünden oder zur Diskussion stellen. In beiden Fällen ist ein *Dialog* mit dem Adressaten der Erklärung nötig. Dieser muss entweder die Autorität des *Erklärens* wegen dessen Rechtsstellung gehorsam annehmen oder urteilen, ob er den Geltungsanspruch der *Erklärung* akzeptieren kann, weil sie den Rationalitätsansprüchen genügt. Wenn nicht, dann kann er um weitere Erklärungen bitten oder seinerseits begründen, weshalb die Gründe des Explanans keine Geltung haben (können). Ganz kurz gesagt: Die rationale Erklärung vollzieht sich immer in einem *Diskurs*, der aktuell geführt wird oder für diesen Begründungsfall als erfolgreich betrachtet wird – so bei den autoritativen Erklärungen. Der Adressat akzeptiert, dass der Erklärer im konkreten Fall vollmächtig und vollgültig eine Behauptung als wahr deklarieren kann, etwa weil er legitim ein entsprechendes Amt ausübt oder von der Gemeinschaft entsprechende Vollmachten bekommen hat. Tut der Adressat das nicht, muss ein Diskurs eröffnet werden über Umfang und Geltung der beanspruchten Autorität. Zum Wesen des Diskurses gehört, dass Anfangsmeinungen grundsätzlich aller Beteiligten in seinem Verlauf geklärt, korrigiert oder auch von einem oder allen aufgegeben werden müssen.

Bei Erklärungen mit universalem Anspruch ist der Diskurs folgenden Bedingungen unterworfen:

- Die Behauptungen müssen verständlich erklärt werden.
- Die Behauptungen dürfen nicht isoliert erklärt werden, sondern müssen mit anderen Behauptungen und deren Erklärungen übereinstimmen oder dürfen ihnen wenigstens nicht widersprechen (Kontextualität).
- Die Behauptungen bzw. die ihrem Geltungsanspruch zugrunde liegende Autorität müssen kritisierbar sein. Sonst verliert der Diskurs seine Rationalität.

- Die Behauptungen dürfen sich nicht auf privilegierte Prämissen stützen. So kann der gläubige Christ sich für die Geltung der Rechtfertigungslehre nicht auf den Apostel Paulus oder die Heilige Schrift berufen. Diese besitzen für einen Nichtchristen keinerlei besondere Autorität.
- Die Behauptungen müssen für die Disputanten innerhalb des Diskurses den Status von Hypothesen haben. Sie unterliegen also dem Kriterium der Falsifizierbarkeit, von dem noch zu sprechen sein wird. Ist das nicht der Fall, ist ein Diskurs entweder überflüssig, weil die Disputanten hinsichtlich des Explanandum schon einer Meinung sind, oder vergeblich, weil mindestens einer die Kritisierbarkeit seiner Aussagen von Grund auf ablehnt.

Zusammenfassend lässt sich formulieren: *Rationalität ist ein Erklärungsmuster für die Erschließung der Wirklichkeit*. Diese wird dann rational erklärt, wenn sie durch Angabe von handlungs- oder situationsspezifischen Gründen intersubjektiv (für alle Menschen oder eine bestimmte Gruppe) verständlich und damit gegebenenfalls nachvollziehbar gemacht wird. Selbstverständlich sind die Modalitäten unterschiedlich in den verschiedenen Wirklichkeitsbereichen. In den Naturwissenschaften zum Beispiel beantwortet die Erklärung Warum-Fragen im Kontext einer naturwissenschaftlichen Disziplin, um empirische Phänomene durch gesetzmäßige Rekonstruktion zu verstehen. In der Religion hingegen soll die universale Sinnfrage beantwortet werden durch den Rückgriff auf das Absolute. Wir haben uns nun dem Problem zu stellen, welche Möglichkeiten rationaler Erklärungen es unter diesem Horizont gibt.

3. Der Glaubensakt

Die Rede vom Glauben setzt voraus, dass es verschiedene Ebenen oder Schichten der Wirklichkeit gibt. In der Regel am einfachsten zugänglich ist die empirische Wirklichkeit, die sich mit unseren Sinnen erfassen und sprachlich unmittelbar ausdrücken lässt. Man kann sie zählen, wägen und/oder messen und das Ergebnis auch zu Protokoll geben: Eine Bronzestatue ist 1,80 m hoch. Diese Behauptung ist jederzeit und meistens auch mühelos überprüfbar, sobald man sich rational über Material und Messkriterien verständigt hat. Trifft die Aussage auf die betreffende Wirklichkeit zu, ist sie wahr. Dahinter gibt es eine Ebene, die wir nicht minder als real erfahren, jedoch nicht mehr empirisch erfassen und entsprechend artikulieren können. Wir denken an emotionale Wirklichkeiten wie die Liebe. Einer kann sagen, dass er eine große Zuneigung zu jemandem habe und ihn tief verehere. Es wäre unsinnig, würde er präzisieren: Die Zuneigung misst 80 qm und reicht in eine Tiefe von 45 m. Die Formulierungen auf dieser Ebene sind also Metaphern und Bilder. Sie erklären nur dann etwas rational verstehbar, wenn man in der Metaphern- und Bilderwelt zu Haus ist. Das bringt es allerdings mit sich, dass Behauptungen auf dieser Ebene nicht mehr im strikten Sinne einen Evidenzbeweis zulassen. Woher soll man wissen, ob es wahr ist, wenn jemand sagt: „*Ich liebe dich*“? Man kann Erklärungen anziehen, die den Satz wahrscheinlich oder plausibel erscheinen lassen, mehr nicht. Ein Kuss kann ein Judaskuss, ein Liebesschwur bloße Strategie sein. Letzten Endes kann der Satz nur gesagt und rezipiert werden in einer Aura des Vertrauens. Dieses Vertrauen ruht auf einer einzel-

nen Erfahrung oder auf einem Bündel von Erfahrungen, die mich der Liebe des anderen versichern. Ist es gegeben und hält man sich die Phänomene vor Augen, die jene Aussage stützen und glaubwürdig erscheinen lassen, kann man sagen: Ich kann es verantworten, diese Liebe als wahr zu erkennen und liebend zu erwidern. Dennoch bleibt ein ungeklärter und unerklärbarer Rest: Liebe ist ein Wagnis. Es kann enttäuscht werden. Schuld daran können beide Partner oder einer oder die Umstände oder Missverständnisse sein. Man hat hier auch in Rechnung stellen, dass Erfahrungen unter dem Zeitindex stehen: Ich muss sie je jetzt machen und nur ich kann sie machen, wenn sie mich zu rechtem Handeln veranlassen sollen. Es kann aber auch sein – und bei religiösen Traditionen ist es gewöhnlich so –, dass mir ein Erfahrungsschatz aus der Vergangenheit überkommt, der mir selber zu Erfahrung werden soll. Dazu muss ich ihn kritisch überprüfen und überprüfen dürfen, da geschichtlich bedingte Erfahrungen modifizierbar sind.

Ein besonderes Feld ist die religiöse Sphäre. Der religiöse Mensch behauptet, es existiere eine alles übersteigende, alles begründende, aber selbst nicht mehr der Begründung unterliegende Wirklichkeit, die er *Gott (Götter)* nennt. Weil er sich selber als von ihr begründet – gewöhnlich sagen wir: geschaffen – weiß, kann er sich ihr gegenüber nicht neutral verhalten, sondern nur im Modus der Liebe. In der traditionellen Terminologie wird er sagen: *Ich glaube an Gott*. Es ist daher einsichtig, dass er in der näheren Entfaltung dieser Aussage zur Sprache der Liebe greifen wird. *Glauben an (jemanden)* ist ein Synonym für *lieben*, bezogen auf das absolute Wesen. Diese Haltung umgreift ein grenzenloses und unbeirrbares Vertrauen gegenüber Gott. Es bezieht sich gegebenenfalls auch auf dessen Äußerungen und Handlungen – wir sprechen kurz und knapp von der göttlichen Offenbarung, die jemand glaubt (*etwas glauben*). Wegen der Grenzenlosigkeit kann diese Offenbarung widerständig zu unseren sonstigen Erfahrungen und Überzeugungen erscheinen. Es kommen Zweifel auf, ob sie wahr und stimmig ist oder ob das in diesem Fall höchstmögliche liebende Vertrauen auf die höchstmögliche Weise getäuscht und dann enttäuscht worden ist. Das wird vor allem im Leiden sein. Zur Absolutheit Gottes gehört auch seine absolute Liebe und Mächtigkeit. Wie aber kann es dann geschehen, dass seine Geschöpfe schier unendliche Leiden aushalten müssen? An der Theodizeefrage kann der Glaube zerbrechen, er vermag sich aber ungeachtet ihrer Wichtigkeit auch dann zu bewähren. Er schenkt keine Sicherheit vor den Unbilden und Fährnissen der endlichen Existenz, aber er gibt die unerschütterliche Gewissheit, dass in und trotz und unter allem Gottes Liebe und Treue währt. Wo einen diese Gewissheit verlässt, gerät man in die Versuchung, wenigstens auf Nummer sicher zu gehen (Fundamentalismus, Magie).

Da wird noch einmal unübersehbar deutlich, dass ungeachtet aller rationalen Gründe Glaube in letzter Weise auf einer Entscheidung beruht, die sich der Unsicherheiten bewusst ist. Irrational ist sie gleichwohl mitnichten. Man kann zur Erkenntnis gelangen, dass der Gewinn, den die Entscheidung verspricht, größer ist als das Verharren auf strikter Evidenzrationalität. Im Matthäusevangelium klingt das an, wenn das Himmelreich mit einem im Acker verborgenen Schatz oder einer kostbaren Perle verglichen wird, für welche man vernünftigerweise sein ganzes Vermögen riskieren darf (Mt 13,44-46).

Fragt man, woher die Gewissheit des Glaubenden kommt, wird man auf die *Gottese Erfahrung* verwiesen, sei es als selbst gewonnene, sei es als rational begründete Erfahrung anderer. So hat die Exoduserfahrung des vorchristlichen Israel vielen Juden in der Gegenwart ermöglicht, den Holocaust zwar als Glaubensanfechtung, nicht aber als Glaubensnichtung überstehen zu können. Gott ist des menschlichen Glaubens würdig (*jemandem glauben*). Zu dieser Erfahrung gehört auch die Einsicht der Glaubenden, dass die Glaubensgewissheit gewiss eine, doch nicht ihre letzte Basis in der eigenen Rationalität hat, sondern ein Geschenk, dass sie, religiös gesprochen, Gnade ist. Kann aber das Walten und Wirken von Gnade einer rationalen Erklärung zugänglich sein?

Mit zunehmender Deutlichkeit wird klar: Die Behauptungen des Glaubens unterscheiden sich von anderen Behauptungen vor allem dadurch, dass sie ihrem Wesen nach sehr viele nicht rationale Momente enthalten, die dann rational auch nicht plausibel vermittelt werden können. Das schließt freilich keineswegs aus, dass zu ihnen auch Momente rechnen, die vernünftig sind und auf dem Weg der Vernunft diskutiert werden können. Ehe wir aber darauf eingehen, haben wir uns noch eine weitere Schwierigkeit bewusst zu machen, die der religiösen Aussage eignet. Sie hat *Zeugnischarakter*. In der Apostelgeschichte wird erzählt, dass Petrus und Johannes einen Gelähmten an der Hand fassen, worauf der anfang herumzuspringen. Daraufhin werden die Apostel einem Verhör vor dem Hohen Rat unterzogen. Wieso können sie solches tun? Die Antwort gibt, „erfüllt vom Heiligen Geist“, Petrus: „*Im Namen Jesu Christi, des Nazoräers, den ihr gekreuzigt habt und den Gott von den Toten auferweckt hat*“ (Apg 3,7; 4,5-22, Zitat V. 10). Der Apostel gibt keine medizinischen Gründe an, sondern antwortet mit einer Proklamation. Er weiß genau, wie gefährlich sie ist. Aber so ist seine Überzeugung, die er nun bezeugt. Man kann die Verlegenheit der Behörde gut verstehen: Negiert sie die Behauptung, kann sie, deren Mitglieder ja prinzipiell an Wunder durch Gott glauben, die Wahrheit verfehlen, akzeptiert sie die Behauptung, sitzen die Amtsträger vielleicht einem Falschspieler auf. Auch hier ist es außerordentlich problematisch, einen rationalen Diskurs zu beginnen. Es ist wohl möglich, aber sehr unwahrscheinlich, würden ja auch wir sagen, dass diese spektakuläre Gesundung übernatürliche Ursachen hat. Niemand kann heute mit absoluter Sicherheit die Potentialität der Natur exhaustiv angeben. So ist zu fragen: Wie versichert man sich rational der Wahrheit, die auf einem Zeugen aufrufen soll, dessen Überzeugung ein Glaube ist?

4. Die religiöse Aussage und ihre Erklärung

Religiöse Aussagen sind ihrer Natur nach nur schwer einer rationalen Erklärung offen. Sie sind, mussten wir konstatieren, wesentlich bestimmt durch nichtrationale Momente. Dennoch ist es sinnvoll, sie unter vernünftigem Aspekt zu betrachten. Man muss schon einmal registrieren, dass es viele intellektuell hochstehende Menschen gibt, die ihre Existenz ganz und gar unter religiösem Gesichtspunkt verstehen. Man kann z. B. Persönlichkeiten wie Augustinus, Thomas, Karl Rahner oder Edith Stein vernunftentsprechendes Denken nicht abstreiten. Sie haben auch bedeutenden Einfluss ausgeübt, insofern sie anderen Menschen aufgrund der eigenen religiösen Erfahrung lebensbestimmende Sineinsichten geschenkt haben. Das kann geschehen durch Unterweisung,



Suchten das Gespräch in der Pause: Theologieprofessor Wolfgang Beinert (li.) und der Physiker und Astronom Dr. Johann Dorschner.

Exerzitien, liturgische Vollzüge, Gespräche, die alle, wenn auch nicht unbedingt allein, auf der rationalen Ebene sich abspielen. Damit können religiöse Aussagen Wahrnehmungen erklären und zu einem Sinnentwurf zusammenfügen „in Richtung auf das Unbedingte“ (P. Tillich), der durchaus vernunftgemäß ist. Glaube hat von Natur aus auch rationale Gründe. Denn die Grunderfahrung des Transzendenten, vor allem als Gesamtsinnentwurf, wie ihn eine Religion mittels heiliger Schriften, Traditionen, Ritualen usw. vorlegt, kann propositional formuliert, beschrieben und kritisch überprüft werden. Sie ist also ein rationales, wenn auch nicht ausschließlich rationales Phänomen. Wie aber kann der Geltungsanspruch der Religion erklärt werden?

Ein weiterer Überprüfungsmodus der Rationalität religiöser Behauptungen ist die Kohärenz. Ist das Lehrsystem in sich schlüssig, enthält es eventuell Widersprüche oder sinnlose Propositionen?

In der klassischen Erkenntnistheorie meinte man, dass der Evidenzerweis die Wahrheit einer Behauptung sichern würde. Sätze, die in sich selber einsichtig sind, seien die Basis aller Deduktion. Der kritische Rationalismus, begründet von Karl Popper († 1994), hatte die Schwäche der Position nachgewiesen und an ihre Stelle das Falsifikationsprinzip gesetzt: „*Eine Theorie ist nur dann empirisch wissenschaftlich, wenn die Klasse ihrer möglichen Falsifikationen nicht leer ist.*“ Hans Albert führte Poppers Lehre fort und erklärte, dass keine Überzeugung ohne die Möglichkeit des Irrtums sei; jeder komme lediglich der Status einer Hypothese zu. So lässt er als rational nur gelten, was sich im Prinzip auch widerlegen lässt. Heute ist diese Theorie allgemein rezipiert.

Wir haben schon gesagt, dass bei dieser Voraussetzung der Geltungsanspruch des Glaubens nicht dem Falsifikationsanspruch unterliegen kann. Denn *Gott* als das eigentliche Ziel religiöser Behauptungen fällt *per definitionem* nicht in die Klasse falsifizierbarer Begriffe. Das wäre nur möglich, wenn wir inhaltlich erschöpfend *Gott* definieren und damit begreifen könnten. Ein

begriffener *Gott* aber verlöre im Moment des Begreifens sein *Gottsein*; er würde es abtreten an den Begreifenden. Hier liegt übrigens auch der Grund, weshalb der Atheismus kein irrationales Unterfangen ist. Sehr wohl aber ist Religion dann diskursfähig, wenn sie als Hypothese oder hypothetischer Entwurf betrachtet werden kann. Sie steht dann nämlich nicht besser und nicht schlechter da als alle anderen epistemischen Systeme auch. Es herrscht heute Konsens, dass aufgrund zahlreicher Faktoren (wie Geschichtlichkeit, Sprachabhängigkeit) alle Wissenschaften von Grundvoraussetzungen ausgehen müssen, deren Geltung sie nicht beweisen können, auf die sie nur vertrauen dürfen. Ihre Erkenntnisse beruhen letzten Endes alle auf Hypothesen. Diese aber vermögen nur dann Grundlage menschlichen Handelns und menschlicher Entscheidungen sein, wenn sie von jenem tiefen Grundvertrauen getragen sind, das zwar wieder und wieder verifiziert wird, dessen Falsifizierbarkeit aber unmöglich ist. Das gilt, weil von allen Wissenschaften, auch von den empirischen. Wir sprechen zwar vom Schwerkraftgesetz, können es aber nur induktiv auf der Basis zahlreicher, aber mitnichten aller möglichen Beobachtungen als gegeben ansehen. Wer kann garantieren, dass es auch in alle Zukunft gültig bleibt? Die Überprüfbarkeit der Rationalität religiöser Aussagen – verstanden als Hypothesen – ist also grundsätzlich die gleiche wie für alle andere Wirklichkeitserkenntnis.

Gerade deswegen freilich ist prinzipiell immerhin eine indirekte Überprüfung der Glaubensbehauptungen möglich. Sie enthalten ja nicht ausschließlich Propositionen über *Gott* und andere transzendente Realitäten, sondern auch über empirische, soziologische oder historische Dinge, die der Überprüfung und auch der Falsifizierung zugänglich sind. Ein Beispiel ist die Auseinandersetzung *Schöpfungsglaube versus Evolutionstheorie*. Lässt sich die Behauptung einer Evolution des gesamten Universums mit der Behauptung vereinbaren, *Gott* habe die Welt geschaffen? Wenn ja, dann ist es auch für einen Atheisten möglich, die Aussage „*Gott ist der Schöpfer des Universums*“ als rationale Erklärung zu akzeptieren, auch wenn er sie wegen der Grundannahme eines Schöpfergottes sich nicht zu eigen machen wird. Sind die unwiderleglichen Beweise der Evolutionstheorie aber nicht damit vereinbar, dann besteht der Verdacht, dass die entsprechende Glaubensaussage als

irrational aufzugeben ist. Die Rationalität einer religiösen Aussage wird also auch gesichert, wenn sie mit den Erklärungen anderer Disziplinen der Wirklichkeitserkenntnis übereinstimmt oder wenigstens nicht durch sie widerlegt wird.

Ein weiterer Überprüfungsmodus der Rationalität religiöser Behauptungen ist ihre Kohärenz. Ist das Lehrsystem in sich schlüssig, enthält es eventuell Widersprüche oder sinnlose Propositionen? Die Religionen selber bedienen sich dieses Instrumentes zur Feststellung der Konformität einer Behauptung mit dem Glaubensgut. Für das Erste Vatikanische Konzil (1869/70) war der „*der Zusammenhang der Glaubensgeheimnisse untereinander und mit dem letzten Ziel des Menschen*“ ein Bestandteil der Rationalität des Christentums. Aus dieser Überzeugung argumentierte die großkirchliche Theologie gegen Arius, wenn *Jesus* nicht wesensgleich mit *Gott* sei, könne die christliche Soteriologie nicht mehr aufrecht erhalten werden. Denn ein noch so exzellenter Mensch vermöge keine Erlösung zu bewerkstelligen. Der missionarisch wie systemisch fundamentale Heilsanspruch der Kirche wäre in diesem Falle obsolet.

Das Resümee: Wie weit tragen die Nachweise der Rationalität von religiösen oder Glaubensaussagen? Sie können keine unwiderleglichen Beweise z. B. für die Existenz Gottes oder die Göttlichkeit Jesu von Nazaret liefern. Sie stellen jedoch ein Sinnsystem dar, das man verantwortlich akzeptieren und persönlich rezipieren kann. Das Zeugnis vermag zu überzeugen. Bei klarem Verstand und voller Kenntnis des gegenwärtigen Standes der Realitätserkenntnis und angesichts aller Gegeninstanzen kann ich es rational verantworten, an *Gott* zu glauben. Religion ist damit prinzipiell als rationales System erwiesen. □

Literatur:

G. Bausenhardt, *Einführung in die Theologie. Grenze und Geltung theologischer Aussagen*, Freiburg – Basel – Wien 2010;

Chr. Böttigheimer, *Lehrbuch der Fundamentaltheologie. Die Rationalität der Gottes-, Offenbarungs- und Kirchenfrage*, Freiburg – Basel – Wien 2009; St. Gosepath (Hg.), *Theorien praktischer Rationalität*, Frankfurt a. M. 1999;

Ph. Clayton, *Rationalität und Religion. Erklärung in Naturwissenschaft und Theologie*, Paderborn u. a. 1992;

H. Lenk – H. Spinner, *Rationalitätstypen. Rationalitätskonzepte und Rationalitätstheorien im Überblick: H. Stachowiak (Hg.), Handbuch pragmatischen Denkens*, Hamburg 1989, 1-31;

G. Scobel, *Der Ausweg aus dem Fliegenglas. Wie wir Glauben und Vernunft in Einklang bringen können*, Frankfurt a. M. 2010;

H. Schnädelbach (Hg.), *Rationalität. Philosophische Beiträge*, Frankfurt a. M. 1984.

Islamische Vorstellungen vom Verhältnis zwischen Glauben und Rationalität

Rotraud Wielandt

Glaube und Rationalität im Koran

Muslime sind es schon von den Ursprüngen ihrer Religion her gewohnt, die Entscheidung für den wahren Glauben als ein Gebot der Vernunft zu betrachten: An mehr als vierzig verschiedenen Stellen appelliert der Koran explizit an den Verstand der Hörer. Diesen Gebrauch müsste sie, so erklären entsprechende Textpassagen, eigentlich dazu bringen, aus den „Zeichen Gottes“ – d. h. vor allem den Wundern der Schöpfung, in der Gott alles zum Wohle der Menschen eingerichtet hat – die richtige Konsequenz zu ziehen, nämlich die von Muhammad verkündete Gottesbotschaft als wahr anzuerkennen (s. z. B. Sure 2/164, 45/3-5). Dafür, dass die Verkündigung des Propheten wahr ist, sprechen nach Darstellung des Koran aber nicht nur die „Zeichen Gottes“, denen sich Einsichtige nicht verschließen können. Dafür gibt es vielmehr klare „Beweise“, allen voran die koranische Offenbarung selbst (so Sure 4/174). Im Koran wird argumentativ begründet, warum sie nicht von Muhammad oder von anderen Menschen, sondern nur von Gott stammen kann (Sure 10/37 f., 16/103). Wenn aber der göttliche Ursprung des Koran erwiesen ist, dann ist es, so wird dabei vorausgesetzt, auch vernünftig, die Wahrheit des gesamten Inhalts der vom Propheten verkündeten Gottesbotschaft gläubig zu bejahen.

Für die Wahrheit bestimmter zentraler Glaubenslehren werden im Koran noch einmal je eigene rationale Argumente angeführt. So wird z. B. die Notwendigkeit des Glaubens daran, dass es nur einen Gott gibt, damit begründet, dass bei gleichzeitiger Existenz mehrerer Götter, die dann auch miteinander konkurrieren und streiten könnten, der stabile und wohlgeordnete Kosmos, den wir vor uns sehen, nicht denkbar wäre (Sure 23/91, 21/22). Dieses Argument ist später in der islamischen Theologie unter dem Stichwort der „wechselseitigen Behinderung“ der Götter, mit der innerhalb eines polytheistischen Weltbilds gerechnet werden müsste, weiter entfaltet und zur Demonstration der Unvereinbarkeit der Vielgötterei mit dem vernünftigen Denken benutzt worden. Weiter werden im Koran Zweifel an der Möglichkeit der Auferstehung der Toten mit dem Argument zurückgewiesen, dass Gott, nachdem er in der Lage war, die Menschen als lebendige Wesen zu erschaffen, sie ja wohl am jüngsten Tag auch noch ein zweites Mal lebendig machen könne (Sure 17/49 f. und 98 f.).

Glaube, wie er im Koran verstanden ist, besteht also zu einem wesentlichen Teil – wenn auch nicht nur – im Fürwahrhalten und -erklären der von Muhammad verkündeten Gottesbotschaft, für das die Vernunft spricht. Im Einklang mit diesem Glaubensbegriff, der das kognitive Moment im Glaubensakt stark betont, werden die Offenbarungsinhalte und der Status der Gläubigen, die diese als wahr anerkannt haben, an zahlreichen Koranstellen mit „Wissen“ gleichgesetzt. Für die polytheistische, aus muslimischer Perspektive heidnische Religion der vorislamischen Araber verwendet der Koran und mit ihm die gesamte islamische Tradition dann folgerichtig den Terminus „Unwissenheit“.



Prof. Dr. Rotraud Wielandt, Professorin für Islamkunde und Arabistik an der Universität Bamberg

Glaube und Vernunft in der älteren islamischen Wissenschaftsgeschichte

Im frühen 9. Jahrhundert hatte sich der intellektuelle Horizont vieler Anhänger des Islam schon stark über das koranische Offenbarungs-„wissen“ hinaus erweitert, und mit der Hereinnahme des griechischen Erbes wurde es üblich, die Fächer, die Bildungsgegenstand sein konnten, in zwei Gruppen einzuteilen: die „traditionalen“ und die „rationalen“ Wissenschaften. Unter den „traditionalen“ verstand man diejenigen, die auf überlieferten normativen Texten, nämlich dem Koran und der Prophetentradition (Hadīth) beruhten, unter „rationalen“ diejenigen, die wie die Logik oder die Mathematik keine solche verbindliche Textgrundlage hatten, sondern allein mittels der Vernunft betrieben wurden. In den „traditionalen“ Wissenschaften war, so die allgemeine Auffassung der Gelehrten, nicht in erster Linie die Vernunftanstrengung, sondern die Haltung des „Hörens“ geboten, d. h. man hatte sich von der koranischen Offenbarung und den überlieferten Aussprüchen des Propheten sagen lassen, was nach Gottes Willen zu glauben und zu tun war. Dennoch kam auch in den „traditionalen“ Disziplinen, in denen man sich an die Vorgaben von Koran und Prophetentradition gebunden wusste, faktisch durchaus die Vernunft ins Spiel, da sich ohne sie deren Texte nicht verstehen und die mit diesen verbundenen Fragen nicht bearbeiten ließen. Aus diesem Umstand erwuchs das Bedürfnis, sich darüber klar zu werden, welche genaue Rolle ihr eigentlich in Fragen der Religion zukam und wie es um den Grad der Sicherheit der Urteile stand, zu denen man mittels ihrer gelangen konnte. Zu den Fragen der Religion gehören unter herkömmlichen Prämissen auch die des islamischen Rechts, der Scharia, deren Vorschriften ihre Basis in Texten des Koran oder der Prophetentradition haben. Deshalb zählte zu den „traditionalen Wissenschaften“, in denen gleichwohl auch die Vernunft am Werk und daher das Problem von deren

Tragfähigkeit aufgeworfen war, außer den verschiedenen Teildisziplinen der Religionsgelehrsamkeit im engeren Sinne auch die Jurisprudenz (fiqh), die sich schon seit etwa der Mitte des 8. Jahrhunderts n. Chr. in Schultraditionen zu verfestigen und zu systematisieren begann. Ihre Vertreter mussten sich angesichts des sozialen Wandels, den die Expansion des Kalifenreichs in die Territorien älterer Kulturstaaen hinein mit sich gebracht hatte, frühzeitig Gedanken darüber machen, wie neuartige Rechtsfälle zu behandeln seien, für die der Koran und die Prophetentradition noch keine Regelungen bereithielten. Dabei stellte sich ihnen nicht zuletzt die Frage, ob und gegebenenfalls mit welchen genauen Verfahren Regelungslücken durch Vernunfturteile geschlossen werden durften. Die Entwicklung der diesbezüglichen Anschauungen und der aus ihr erwachsenen Methodologie islamischer Rechtsfindung sollen hier nicht weiter verfolgt werden.

Vielmehr wird sich unsere Betrachtung auf zwei andere Disziplinen konzentrieren, in denen über die Reichweite der Vernunft nicht in Rechtsfragen, sondern in Fragen der Glaubenslehre und der Ethik nachgedacht wurde, nämlich die philosophisch geprägte systematische Theologie (kalām) und die islamische Philosophie (falsafa) in der Nachfolge der Griechen, die vor allem an Aristoteles und dessen neuplatonische Kommentatoren, zum Teil auch an Platon anknüpfte. Beide Wissenschaftszweige haben eine bedeutende Rationalitätstradition vorzuweisen. Theologen trugen zu ihr vor allem in der Auseinandersetzung mit den zentralen Fragen

Ein besonders hoher Rang kam der Rationalität im Denken der Theologenschule der Mu'taziliten zu, die vom späten 8. bis zum frühen 10. Jahrhundert n. Chr. im Irak, dem damaligen Zentrum des Kalifats, führend war.

des islamischen Dogmas bei, die sich vom Koran und teils auch vom Hadīth her nahelegten; in dieser bedienten sie sich philosophischer Denkkategorien, anfangs, wie Josef van Ess gezeigt hat, vor allem solcher aus der stoischen Logik, später dann zunehmend auch solcher aristotelischer Herkunft. Philosophen stießen zwangsläufig auf die Problematik des Verhältnisses von Glaube und Vernunft, wenn sie sich als Muslime darüber klar zu werden versuchten, wie die im Koran enthaltenen Begriffe Gottes, der Schöpfung, der Prophetie oder der Auferstehung der Toten mit den Vorstellungen über Gott, die Weltentstehung, das menschliche Erkenntnisvermögen oder die Unsterblichkeit der Seele zusammenzudenken waren, die sie bei den von ihnen studierten griechischen Autoren vorfanden, und in welcher Relation die koranische Ethik zu einer philosophisch begründeten stand, die z. B. Konzeptionen von Aristoteles aufgriff.

Der Stellenwert der Rationalität in der Theologie

Ein besonders hoher Rang kam der Rationalität im Denken der Theologenschule der Mu'taziliten zu, die vom späten 8. bis zum frühen 10. Jahrhundert n. Chr. im Irak, dem damaligen Zentrum des Kalifats, führend war. Von den Denkern dieser Schulrichtung wurden

u. a. die folgenden Ansichten vertreten: Die Existenz des einen Gottes, der die Welt und alles, was in ihr ist, erschaffen hat, kann auch ohne Offenbarung allein mit der Vernunft erkannt werden. Als vollkommenes Wesen ist dieser Gott notwendigerweise auch vollkommen gerecht. Deshalb muss er die Menschen genau so, wie er es im Koran angekündigt hat, im Jenseits für gute Taten belohnen und für böse bestrafen. Der Mensch wiederum muss in der Bestimmung der sittlichen Qualität seiner eigenen Handlungen frei sein, weil ihn Gott sonst im Jenseits für Taten belohnen oder bestrafen würde, für deren Gutsein oder Bösesein er selbst gar nicht verantwortlich ist. Mu'taziliten vertraten außerdem zum Teil eine „natürliche Ethik“, die von der Existenz eines rational erkennbaren objektiv Guten ausgeht; daher lehrten sie, der Mensch könne zumindest den verpflichtenden Charakter elementarer ethischer Prinzipien wie z. B. derjenigen, dass Mord, Diebstahl oder Lüge verwerflich und damit verboten sind, auch ohne Offenbarung erkennen, wengleich er für die Kenntnis der Kultvorschriften, deren Einhaltung gottgefällig ist und damit dem ewigen Heil dient, etwa derjenigen des Ritualgebets oder des Ramadanfastens, immer noch den Koran brauche. Nach Auffassung dieser mu'tazilitischen Theologen bindet sich auch Gott selbst an das rational erkennbare Gute; daher tut er für seine Geschöpfe das diesen jeweils Zutraglichste, obgleich die Menschen hier auf Erden manchmal noch nicht durchschauen können, auf welchen Wegen er das tut.

Diese so vernunftfreundliche Theologie der Mu'taziliten musste allerdings seit dem frühen 10. Jahrhundert zunehmend derjenigen al-Asch'aris (gest. 934/935) und seiner Schule das Feld überlassen. Diese hat – zusammen mit der kleineren Theologenschule al-Maturidis (gest. ca. 944), die nur bei einem Teil der Anhänger der hanafitischen Rechtsschule verbreitet ist – den sunnitischen Islam, wie wir ihn heute kennen, hervorgebracht und sein Gesicht maßgeblich geprägt. Die asch'aristische Theologie vertritt ein handlungstheoretisches Denkmodell, das zwar vordergründig zwischen Freiheit des Menschen und göttlicher Prädestination zu vermitteln scheint, aber faktisch doch die menschliche Handlungsfreiheit verneint. Zugleich negiert sie die Existenz eines rational erkennbaren objektiv Guten, an das auch Gott sich bindet; nach ihr ist das Gute gut und das Böse böse, weil Gott es dazu erklärt hat. Er könnte aber, wenn er wollte, das Gute auch jederzeit für böse erklären und umkehrt; dann würden fortan gegenteilige Maßstäbe gelten. Und er muss die Menschen im Jenseits auch keineswegs für gute Taten belohnen und für böse bestrafen, wie er das im Koran verheißt bzw. angedroht hat: Er kann es, wenn er will, auch andersherum machen.

Die Abkehr der Schule al-Asch'aris und der ihr folgenden Sunniten von den mu'tazilitischen Positionen entspringt nicht etwa einer Vorliebe für die Idee eines „Willkürgotts“. Sie erklärt sich vielmehr daraus, dass für die Asch'ariten anders als für die Mu'taziliten das vorrangige Anliegen nicht die Wahrung des Prinzips der Gerechtigkeit Gottes ist, sondern die Vermeidung der Einschränkung der Allmacht Gottes aus der Perspektive menschlichen Denkens: Jede Aussage vom Typ „Gott muss das und das tun“ ist aus ihrer Sicht eine unziemliche Einschränkung solcher Art, auch wenn mit ihr eine ethische oder eine logische Notwendigkeit gemeint ist. Das Moment potentieller Willkür Gottes wird dabei in der sunnitischen Mehrheitstheologie ein Stück weit durch



Der Andalusier Averroes (gest. 1198) hatte zu seinen Lebzeiten schon Schwierigkeiten, sich in der islamischen Welt Gehör zu verschaffen. Heute rückt die Gestalt dieses Philosophen und anderer

„rationaler“ Denker in islamischen Ländern aber wieder mehr in den Blickpunkt. Im Bild seine Statue im spanischen Córdoba, der früheren Hauptstadt des muslimischen Andalusien.

Foto: akg-images



Der persische Philosoph und Arzt Avicenna (Ibn Sīnā) entwickelte vorgefundene Thesen der islamischen Philosophie weiter. Diese Abbildung des 1037 verstorbenen Wissenschaftlers ist ein kolorierter Kupferstich aus dem 16. Jahrhundert.

Foto: akg-images

die Vorstellung entschärft, dass es, obwohl Gott grundsätzlich jederzeit die von ihm selbst deklarierten ethischen Maßstäbe umkehren und sowohl hier auf Erden als auch im jüngsten Gericht alles Beliebige tun *könnte*, doch auch, wie schon der Koran (z. B. in Sure 33/62 und 40/85) sagt, eine stabile „Gewohnheit Gottes“ gibt; auf diesen Umstand kann sich – betrachtet man, wie Gott nach Ausweis des Koran in der gesamten bisherigen Heilsgeschichte gehandelt hat – die Hoffnung gründen, dass er es faktisch eben doch nicht tun *wird*.

Im Übrigen hat die asch'aritische Theologie, die zur sunnitischen Mehrheitstheologie geworden ist, ihre Positionen von Anfang an genau wie zuvor schon die mu'tazilitische mit philosophischen Kategorien und Argumentationsmustern begründet und tut dies bis heute. Dadurch erhielt sie einen Charakter, der demjenigen der europäisch-christlichen Scholastik durchaus vergleichbar ist; insofern ist sie auch keineswegs weniger rational als diese, wengleich sie naturgemäß nicht von biblischen, sondern von koranischen und aus dem Hadīth entnommenen Voraussetzungen ausgeht. Im schiitischen Islam, und zwar speziell bei den noch im Jemen anzutreffenden Fünferschiiten (Zayditen) und im größten Zweig der Schia, bei den Zwölferschiiten (Imamiten), die in Iran Mehrheitskonfession, aber auch im Irak und im südlichen Libanon stark vertreten sind, lebt die sehr vernunftfreundliche Theologie der Mu'taziliten auch im Bereich der inhaltlichen Positionen bis heute fort.

Vernunft und Offenbarungsreligion aus der Sicht der Philosophen

Die führenden Vertreter der Philosophie waren bestrebt, ihre im Anschluss an griechische Lehrmeister konzipierten Entwürfe mit islamischen Glaubensüberzeugungen auf die eine oder andere Weise zur Synthese zu bringen oder zumindest als mit diesen kompatibel zu erweisen. Das gelang ihnen in unterschiedlichem Ausmaß und mit verschiedenartigen Denkmodellen. Bei al-Kindī (gest. ca. 870) standen philosophische Deutungsmuster und religiöse Vorstellungen koranischer Herkunft teilweise noch unverbunden nebeneinander, und wo beide einander zu widersprechen schienen, räumte er den letzteren den Vorrang ein, weil nach seiner Einschätzung Propheten von Gott gleich ein vollkommenes und ewig gültiges Wissen empfangen, während Philosophen sich der Wahrheit nur mühsam Schritt für Schritt annähern können. al-Fārābī (gest. 950), der als erster muslimischer Autor ein umfassendes philosophisches System entwickelt hat, integrierte hingegen Ideen griechischer Denker, in erheblichem Umfang auch solche Platons, verstärkte in den islamischen Horizont, ging aber zugleich davon aus, dass die philosophische Erkenntnis als Weg zur Wahrheit dem Offenbarungsglauben überlegen ist.

Nach al-Fārābī führen die Philosophie, die durch Platons unübertroffene dialektische Fähigkeiten zur Hochblüte gebracht und von Aristoteles vollends verwissenschaftlicht wurde, und die Offenbarungsreligion, wie sie die Propheten gelehrt haben, zu denselben grundlegenden theoretischen und praktischen Einsichten, jedoch auf verschiedenen Wegen, die unterschiedlichen Personenkreisen offenstehen: Die Philosophie hat den großen Vorzug, dass allein sie die Sachverhalte, um die es geht, unwiderleglich beweisen kann. Ihre Beweisführungen sind jedoch nur der kleinen Elite derer zugänglich, die vom „aktiven Intellekt“ so weit erleuchtet worden sind, dass sie mit ihrem „erworbenen Intellekt“ die höchste Stufe

menschlicher Erkenntnisfähigkeit erreicht haben, d. h. den Philosophen. Den „aktiven Intellekt“, der die menschliche Erkenntnis lenkt, identifiziert al-Fārābī dabei mit dem „zehnten Intellekt“, der zehnten der von ihm angenommenen Emanationen aus Gott, die zugleich auch durch Verbindung der Materie mit den Formen die Weltentstehung bewirkt hat; so fügt er dieses ursprünglich aristotelische Konzept in eine neuplatonisch inspirierte Kosmologie ein. Der Prophet unterscheidet sich nach al-Fārābī vom Philosophen nicht durch Maß und Art, sondern nur durch Form und Provenienz des von ihm Erkannten. Was ihn auszeichnet, ist nämlich die ihm von Gott verliehene besondere Gabe der Imagination, die ihn befähigt, vom „aktiven Intellekt“ die Wahrheiten nicht abstrakt, sondern in Form von anschaulichen Bildern und Symbolen zu empfangen und sie so poetisch wie rhetorisch wirksam der breiten Masse weiterzuvermitteln. Nur die Masse, die zu philosophischer Erkenntnis nicht oder nur unzureichend in der Lage ist, bedarf der Instruktion und Führung durch die Prophetie, um an Gott glauben und die Prinzipien rechten Tuns verinnerlichen zu können.

al-Fārābīs Staatsphilosophie schließt sich unmittelbar an diese Gedanken an. In ihr begegnet uns Platons „Politeia“ in islamischer Transformation: Die Glückseligkeit ist, so lehrte er, nur innerhalb eines idealen Gemeinwesens erreichbar, in dem sich das Zusammenleben auf die höchsten für Menschen erreichbaren Wahrheiten gründet. Das Staatsoberricht – also der Inhaber der Funktion, für die Platon einen Philosophenkönig vorgesehen hatte – soll nach al-Fārābī im Idealfall sowohl Philosoph als auch Prophet sein, damit er aufgrund eigener Einsicht in sichere Beweise über die Kenntnis dieser Wahrheiten verfügt, zugleich aber auch in der Lage ist, die Masse des Volkes, die diese eben nur in bildhafter Form fassen kann, über sie zu instruieren und damit richtig zu lenken.

Die Vorstellung, dass die zu philosophischem Denken fähige menschliche Vernunft auch ohne Kenntnis der Verkündigung eines Propheten zu allen wichtigen Wahrheiten vorstoßen kann – einschließlich der religiösen wie z. B. derjenigen der Existenz des einen Gottes, der Beschaffenheit der ethischen Normen, die der Mensch nach dessen Willen einhalten soll, und des Sachverhalts, dass ihn jenseits des Todes ein ewiges Leben erwartet – ist in verschiedenen Varianten auch noch von anderen islamischen Philosophen vertreten worden. So fügte z. B. Ibn Sīnā (Avicenna, gest. 1037) in die bei al-Fārābī vorgefundene Epistemologie, die er etwas modifizierte, über der Stufe des „erworbenen Intellekts“, auf der die rationale Seele die vollkommene Erkenntnis erlangt, noch eine weitere ein, und zwar eine höhere Erkenntnisform, die er „Intuition“ nannte. Darunter verstand er nichts Irrationales, sondern im Gegenteil eine besonders hohe rationale Begabung, die Menschen befähigt, mühelos alle Begriffe und Beweiszusammenhänge zu erfassen und sie sich mitsamt den aus ihnen resultierenden Erkenntnissen im Handumdrehen anzueignen. Diese außergewöhnliche Gabe der Intuition besitzen nach Avicenna die Propheten zusätzlich zu derjenigen der Imagination, die al-Fārābī ihnen zugeschrieben hatte; aber auch die großen Meister der Philosophie, die ihre eigenen Lehrer mit Leichtigkeit überflügelt haben, besitzen sie. Das bedeutet in der Konsequenz wiederum: Die Koryphäen der Philosophie stehen mit den Propheten auf derselben Erkenntnisstufe und haben deren Verkündigung nicht nötig.

Ein berühmter philosophischer Roman von dem Andalusier Ibn Tufayl

(gest. 1185) stellt den Vernunftgebrauch als eigenständigen Weg zu religiöser Erkenntnis dar, der diejenigen, die zu ihm in hohem Maße befähigt sind, auch ohne Unterweisung durch Propheten zur Rechtgläubigkeit und sogar zu einer intensiven Gottesbeziehung führen kann. Das Werk, das mit dem sprechenden Namen des Helden, „Lebender, Sohn eines Wachen (Hayy ibn Yaqzân)“, betitelt ist, bietet eine Art Robinson-Geschichte: Ein Mensch, den es als Neugeborenen durch besondere Umstände ganz allein auf eine sonst unbewohnte Insel verschlagen hat, wird dort von einer Gazelle aufgezogen und wächst ohne jede menschliche Gesellschaft heran. Dennoch gelangt er im Verlauf einer Entwicklung, die sich über rund 50 Jahre hinzieht, durch vernünftiges Nachdenken zu allen wesentlichen religiösen Erkenntnissen und schließlich sogar zu mystischer Erfahrung. Da trifft plötzlich von einer Nachbarinsel, auf der ein religiös geprägtes – augenscheinlich muslimisches – Gemeinwesen besteht, ein weiser Mann ein, der sich zu asketischen Übungen auf das kleine Eiland des Titelhelden zurückzuziehen gedachte. Nachdem er auf den letzteren gestoßen ist, bringt er ihm erst einmal seine eigene Sprache bei. Als die beiden dann miteinander kommunizieren können, entdeckt er mit Erstaunen, dass die religiösen Vorstellungen, die Hayy ibn Yaqzân ihm mitteilt, nichts anderes sind als die Quintessenz der Offenbarungsreligion, in der er und seine Glaubensgenossen auf der Nachbarinsel aufgewachsen sind, und zugleich diejenige aller Offenbarungen, von denen er weiß; dabei findet er diese in den Ausführungen des Titelhelden in einer ihm bisher unbekanntem Klarheit und Reinheit wieder. Er bewegt ihn nun dazu, mit ihm zusammen auf seine Heimatinsel überzusetzen, um deren Bewohnern die religiösen Wahrheiten in dieser reinen Form zu vermitteln. Doch diese akzeptieren die Lehre Hayy ibn Yaqzâns nicht, weil sie ihr Fassungsvermögen übersteigt. Daraufhin kehren die beiden Männer enttäuscht wieder auf die menschenleere Insel zurück, um sich dort in der Einsamkeit bis zu ihrem Lebensende der reinen Gottesverehrung zu widmen. Dieser Ausgang legt den Schluss nahe, dass es aus der Sicht Ibn Tufayls für die rationalen Fähigkeiten vorzuziehen ist, sich zumindest innerlich aus der konkreten Glaubens- und Kulturgemeinschaft, die durch die prophetische Verkündigung Muhammads gestiftet wurde, zurückzuziehen, um sich auf der Basis eines allein auf die Vernunft gegründeten Gottesglaubens einer mystisch geprägten religiösen Praxis hinzugeben.

Zu Lebzeiten von Ibn Tufayl, der den Wert eigenständigen philosophischen Vernunftgebrauchs auf dem Gebiet der religiösen Erkenntnis im Vergleich zur Offenbarungsreligion so hoch veranschlagte, war allerdings die Wertschätzung der Philosophie unter islamischen Gelehrten aufs Ganze gesehen schon im Schwinden. Diese Entwicklung ist häufig dem Einfluss von al-Ghazâlî (gest. 1111) zugeschrieben worden, der sich in seiner polemischen Schrift „Der Zusammenbruch der Philosophen“ gegen diese Disziplin gewandt und deren Vertreter wegen einiger ihrer Positionen des Unglaubens bezichtigt hatte. Mit dem Andalusier Averroes (gest. 1198), der diesen Vorwurf al Ghazâlîs in zwei brillanten Gegenschriften zu entkräften suchte, soll nach manchen älteren Darstellungen sogar bereits das Ende jeglichen islamischen Philosophierens erreicht gewesen sein: Averroes sei, so beschreiben sie die Sachlage, in seinem eigenen Umfeld gar nicht mehr zur Kenntnis genommen, sondern nur noch im mittelalterlichen Europa gelesen worden. Das stimmt so nicht. Aber tatsächlich fand er

unter Muslimen zunächst einmal viel weniger Resonanz als sein iranischer Zeitgenosse Schihâbaddîn Yahyâ as-Suhrawardî (gest. 1191), der in Anknüpfung an einen Strang des Denkens Avicennas und in Abgrenzung gegen den Aristotelismus, dessen führender Vertreter damals Averroes war, die Philosophie des sogenannten Illuminismus (ischrâq) begründete. Sie wurde später von der „Isfahaner Schule“ und hier insbesondere Molla Sadrâ (gest. 1640) unter Hinzunahme von Gedankengut aus anderen Quellen fortentwickelt und wirkt so bis heute in Iran kräftig nach. Anderwärts verlor die Philosophie als ganze für Jahrhunderte den Status eines eigenständigen wissenschaftlichen Betätigungsfelds, verschwand indes nicht gänzlich aus der Bildungstradition. Seit dem 12. Jahrhundert wurde nämlich die Logik, zum Teil ergänzt um Ausschnitte aus anderen Gebieten der Philosophie, beispielsweise der Ontologie, in die regulären Curricula der Medresen, der juristisch-theologischen Hochschulen der Sunniten, aufgenommen. Die philosophische Theologie (kalâm) arbeitete von etwa derselben Zeit an verstärkt mit aristotelischen Denkkategorien und Fragestellungen. Außerdem kam in der islamischen Mystik, in erster Linie angeregt durch Ibn ‘Arabî (gest. 1240), eine intensiv neuplatonisch beeinflusste Art von theosophischer Spekulation in Schwung. Unter diesen Bedingungen bestand offenbar außerhalb Irans jahrhundertlang kein starkes Bedürfnis mehr danach, die Philosophie als Wissenschaft eigenen Rechts voranzubringen.

Islamische Rationalität im Zeichen der europäisch dominierten Moderne

Seit dem späten 19. Jahrhundert haben verschiedene muslimische Autoren unter dem Eindruck der Ausbreitung der Kolonialherrschaft europäischer Mächte über einen Großteil der islamischen Welt das Verhältnis ihrer Religion zur Vernunft noch einmal ganz neu zum Diskussionsgegenstand gemacht. Als eine der Hauptursachen dafür, dass Staaten des islamischen Kulturraums nun von Europa aus zur Abtretung von Territorien gezwungen, militärisch erobert, politisch fremdbestimmt und wirtschaftlich ausgebeutet werden konnten, identifizierten sie die nicht mehr zu übersehende Überlegenheit der modernen Europäer auf wissenschaftlichem, vor allem medizinischem und naturwissenschaftlichem Gebiet, also in Disziplinen, in denen Muslime noch bis ins hohe Mittelalter hinein diesen

„Ungläubigen“ weit voraus gewesen waren. Hatte die inzwischen eingetretene Rückständigkeit der Muslime etwa mit ihrer Religion zu tun? Das Bedürfnis, sich selbst und die eigenen Glaubensgenossen dessen zu vergewissern, dass dem nicht so war, veranlasste zu erneuter Reflexion darüber, was islamischer Glaube eigentlich für die Rationalität bedeutet und umgekehrt.

Noch dazu wurde die Errichtung von Kolonien und Protektoraten in islamischen Ländern von europäischen Politikern und deren Unterstützern zum Teil

Anderwärts verlor die Philosophie als ganze für Jahrhunderte den Status eines eigenständigen wissenschaftlichen Betätigungsfeldes, verschwand indes nicht gänzlich aus der Bildungstradition.

ideologisch mit der Behauptung gerechtfertigt, die islamische Religion sei per se vernunftfeindlich und damit ein Hindernis für die zivilisatorische Entwicklung ihrer Anhänger; deshalb müssten diese zu ihrem eigenen Besten erst einmal europäischer Herrschaft unterstellt und, soweit möglich, umerzogen werden, um an den Segnungen der Moderne teilhaben zu können. Durch dieses Argument sahen sich muslimische Denker dazu gedrängt, die eigenen Glaubensgenossen und die europäischen Beobachter davon zu überzeugen, dass eine solche Beurteilung des Islam unzutreffend war und folglich auch europäische Kolonialherrschaft über islamische Länder nicht legitimieren konnte.

Vor diesem Hintergrund vertrat beispielsweise der bekannte modernistisch ausgerichtete ägyptische Theologe Muhammad ‘Abduh (gest. 1905), der mit Gedankengut der popularisierten europäischen Aufklärung in Kontakt gekommen war, die These, der Islam sei von Hause aus keineswegs rationalitäts- und wissenschaftsfeindlich, sondern im Gegenteil gerade die Religion der Vernunft und des Fortschritts. Er untermauerte sie mit einer Theorie der Religionsgeschichte, die in Anlehnung an die Entwicklung menschlicher Individuen drei Phasen der Entwicklung der Menschheit unterschied: die Kindheitsphase, in der, wie er meinte, die Menschen noch weitgehend auf ihre Vital-

bedürfnisse fixiert waren und der das Judentum mit seinen auf Disziplinierung wilder Triebe zielenden strengen Gesetzen entsprach; die Phase der Adoleszenz, in der für die Menschen ihre Gefühle im Vordergrund standen und der daher das Christentum mit seinem Zentralwert der Liebe angemessen war – eine Einordnung dieser Religion, mit der ‘Abduh offenbar den christlichen Liebesbegriff ein wenig missverstanden hat; und schließlich die Phase des Erwachsenenalters, in der die Menschen die Fähigkeit erlangt haben, sich nüchtern ihres Verstandes zu bedienen und wissenschaftlich zu denken. Diesem letzten Entwicklungsstadium der Menschheit entspricht, wie ‘Abduh darlegte, die islamische Religion, deren heilige Schrift, der Koran, an die Vernunft appelliert und damit bei Hörern oder Lesern eine wissenschaftsfreundliche Mentalität fördert. Folglich ist aus der Sicht ‘Abduhs auch klar, dass der Islam durchaus kein Entwicklungshindernis für die Muslime darstellt, sondern diese im Gegenteil bestens dazu befähigt, an dem im modernen Europa entstandenen Fortschritt der Wissenschaften zu partizipieren.

Großer Beliebtheit erfreut sich bei muslimischen Autoren seit der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts die These, der Aufschwung der Wissenschaften im modernen Europa sei durch Einflüsse aus den einst wissenschaftlich führenden islamischen Ländern induziert und somit in Wahrheit erst durch die islamische Rationalität ermöglicht worden, und deshalb holten sich die Muslime im Grunde nur zurück, was ihnen gehöre, wenn sie sich nun moderne europäische Wissenschaften aneigneten.

Darüber hinaus sind in Schriften sunnitischer Denker seit etwas über hundert Jahren Bezugnahmen auf dezidiert rationalitätsfreundliche Strömungen und Einzelpersonlichkeiten der älteren islamischen Kulturgeschichte generell sehr viel häufiger geworden. Wieder vermehrt ins Blickfeld gerückt sind dabei vor allem die frühislamische Theologenschule der Mu‘taziliten und die Gestalt des Averroes. Zwar hat sich bis heute nur eine sehr kleine Zahl von sunnitischen Hochschultheologen ausdrücklich dafür ausgesprochen, ganz allgemein das Denken der Mu‘taziliten wiederzubeleben oder sich in einzelnen Punkten auf deren Positionen zurückzubesinnen. Aber etliche sunnitische Religionsgelehrte haben sich in der Frage der Prädestination oder der Handlungsfreiheit dem Standpunkt der Mu‘taziliten angenähert oder sogar angeschlossen, ohne diese explizit zu erwähnen. Und vor allem für progressiv orientierte muslimische Geisteswissenschaftler, die ihren Fächern nach keine Berufstheologen sind, sich aber dennoch mit innovativen Überlegungen zu einem zeitgemäßen Koran- oder Islamverständnis an die Öffentlichkeit gewagt haben, sind die Mu‘taziliten zu einem wichtigen Referenzpunkt geworden. Dabei ging es meist weniger um konkrete Rückgriffe auf deren theologische Anschauungen als darum, sie als vorbildliche Pioniere freien Denkens im Islam zu deuten und zu beschwören. Außerdem ist im islamischen Schrifttum seit der Wende zum 20. Jahrhundert ein stark gestiegenes Interesse an Averroes zu verzeichnen. Nicht, dass man sich nun auf breiter Front gründlich mit seinen Schriften befassen oder sich gar seine philosophischen Ideen zu eigen machen würde; er ist jedoch zu einer wichtigen Symbolfigur für die Vereinbarkeit von islamischem Glauben und unerschrockener Rationalität geworden und verkörpert damit die Art von Geistigkeit, auf der die Zukunftshoffnungen vieler modernisierungswilliger heutiger Muslime ruhen. □



Eine lebhaftige Diskussionsrunde unter ehemaligen Uni-Präsidenten: der Volkswirt Prof. Dr. Reinhard Blum (Universität Augsburg), der Physiker Prof. Dr. Wulf Steinmann (Ludwig-Maximilians-

Universität München) und Prof. Dr. Wolfgang Wild (Technische Universität München), ehemaliger bayerischer Wissenschaftsminister (v. l. n. r.).

Ist die Philosophie wirklich tot? Physik und Philosophie, Stephen Hawking und der große Entwurf

Manfred Stöckler

Man kann Stephen Hawking nicht vorwerfen, dass er dem Dialog zwischen den Natur- und Geisteswissenschaften, speziell zwischen Physik und Philosophie, mit einer Politik der friedlichen Koexistenz und des belanglosen Nebeneinanders den Boden zu entziehen versucht. Er ist vielmehr auf die Vernichtung einer der Dialogpartnerinnen aus und verkündet gleich den Tod der Philosophie. Dabei stellt er in seinem neuen Buch (*Stephen Hawking & Leonard Mlodinow: Der große Entwurf. Eine neue Erklärung des Universums, Reinbek bei Hamburg 2010*) durchaus philosophische Fragen: Wie können wir die Welt verstehen, in der wir leben? Warum gelten in unserem Universum diese Naturgesetze und keine anderen? Woher kommt das alles? Braucht das Universum einen Schöpfer? Allerdings kann die Philosophie nach Hawkings Auffassung darauf keine Antwort geben: „Traditionell sind das Fragen für die Philosophie, doch die Philosophie ist tot. Sie hat mit den neueren Entwicklungen in der Naturwissenschaft, vor allem in der Physik, nicht Schritt gehalten. Jetzt sind es die Naturwissenschaftler, die mit ihren Entdeckungen die Suche nach Erkenntnis voranbringen“ (S. 11).

Als Philosophieprofessor kann ich diese Auffassung natürlich nicht teilen. Ich will an einigen Beispielen zeigen, welche z. T. abenteuerliche Fehler den beiden Autoren unterlaufen und dass man deswegen ihren starken Thesen nicht folgen muss. Nach der inhaltlichen Kritik an Hawkings philosophischen Ausflügen möchte ich skizzieren, wie die Rationalitäten der Physik und der Philosophie zusammenkommen können und was wir alle dafür tun können.

Hawkings Mission

Hawkings und Mlodinows populärwissenschaftliches Buch „Der Große Entwurf“ handelt auch von neuesten Theorien über die Entstehung des Universums. Vor allem hat es aber den Anspruch, einige „erste und letzte Fragen“ unserer Existenz zu beantworten: Wann und wie ist das Universum entstanden? Warum gibt es uns? Warum gibt es überhaupt etwas und nicht einfach nichts? Die These der Autoren ist, dass diese Fragen nicht mehr mit Hilfe eines göttlichen Schöpfers beantwortet werden müssen, sondern dass Existenz und Eigenschaften des Universums aufgrund neuester Ergebnisse der Kosmologie und der Quantenphysik jetzt allein durch die Naturwissenschaften erklärt werden können. Wir alle, so die angebliche Auskunft der Physik, sind das Produkt von Quantenfluktuationen im frühen Universum – eines Universums, das sich, wie viele andere „neben“ ihm, spontan aus dem Nichts entwickelt hat.

Im Originalton von Hawking/Mlodinow (S. 15): „Wir werden darlegen, inwiefern die M-Theorie Antworten auf die Schöpfungsfrage geben kann. Nach der M-Theorie ist unser Universum nicht das einzige, sondern eines unter einer Vielzahl von Universen, die aus dem Nichts geschaffen wurden. Ihre Schöpfung ist nicht auf die Intervention eines übernatürlichen Wesens oder Gottes angewiesen. Vielmehr ist diese Vielfalt von Universen eine natürliche Folge



Prof. Dr. Manfred Stöckler, Professor für Philosophie an der Universität Bremen

der physikalischen Gesetze, eine naturwissenschaftliche Vorhersage. Jedes Universum hat ... viele mögliche Zustände. ... Die meisten dieser Zustände werden ganz anders sein als das Universum, das wir beobachten, und ganz ungeeignet für die Existenz irgendwelcher Lebensformen. Nur eine ganz geringe Anzahl würde die Existenz von Geschöpfen wie uns zulassen. Daher selektiert unsere Anwesenheit aus dieser ungeheuren Zahl nur diejenigen Universen, die mit unserer Existenz vereinbar sind.“

Noch einmal zusammenfassend: „Es ist vernünftig zu fragen, wer oder was das Universum geschaffen hat, doch wenn die Antwort ‚Gott‘ lautet, wird die Frage lediglich verschoben zu jener, wer Gott geschaffen hat. ... Wir behaupten jedoch, dass es möglich ist, diese Fragen ausschließlich in den Grenzen der Naturwissenschaft und ohne Rekurs auf göttliche Wesen zu beantworten“ (S. 167).

Ich will im Folgenden an einigen kritischen Stellen und ausgehend von längeren Zitaten zeigen, dass die Autoren das Ziel einer (voraussetzungsfreien) naturwissenschaftlichen Erklärung des Universums nicht erreicht haben. Der Grund für das Scheitern ist eine bemerkenswerte Unkenntnis wissenschaftsphilosophischer Argumentationen und Ergebnisse. „Der Große Entwurf“ ist so auch ein instruktives Beispiel für einen gescheiterten Dialog zwischen Physik und Philosophie.

Die Herrschaft der Gesetze

„Unkenntnis der Naturgesetze veranlasste die Menschen früherer Zeiten, Götter zu erfinden, die in jeden Aspekt des menschlichen Lebens hineinregierten ... Da die Beziehung zwischen Ursache und Wirkung in der Natur für sie nicht ersichtlich war, erschienen diese Götter als unergründlich und die Menschen ihnen auf Gedeih und Verderb ausgeliefert. Doch das begann sich vor 2600 Jahren mit Thales von Milet ... zu ändern. ... So begann der lange Prozess, der die Vorstellung von der Herrschaft

der Götter schließlich durch die eines Universums ersetzte, das von Naturgesetzen bestimmt wird und nach einem Entwurf erschaffen wurde, den wir eines Tages lesen könnten“ (S. 21).

„Ionische Wissenschaft zeichnete sich vor allem durch das Bestreben aus, fundamentale Gesetze zur Erklärung von Naturerscheinungen zu entdecken, ein eminent wichtiger Meilenstein in der menschlichen Geistesgeschichte. Diese Philosophen folgten der Vernunft und gelangten in vielen Fällen zu überraschend ähnlichen Schlussfolgerungen wie wir Heutigen ... Es war ein imposanter Beginn. Doch im Laufe der Jahrhunderte wurde ein Großteil der ionischen Wissenschaft vergessen – und später dann wiederentdeckt oder wieder erfunden ...“ (S. 22).

Hawking und Mlodinow schreiben hier als Philosophen. Sie berichten über die Geschichte der Ideen. Sie berufen sich auf erkenntnistheoretische und methodologische Normen. Sofern sie ihre Thesen überhaupt begründen, kommen die Rechtfertigungen nicht aus der Physik. Die Autoren nehmen Philosophie als Sammlung von inhaltlichen Aussagen aus ihrer Geschichte wahr (und zeichnen auch ein ziemlich schiefes Bild dieser Geschichte). Sie sehen in der Philosophie aber nicht die Kompetenz der Wissenschaftsphilosophie für Methodenreflexion und in erkenntnistheoretischen Fragen. Um die gegenwärtig hoch entwickelte Philosophie der Physik kümmern sie sich nicht. Schon in dem Buch *Eine kurze Geschichte der Zeit* hat Hawking notiert, was er von solchen Leuten hält: „... viele von ihnen sind gescheiterte Physiker, denen es

Hawking und Mlodinow schreiben hier als Philosophen. Sie berichten über die Geschichte der Ideen.

zu schwer war, neue Theorien zu entwickeln, und die sich deshalb entschlossen haben, lieber über die Philosophie der Physik zu schreiben.“

Ein eindrucksvolles Beispiel für die kognitive Großzügigkeit der Autoren ist die Darstellung von Aristoteles: „Da Aristoteles an den logischen Ursprung der Naturgesetze glaubte, waren er und sein Nachfolger davon überzeugt, dass man diese Gesetze ‚herleiten‘ könne, ohne dem tatsächlichen Verhalten der Natur allzu viel Aufmerksamkeit zu schenken. ... Erst viel später wagten Gelehrte wie Galilei, die Autorität des Aristoteles in Frage zu stellen und das tatsächliche Verhalten der Natur zu beobachten, anstatt zu verkünden, wie es nach Maßgabe der reinen ‚Vernunft‘ zu sein hätte“ (S. 36).

Von der Fehleinschätzung der Rolle von Naturgesetzen in der Antike und der aristotelischen Wertschätzung der Erfahrung einmal abgesehen, ist es richtig, dass die Naturphilosophie nicht ohne empirisches Wissen auskommt. Ein Weltbild sollte nicht im Konflikt mit bewährten naturwissenschaftlichen Theorien stehen.

Die historischen Überlegungen führen in dem Buch „Der Große Entwurf“ zu einer Metaphysik der Naturgesetze, in deren Rahmen sich die Autoren drei Fragen stellen: **1. Welchen Ursprung haben die Gesetze?** **2. Gibt es irgendwelche Ausnahmen von den Gesetzen, das heißt Wunder?** **3. Gibt es nur einen Satz möglicher Gesetze?**

Die Naturgesetze übernehmen die Rolle Gottes bei der Ordnung der Welt: „Diese wichtigen Fragen sind von Wissenschaftlern, Philosophen und Theologen unterschiedlich beantwortet worden. Die Antwort, die früher auf die

Frage gegeben wurde – die Antwort von Kepler, Galilei, Descartes und Newton –, lautet, dass die Gesetze das Werk Gottes seien. Doch so wird Gott einfach als Verkörperung der Naturgesetze definiert. ... wenn man Gott als Antwort auf die erste Frage verwendet [ersetzt man] nur ein Rätsel durch ein anderes“ (S. 32).

Die Frage, die sich hier natürlich aufdrängt, ist, ob nicht auch beim Übergang zu den Naturgesetzen ein Rätsel durch ein anderes ersetzt wird. Auf die Frage, ob es so gelingt, eine Letzterklärung des Universums und der in ihm geltenden Naturgesetze zu finden, müssen wir noch zurückkommen.

Hawkings Metaphysik der Naturgesetze ist ein Ausfluss seines Naturalismus, der sich an den Bemerkungen zum Determinismus zeigt. „Der wissenschaftliche Determinismus, den Laplace formulierte, ist die Antwort des modernen Wissenschaftlers auf Frage zwei. Sie ist eigentlich die Grundlage der gesamten modernen Naturwissenschaft und ein Prinzip, das überall in diesem Buch eine wichtige Rolle spielt. Ein Naturgesetz ist nicht wissenschaftlich, wenn es nur gilt, solange sich ein übernatürliches Wesen mit direkten Eingriffen zurückhält“ (S. 33).

Gemeint ist hier offenbar nicht die übliche Definition von Determinismus, nach der ja auch schon die Quantentheorie indeterministisch ist. Angesichts des letzten (in seinem Wahrheitswert bestreitbaren) Satzes in diesem Zitat müsste man diskutieren, ob er als Definition, als Norm oder gar als Argument gedacht ist.

Modellabhängiger Realismus und andere Ungenauigkeiten

Unter der Überschrift „Was ist Wirklichkeit?“ findet sich ein weiteres Beispiel philosophischer und theologischer Verwirrung, das ich unkommentiert stehen lassen will: „Augustinus sagte, ... die Zeit sei eine Eigenschaft der von Gott geschaffenen Welt und habe vor der – von ihm später angesetzten – Schöpfung nicht existiert. Dies ist ein mögliches Modell und wird von Menschen favorisiert, die die biblische Schöpfungsgeschichte beim Wort nehmen, obwohl es fossile und andere Belege gibt, die auf ein weit höheres Alter der Erde schließen lassen“ (S. 50). Wichtiger ist die von Hawking angedeutete Erkenntnistheorie. Er vertritt einen mir sonst nicht weiter bekannten „modellabhängigen Realismus“, der durch die Vorstellung charakterisiert wird, dass eine physikalische Theorie oder ein Weltbild ein Modell ist. Das liefert ein Gerüst zur Interpretation der modernen Wissenschaft. „Laut modellabhängigem Realismus ist die Frage sinnlos, ob ein Modell real ist – entscheidend ist nur, ob es mit der Beobachtung übereinstimmt“ (S. 44).

Das ist ganz nahe an einer Auffassung, nach der wissenschaftliche Theorien nur Instrumente z. B. zur Vorhersage von Experimenten sind und darüber hinaus keinen Wahrheitsanspruch haben. Hier fragt man sich als Philosoph, wie mit einer solchen erkenntnistheoretischen Position überhaupt philosophische Konsequenzen gezogen werden können. Wir wollen auch davon absehen, dass die von Hawking favorisierte M-Theorie noch mit keinen speziellen Beobachtungsaussagen in Verbindung gebracht werden kann. Dennoch sind sich die Autoren sicher: „Das Universum ist verständlich, weil es von Naturgesetzen regiert wird oder anders ausgedrückt: weil sich sein Verhalten modellieren lässt“ (S. 87).

Ich will hier nicht auf die Kapitel eingehen, in denen sich Hawking auf einen speziellen mathematischen

Formalismus in der Quantentheorie stützt (Feynmans Pfadintegrale), der von manchen Praktikern mit Erfolg benutzt wird, aber bei der Diskussion von Grundlagenfragen unter Fachleuten der Philosophie der Physik aus guten Gründen keine Rolle mehr spielt. In diesem Kapitel wird wieder eine Schwäche des Buches deutlich. Die Autoren sehen nicht, dass eine physikalische Theorie nicht nur aus einem mathematischen Formalismus besteht, sondern auch aus semantischen Annahmen, die ihn mit der Realität in Verbindung bringen. Einige dieser Annahmen betreffen den technischen Umgang z. B. mit der Quantenmechanik (z. B. Borns Regel, wie man von der Wellenfunktion zu Wahrscheinlichkeitsaussagen über Messgänge kommen kann). Die Weltbildfolgen physikalischer Theorien setzen aber weitergehende Annahmen und Bedeutungszuweisungen voraus. Über die Plausibilität solcher „Interpretationen der Quantentheorie“ müssen dann wissenschaftstheoretische und naturphilosophische Argumente entscheiden. Hawking und Mlodinow kümmern sich nicht um die vielfältigen Ansätze zur Interpretation der Quantentheorie. Sie setzen dogmatisch eine Interpretation voraus und tun so, als wäre sie ein naturwissenschaftliches Faktum.

Unser Universum wählen: Die M-Theorie

Unter der schönen postmodernen Kapitelüberschrift „Unser Universum wählen“ machen die Autoren einige Andeutungen über die sog. M-Theorie, die einen Rahmen für an den String-Theorien orientierte Versuche darstellt, Quantentheorie und Gravitationstheorie zu vereinigen. Andere Ansätze wie kanonische Quantisierung oder die Schleifen-Quantengravitation werden nicht erwähnt. Eine Annahme in den von Hawking favorisierten Theorien ist, dass die Zeit, ähnlich wie der Raum, keinen „Rand“ und damit keinen Anfang hat. „Im Laufe der Jahrhunderte gingen viele Gelehrte, auch Aristoteles, von der Annahme aus, dass es das Universum schon immer gab, um der Frage auszuweichen, wie es entstanden sei. Andere glaubten, das Universum habe einen Anfang, und verwendeten diese Annahme als ein Argument für die Existenz Gottes. Die Erkenntnis, dass die Zeit sich wie der Raum verhält, liefert eine neue Alternative. Sie entkräftet den uralten Einwand gegen die Auffassung, das Universum habe einen Anfang, bedeutet aber auch, dass der Anfang des Universums von den Gesetzen der Wissenschaft bestimmt wurde und nicht von irgendeinem Gott angestoßen werden musste“ (S. 135).

Wie ist das gemeint? Hawking wendet seine Interpretation der Quantentheorie auf die M-Theorie und auf eine Beschreibung der gesamten Welt an. Dann kommt man zu Beschreibungen, in denen die gesamte Welt aus verschiedenen Universa besteht, die sich in den in ihnen geltenden Naturgesetzen, ja sogar in der Anzahl der räumlichen Dimensionen unterscheiden: „Daher lassen die Gesetze der M-Theorie verschiedene Universa zu. ... Die M-Theorie besitzt Lösungen, die viele verschiedene Arten und Weisen gestatten, die Extradimensionen aufzuwickeln, vielleicht bis zu 10^{500} , also auch 10^{500} verschiedene Universen, und jedes von ihnen mit eigenen Gesetzen. ... Die ursprüngliche Hoffnung der Physiker, eine einzige Theorie zu entwickeln, die die scheinbaren Gesetze unseres Universums als die einzige mögliche Konsequenz einiger einfacher Annahmen erklärt, muss vielleicht aufgegeben werden“ (S. 119).

Es entstehen also viele Universa, wie Dampfblasen in kochendem Wasser:

„Nach dieser Auffassung bildete sich das Universum spontan und entwickelte sich auf alle möglichen Weisen. Die entsprachen meistens anderen Universen. Ein paar dieser Universen ähnelten den unseren, doch die meisten waren ganz anders. ... Tatsächlich gibt es viele Universen mit vielen verschiedenen Versionen physikalischer Gesetze“ (S. 136). In diesem „Multiversum“ führen „Quantenfluktuationen ... zur Schaffung winziger Universen aus dem Nichts. Einige erreichen eine kritische Größe, expandieren dann inflationär; in ihnen entstehen Galaxien, Sterne und, in mindestens einem Fall, Wesen wie wir“ (S. 137).

Was aber ist genau mit der spontanen Entstehung eines Universums aus dem Nichts gemeint? Das sog. „Nichts“ ist in der Physik doch etwas, nämlich der Vakuumzustand eines Quantenfelds. Hawking muss für die Entstehung der Universa die Existenz dieses Quantenfelds voraussetzen. Die Existenz dieses Quantenfelds bleibt bei Hawking unerklärt.

Mit der M-Theorie kann offensichtlich nicht erklärt werden, warum überhaupt etwas existiert und nicht vielmehr nichts.

Das relativiert vollmundige Behauptungen wie „Spontane Erzeugung ist der Grund, warum etwas ist und nicht einfach nichts, warum es das Universum gibt, warum es uns gibt. Es ist nicht nötig, Gott als den ersten Bewegter zu bemühen, der das Licht entzündet und das Universum in Gang gesetzt hat“ (S. 177). Es muss etwas geben, auf das die M-Theorie referiert, was diese beschreibt. Wie wird erklärt, warum gerade die M-Theorie in der Welt realisiert ist?

Unser Universum wählen: Das Prinzip der Fülle

Mit der M-Theorie kann offensichtlich nicht erklärt werden, warum überhaupt etwas existiert und nicht vielmehr nichts. Kann sie aber unter Voraussetzung der Existenz des ursprünglichen Quantenfelds erklären, warum die Welt so ist, wie sie ist, z. B. warum in unserem Universum die bekannten Naturgesetze gelten? „Offenbar gibt es eine riesige Landschaft möglicher Universen.

Doch wie wir im nächsten Kapitel sehen werden, sind Universen selten, in denen Leben wie das unsere existieren kann. Wir befinden uns in einem, wo Leben möglich ist, doch wäre das Universum nur ein wenig anders, könnten Wesen wie wir nicht darin existieren. Was schließen wir aus dieser Feinabstimmung? Ist sie am Ende doch der Beweis dafür, dass das Universum das Werk eines wohlwollenden Schöpfers ist? Oder liefert uns die Wissenschaft eine andere Erklärung?“ (S.144). – „Unser Universum und seine Gesetze scheinen exakt auf die Möglichkeit unserer Existenz zugeschnitten zu sein und bieten kaum Spielraum für Veränderung, wenn diese Möglichkeit nicht gefährdet werden soll. Das lässt sich nicht leicht erklären und wirft natürlich die Frage auf, warum es sich so verhält. Viele Menschen würden diese Zufälle gern als Beweis für das Wirken Gottes werten“ (S. 161).

„Die Antwort der modernen Naturwissenschaft sieht anders aus ... Wie die Bedeutung der umweltbedingten Zufälle unseres Sonnensystems durch die Erkenntnis eingeschränkt wurde, dass es Milliarden solcher Systeme gibt, so lassen sich die Feinabstimmungen der Naturgesetze durch die Existenz vieler Universen erklären“ (S. 162/163). Hawking versucht hier, die speziellen und in einem gewissen Sinn unwahrscheinlichen Anfangsbedingungen des Universums durch das Prinzip der Fülle zu erklären: Alles was möglich ist, ist auch realisiert. Unter den vielen möglichen Anfangsbedingungen kommt eben auch unsere Welt vor, so wie unter den vielen Sternen mit vielen unbelebten Planeten auch unsere Sonne mit der belebten Erde vorkommt, weil alles Mögliche existiert. Es ist umstritten, ob man mit dieser Erklärungsfigur die Eigenschaften unseres Universums wirklich erklären kann und ob nicht der Preis der Annahme beliebig vieler Parallel-Universa nicht viel zu hoch ist (Occam's razor).

Ein letztes Zitat: „... Die M-Theorie ist die allgemeinste supersymmetrische Gravitationstheorie. Aus diesen Gründen ist die M-Theorie der einzige Kandidat für eine vollständige Theorie des Universums. Wenn sie endlich ist – und das gilt es noch zu beweisen –, dann ist sie das Modell eines Universums, das sich selbst erschafft. ... Doch vielleicht ist es das eigentliche Wunder, dass abstrakte logische Überlegungen zu einer einheitlichen Theorie führten, die ein Universum mit der ganzen überwältigenden Vielfalt vorhersagt und beschreibt,

die wir vor Augen haben“ (S. 177).

Wir haben schon gesehen, dass die Rede von dem Universum, das sich selbst erschafft, ein sehr bildhafter Ausdruck dafür ist, dass in der M-Theorie die Entstehung unseres Universums als Übergangsprozess aus dem Quantenvakuum beschrieben werden kann. Die heuristischen Überlegungen, die für die M-Theorie ins Feld geführt werden, sind im Übrigen nicht logischer Art, sondern berufen sich u. a. auf das philosophische Ideal einer einheitlichen Theorie. Die M-Theorie sagt gegenwärtig noch überhaupt nichts vorher, und was heißt „Vorhersage der überwältigenden Vielfalt, die wir vor Augen haben“ wenn alle Alternativen, die wir nicht vor Augen haben, genauso existieren, in irgendeinem der Universa?

Schwierigkeiten mit dem Großen Entwurf

Meine Hauptvorwürfe gegenüber Hawking und Mlodinow sind folgende:

1. Ihr erkenntnistheoretischer Ansatz (der sonst nicht weiter bekannte „modellabhängige Realismus“) ist wegen seiner instrumentalistischen Ausrichtung nicht für naturphilosophische Folgerungen geeignet.

2. Sie stützen sich bei der Interpretation der Quantentheorie einseitig auf eine (ansonsten in der Forschung nicht mehr verfolgte) Auffassung, dass die von Richard Feynman entwickelte Pfadintegralmethode nicht nur ein mathematischer Formalismus zur näherungsweise Lösung von Gleichungen ist, sondern wortwörtlich und in allen Details als Beschreibung tatsächlicher Naturprozesse angesehen werden kann.

3. Die Autoren tun so, als sei die M-Theorie (ein allgemeiner Rahmen für sog. String-Theorien) die einzige Weise, Gravitationstheorie und Quantentheorie zu vereinigen, und verschleiern, dass bisher so gut wie keine speziellen empirischen Vorhersagen aus dieser Theorie folgen.

4. Sie verwechseln die Entstehung des Universum aus dem „Nichts“ (was sie für ihre Metaphysik brauchen) mit einem quantenmechanisch beschreibbaren Übergang, der ein System (hier speziell das Universum) aus einem speziellen Zustand, dem sog. Vakuumzustand, in einen Zustand mit einer bestimmten Anzahl von Teilchen führt. Dieser Übergang (die „Entstehung des Universums aus einer Quantenfluktuation“, wie man manchmal sagt) ist aber nur sinnvoll formulierbar, wenn man die Existenz dieses Vakuumzustands und damit die Gültigkeit der zugehörigen Theorie schon voraussetzt. Das ist dann aber nicht mehr eine Entstehung aus dem Nichts.

Die von Hawking und Mlodinow vorgetragenen Gründe sind fehlerhaft und nicht ausreichend, um ihre Thesen zu stützen. Ich selbst bin übrigens auch skeptisch, ob theistische Ansätze zu wirklich brauchbaren naturwissenschaftlichen Erklärungen unseres Universums führen können. Das Projekt einer Letzterklärung des Universums scheint mir jedenfalls zum jetzigen Zeitpunkt fehlgeleitet. Es gibt einige Anzeichen, dass es schon aus erkenntnistheoretischen Gründen unerfüllbar ist.

Fehlerbeseitigung

Warum ist der Dialogversuch in Hawkings *Großem Entwurf* gescheitert? Die Autoren haben es nicht für nötig gehalten, philosophische Fachleute einen Blick auf die Passagen werfen zu



Zwei Fachleute für Sozialethik nahmen am Symposium teil. Prof. Dr. Bernhard Sutor (re.) und Prof. Dr. Markus Vogt. Professor Vogt hat den Lehrstuhl für Christliche Sozialethik an der Univer-

sität München inne. Bernhard Sutor war bis zu seiner Emeritierung Professor für Christliche Soziallehre an der Katholischen Universität Eichstätt.

lassen, die außerhalb ihrer eigenen physikalischen Kompetenz liegen. Solche Erfahrungen mit einem starken naturwissenschaftlichen Selbstbewusstsein haben vermutlich schon alle gemacht, die im Überschneidungsbereich von Physik und Philosophie arbeiten. Nach dem Motto „Ein guter Physiker kann alles“ wird häufig unbekümmert und ohne Rücksicht auf Forschungsstand und Argumentationsstandards in den philosophischen Wäldern gewildert. Es gibt, nebenbei bemerkt, natürlich auch die schönen Erfahrungen gelungener Kooperationen zwischen Natur- und Geisteswissenschaftlern.

Erstaunlich ist, dass auch die Verlage auf die Einholung philosophischen Rats verzichtet haben. Der Markt hat ihnen allerdings im Nachhinein Recht gegeben. *Der Große Entwurf* hat in den USA, in England und in Deutschland sofort nach dem Erscheinen die Bestseller-Listen gestürmt. Die Verbreitung des Werks wurde befeuert durch eine überbordende Rezeption in den Medien, auch in ansonsten seriösen Zeitungen erschienen bemerkenswert kritiklose Rezensionen.

Ernst zu nehmende Auseinandersetzungen wie die von Eduard Kaeser in der ZEIT (30. 12. 2010) blieben, zumindest im deutschen Bereich, eher die Ausnahme. Offenbar traut man uns Lesern nicht zu, dass wir die Grundzüge wissenschaftlicher Theorien auch dann zur Kenntnis nehmen, wenn keine Sensationen beigelegt sind, wenn kein anrührendes menschliches Schicksal damit verbunden ist und wenn die Darstellung nicht aus der Feder eines Nobelpreisträgers kommt. Da die Redaktionen ihre Leser kennen, wird es nicht ohne Grund zu dieser Einstellung gekommen sein, aber auf Dauer entsteht so ein falsches Bild von Wissenschaft.

Leider sind die Probleme nicht auf den Markt der „Pop-Physiker“ (Kaeser) beschränkt. An unseren Universitäten wird Interdisziplinarität zwar regelmäßig beschworen, aber im Alltag dann doch häufig nicht realisiert, insbesondere wenn man am Graben zwischen den Natur- und Geisteswissenschaften steht. Dann werden gemeinsame Lehrveranstaltungen mit Kolleginnen aus dem anderen Bereich doch gerne wieder nur halb auf das Lehrdeputat angerechnet und bei Berufungen zählt man lieber nur die Aufsätze in den internationalen Journals und vergisst, die mühevoll Kleinarbeit interdisziplinärer Kooperationen zu honorieren. Hier müssen wir unsere universitären Anreiz- und Belohnungssysteme überdenken. Das Gleiche gilt für die durchgerechneten Stundenpläne, die wir den Studierenden in den Bachelor-Studiengängen verpassen und die zu einer Einstellung zum Studium führen, in der für eine abendliche „fachfremde“ Kant-Vorlesung für Physikerinnen ebenso wenig Platz zu sein scheint wie umgekehrt für einen von Philosophen besuchten Kurs über Darwins Evolutionstheorie.

Rationalität als Aufgabe

Was bedeutet das für das Verständnis wissenschaftlicher Rationalität? ‚Rationalität‘ ist ein Begriff mit vielen Bedeutungen. Ich möchte hier nur einige methodische Aspekte hervorheben. Das Ansehen der Wissenschaften und das Vertrauen, das sie jedenfalls im Regelfall verdienen, sollten auf der Verlässlichkeit der Methoden beruhen, mit denen sie ihre Erkenntnisse gewinnen.

Im Blick auf Methoden, die in allen Bereichen der Wissenschaft gefordert sind, kann dann durchaus von einer umgreifenden Rationalität für Geistes- und Naturwissenschaften gesprochen werden. Zu nennen wären hier allgemeine Normen wie z. B. die Forderung,



Der Tagungsmoderator Professor Peter Neuner (re.) mit drei Referenten: den Professoren Kanitscheider, Stöckler und Waldenfels SJ (v.l.n.r.).

Thesen nachvollziehbar zu begründen und fair zu argumentieren, oder die Zurückweisung der Vorstellung, dass Wahrheiten durch Autoritäten ohne weitere Begründungen gefunden und durchgesetzt werden können.

Daneben gibt es disziplinspezifische Methoden. In den empirischen Wissenschaften wie der Physik wird man geeignete Formen der experimentellen Überprüfung der Theorie fordern.

In der Philosophie ist Erfahrung auch wichtig, spielt aber eine andere Rolle. Experimente zur Überprüfung philosophischer Thesen haben nur eine Randexistenz. Dafür stehen die Auseinandersetzungen mit Positionen und Argumenten der Geistesgeschichte und vor allem Methoden der Begriffs- und Argumentationsanalyse im Vordergrund. Der Dialog zwischen den Wissenschaftskulturen muss diese Unterschiede beachten

(ebenso wie Kultus- und Universitätsverwaltungen dies tun müssten).

Aus den methodischen Unterschieden folgt aber nicht, dass sich Natur- und Geisteswissenschaften inhaltlich nichts zu sagen hätten. Heute werden fast alle Philosophinnen und Philosophen bestreiten, dass es einen erfahrungsunabhängigen Weg zur Natur gibt. Daraus folgt, dass insbesondere auch Ergebnisse der Naturwissenschaften (z. B. die Frage, ob die fundamentalen Theorien der Physik deterministisch sind oder nicht) für die Ontologie und Naturphilosophie relevant sind. Relevanz heißt hier, dass bestimmte Bereiche der Philosophie auf das Wissen der Naturwissenschaften angewiesen sind, aber nicht direkt aus diesem Wissen folgen. Umgekehrt haben naturwissenschaftliche Aussagen mehr oder weniger starke philosophische Voraussetzungen. Ideale der Forschung wie die Mathematisierung der Physik oder die hohe Bewertung vereinheitlichter Theorien bestimmen die Naturwissenschaften wesentlich mit, ohne dass sie naturwissenschaftlich begründet werden könnten. Die Reichweite naturwissenschaftlicher Aussagen kann nicht unabhängig davon beurteilt werden, wie das Verhältnis von naturwissenschaftlichen Theorie und der ‚realen Welt‘ erkenntnistheoretisch konzipiert ist. Die Import-Export-Beziehungen zwischen Physik und Philosophie (und Theologie) können also nicht in ein hierarchisches und für alle Zeit fest gefügtes System gebracht werden.

Wie es bei Normen zuweilen der Fall ist, werden diese theoretischen Forderungen im Alltag nicht immer erfüllt. Wenn uns die Rationalität wichtig ist, müssen wir uns deshalb immer wieder anstrengen, dem Dialog zwischen den Natur- und Geisteswissenschaften Platz zu schaffen und unserer Vernunft im Handeln zur Wirklichkeit zu verhelfen. □

Kommende Akademieveranstaltungen

Diese Terminvorschau ist vorläufig. Sie entspricht dem Stand unserer Planungen. Zu allen Veranstaltungen werden rechtzeitig jeweils gesonderte Einladungen ergehen. Dort finden Sie dann das verbindliche Datum.

Abendveranstaltung in Zusammenarbeit mit dem Gesprächskreis Juden und Christen des ZdK
Montag, 7. November 2011
Zur Auslegung der Bibel bei Juden und Christen.
Die eine Quelle und die beiden Ströme

Abendveranstaltung
Donnerstag, 10. November 2011
Der weltweite Kampf um die Religionsfreiheit.
Verletzung, Hindernisse, Perspektiven

Forum im Rahmen der Mitgliederversammlung der Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst
Freitag, 11. November 2011
Gotteshäuser heute bauen

Reihe Wissenschaft für jedermann im Deutschen Museum
Mittwoch, 16. November 2011
Elektromobilität mit MUTE.
Ein Auto für die Zukunft?

Akademische Feierstunde an der Ludwig-Maximilians-Universität München
Donnerstag, 17. November 2011
Verleihung des Kardinal Wetter Preises

Forum
Samstag, 19. November 2011
Ludwig II.
Ein König zwischen Staatsraison und persönlicher Frömmigkeit

Abendveranstaltung mit Walter Kardinal Kasper, Rom
Montag, 21. November 2011
Katholische Kirche heute und morgen

Gedenkgottesdienst
Mittwoch, 23. November 2011
Zum 30. Todestag von Prof. Dr. Karl Forster, Gründungsdirektor der Katholischen Akademie Bayern

Studientag
Samstag, 26. November 2011
„Ungeborgen, hier auf den Bergen des Herzens“.
Rainer Maria Rilkes meditativer Blick in die Welt

Die Bedeutung der Sprachen im interkulturellen Dialog

Hans Waldenfels SJ

Sprache und Vernunft

Der französische Philosoph François Jullien hielt im November 2004 einen Vortrag mit dem Untertitel *Von Griechenland nach China oder wie man die festgefühten Vorstellungen der europäischen Vernunft ergründet*. Dabei ging es ihm darum, Griechenland und seine Philosophie gleichsam von außen, von einer „Heterotopie“ (M. Foucault) her, in den Blick zu nehmen. Er tat dies auf dem Weg der „Entwurzelung“ des (griechischen) Denkens, indem er den indo-germanischen Sprachraum verließ, Chinesisch lernte und sich auf China und seine Sprachwelt einließ. Er wählte China, weil er damit zugleich Abschied nahm vom indischen (mit dem Sanskrit), dem arabischen und hebräischen Sprachraum, die alle mit dem indogermanischen in Kontakt standen. Offensichtlich hatte schon Blaise Pascal eine Ahnung, dass man nach China gehen muss, um die abendländische Welt wirklich von außen sehen zu können. Zu Beginn seiner religionsvergleichenden Fragmente fragt er in Nr. 593 seiner *Pensées*: „Wer ist glaubwürdiger, Moses oder China?“ Zwei Momente konstituieren die Exteriorität Europas: die Sprache und die Geschichte.

Vielleicht haben wir die eigene Sprache als Muttersprache zu lange für selbstverständlich genommen und waren davon überzeugt, dass sich Kommunikation, wenn wir zu einer Fremdsprache übergehen, dadurch herstellen lässt, dass wir für einen eigenen Begriff einen Gegenbegriff in einer anderen Sprache finden. Solange es sich um wahrnehmbare Gegenstände handelt wie ein Haus, einen Baum, einen Berg oder Fluss mag das hingehen. Doch wenn es um Abstrakta bzw. sinnlich schwer oder gar nicht zu Ortendes geht wie Raum und Zeit, Seele und Geist, Substanz, auch Person wird es schwieriger. Vor allem kommt uns erst allmählich in den Sinn, dass wir immer von unserer eigenen Sprache auf die fremde zugehen und dabei die eigene Sprache zum Maßstab alles Fremden machen.

Der Religionswissenschaftler Peter Antes ist nicht zuletzt mit Hilfe seiner eigenen Sprachkenntnisse und komparatistischen Studien zu einer vertieften Sicht der Dinge gekommen. Er macht auf die Bedeutung der Sprache schon im kindlichen Lernprozess aufmerksam und gewinnt von dorther einen Ort für die Sprache in der Kulturbegegnung:

„Wenn unser Leben beginnt, ist bereits viel geschehen. Die Welt hat schon Gestalt, es gibt bereits Kultur. Daher beginnt niemand am Anfang, vielmehr wird jedes Kind in eine zum großen Teil fertige Welt eingeführt. Es tut, was andere ihm zeigen. Es lernt ihre Sprache, die sie ihrerseits von anderen gelernt haben, und es fängt so an, in diesem vorgegebenen Kontext zu denken. Wo Schulen bestehen, geht das Kind nach ersten Jahren des Kleinkindalters dorthin und lernt, sich so auszudrücken und seine Gedankengänge vorzutragen, wie es den schulischen Normen entspricht. Schließlich folgt für einige nach der Schule noch die Universität, wo die Studierenden in die Argumentationszusammenhänge der Wissenschaft eingeführt werden.“



Prof. Dr. Dr. Hans Waldenfels SJ, Professor für Fundamentaltheologie, Theologie der nichtchristlichen Religionen und Religionsphilosophie an der Universität Bonn

Viele Gedanken, die die Einzelnen während ihrer Laufbahn bewegen und prägen, hängen mit dieser jeweiligen Sozialisation zusammen. Es sind Gedanken, die andere in diesem Umkreis auch denken. Das Eigene besteht oft nur darin, diese Gedanken neu durchzudenken und in einigen Punkten modifiziert weiterzudenken. In viel höherem Maße, als uns das gewöhnlich bewusst ist, sind wir folglich in unseren Überlegungen kontextbezogen. Erst das Studium im Ausland führt uns dies – bisweilen schmerzlich, häufig jedoch begeistert – vor Augen. Wer die Wörter einer Sprache lernt, übernimmt damit bereits eine bestimmte Weise, die Welt zu sehen, eine Grundform von Welt-Anschauung.“

„Über-setzung“

Zur menschlichen Sprachbegabung gehört, dass der Mensch aus der eigenen Sprache in eine fremde „über-setzen“ kann. Der Begriff „Übersetzung“ hat seine eigene Tiefendimension. Er spricht davon, dass der Mensch nicht nur mit Menschen der eigenen Sprachwelt kommunizieren, sondern in eine andere Sprachwelt hinüberwechseln kann. Wie über eine Brücke kann er gleichsam von der einen Seite eines Flusses auf das andere Ufer wechseln.

Vielen kommt bis auf den heutigen Tag nicht in den Sinn, dass Übersetzungen am Ende keine einseitigen Vorgänge sind, sondern von beiden Seiten möglich sind (und sein müssen). „Übersetzungen“ ermöglichen dem auf dieser wie dem auf der anderen Seite der Brücke Lebenden einen Standortwechsel und damit perspektivisch unterschiedliche Wahrnehmungen. Vor allem bei Entscheidungen über wahr und falsch, richtig und falsch muss uns bewusst werden, dass andere Sichtweisen

möglich sind, dass es Anderes gibt und aus unserem Blickwinkel respektiert werden muss.

Als ich in den 50er Jahren des letzten Jahrhunderts Japanisch lernte, habe ich noch erlebt, dass Japaner Übersetzer in zwei Richtungen sein mussten: Sie mussten ihren Landsleuten, die kein Deutsch verstanden, deutsche Texte ins Japanische übersetzen und Deutschen, die kein Japanisch konnten, japanische Texte ins Deutsche übertragen. Zu der Zeit gab es schon relativ viele Japaner, die Deutsch lesen und sprechen konnten, aber vergleichsweise wenige Deutsche, die des Japanischen mächtig waren. So waren die „armen“ Japaner gezwungen, in beide Richtungen zu übersetzen. Übersetzungen waren Dienstleistungen, die für die zu erbringen waren, die ihr eigenes Denken für ein Herrschaftsdenken hielten. Inzwischen merken wir Europäer, dass nicht die Japaner, sondern wir „arm“ sind und dass die Zeit zu Ende geht, in der wir unsere vermeintliche Überlegenheit ausspielen können.

Heute spricht alle Welt vom Dialog. Dialog aber setzt Partnerschaft voraus, diese wiederum Gleichberechtigung der Gesprächspartner. Sie kommt dadurch zustande, dass keiner den anderen bevormundet und beherrscht. Im Idealfall müssten sich Gesprächspartner auf beiden Seiten der Brücke zu Hause fühlen können. Das ist schon deshalb erforderlich, weil sich nicht alles übersetzen und verständlich machen lässt. Wer Letzteres will, muss lernen, einen anderen Standpunkt einzunehmen und andere Perspektiven wahrzunehmen. Damit wird der eigene Gesichtspunkt relativiert. Sprachliche Formulierungen werden in ihrer Ergänzungsbedürftigkeit und Überholbarkeit erkannt. In unserer Zeit des Pluralismus besteht allerdings die Gefahr, dass am Ende grundsätzlich alles relativiert wird und nichts mehr absolute und universale Geltung beanspruchen kann.

Grenzen der Sprachen

Lange Zeit war man der Ansicht, dass Übersetzungen sich an Wort-zu-Wort-Übertragungen festmachen lassen. Man suchte für einen bestimmten Begriff die Entsprechung in der anderen Sprache. Man schlug ein Wörterbuch auf, schaute unter dem entsprechenden Wort nach, setzte es ein und glaubte, sich gegenseitig verstanden zu haben. Man fragt jemanden nach dem Weg, bekommt die Auskunft: „geradeaus“, „links“ und „rechts“; man versteht und kommt fröhlich zum Ziel. Doch im wissenschaftlichen Diskurs, in Philosophie und Religion, in der Kunst kommt man so nicht weit.

Alle Begriffe kommen aus einem größeren Zusammenhang; zu jedem Text gehört ein Kontext. Dieser übersteigt die Möglichkeiten der Sprachen und ihrer Ausdrucksformen. Längst wissen wir, dass zu jeder Rede non-verbale Momente gehören, die sich im Gespräch und in der Begegnung mitteilen, in Mimik und Gestik, in der unmittelbar gezeigten Emotionalität, die aber verloren gehen, sobald man das gesprochene Wort schriftlich niederlegt oder in eine andere Sprache überträgt. Am Ende stößt jeder Übersetzer hier an die Grenzen seiner Ausdrucksfähigkeit.

Grenzen werden uns auch bewusst, wenn wir auf die unterschiedlichen Situationen interkultureller Begegnung achten. Wir leben nicht mehr in der Zeit, als christliche Missionare nur das Verlangen kannten, die Lehre Christi in fremde Kulturen zu bringen. Es ehrt zweifellos alle Missionare, die bald erkannten, dass sie für ihre Verkündigung die Sprachen der fremden Bevölkerungen kennen sollten und das Fremde

nach passenden Ausdrücken abfragten.

Was passieren konnte, zeigt eine kleine Begebenheit aus dem Leben Franz Xavers im japanischen Yamaguchi. Der Heilige konnte kein Japanisch und musste sich eines Dolmetschers bedienen. Dieser gebrauchte für „Gott“ eine für die Bevölkerung allgemein verständliche Bezeichnung, die aber für die Shingon-Gottheit verwendet wurde: „*Dainichi*“ = „große Sonne, großes Licht“. Die Japaner freuten sich, dass der große Mann aus dem fernen Westen für den großen Buddha der Shingon-Schule eintrat. Als Franz Xaver das Missgeschick wahrnahm, wusste er sich nicht anders zu helfen, als „*Dainichi*“ durch das lateinische „*Deus*“ zu ersetzen. Die Japaner lachten und verstanden das fremde Wort auf ihre Weise: „*dai-uso*“ = „große Lüge“. Die neue Wortwahl hatte die Sache nicht besser, sondern schlimmer gemacht.

Übersetzungsversuche

An Beispielen aus dem asiatischen Raum lässt sich angesichts der Perplexität sprachlicher Ausdrücke gut erläutern, wie schwierig Übersetzungen sein können.

- *Ātmān/anātman* im Sanskrit: Das Wort hat im indo-germanischen Raum einen Widerhall z. B. im deutschen Wort „Atem“. Der Begriff wird aber auf sehr unterschiedliche Weise übersetzt: Seele, Subjekt, Ich, Selbst, Substanz; entsprechend die Verneinung *anātman*: Nicht-Ich, Nicht-Selbst, aber auch Selbstlosigkeit (also ontologisch und ethisch). Die Aufreihung der deutschen Begriffe beweist schon, dass keiner der Begriffe die Bedeutung des indischen Begriffs voll wiedergeben kann.
- *Tenshu / kami* = Gott im Japanischen: Nach dem Pazifischen Krieg hat die Japanische Bischofskonferenz aus verschiedenen Gründen einen Wechsel in der theologischen Terminologie beschlossen. Zu den veränderten Begriffen gehörte auch der Wechsel in der Gottesbezeichnung. So wurde das in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts katholischerseits aus dem Chinesischen übernommene *tenshu* = Himmels Herr gegen das dem Shintō entlehnte *kami* ausgetauscht.
- Ähnlich wie „Himmel“ im Englischen – *sky* und *heaven* – verteilt sich „Herz“ im Japanischen auf mehrere Begriffe. So ist *kokoro* = Geist, Herzmitte, Idee u. ä. zu unterscheiden von *shinzō* = physiologisches Herz. Das körperliche Herz ist folglich in Japan als Symbol der Herz-Jesu-Verehrung völlig ungeeignet. Beachtet man, dass *hara* = Bauch, Zwerchfell der leibliche Ort dessen ist, was bei den Griechen mit *splanchna*, bei den Lateinern mit *viscera* = Eingeweide bezeichnet wird und die Lebensmitte darstellt, wird verständlich, dass der Gesamtbereich „Herz, Inneres“ spirituell neu bedacht werden muss.
- *Avatāra* = Herabkunft: Das Sanskrit-Wort wird in Indien in der christlichen Theologie auch für die Inkarnation Gottes in Jesus von Nazareth verwendet. Da der indische Begriff für eine Vielzahl von „Herabkünften“ gebraucht wird, ist er im christlichen Kontext mit seiner Betonung der Einmaligkeit und Historizität der göttlichen Inkarnation nur bedingt tauglich.

„Konversion“ des Denkens

Bei den genannten Beispielen ging es vor allem um solche, in denen für abendländische Begriffe asiatische Äquivalente gesucht wurden. Das wird am deutlichsten beim Personbegriff, der in Asien so nicht vorkommt. *Avatāra* wurde als Entsprechung für die Inkarnation Gottes in Jesus Christus als defizitär erkannt. Die christliche Spiritualität der Herz-Jesu-Verehrung stieß an ihre Grenzen. Das Thema der Gottesbenennung konnte nur angedeutet werden, würde aber Raum für ausführliche, weitere Reflexionen bieten. In all diesen Beispielen geht es darum, dass Inhalte unserer religiösen und kulturellen Welt in die fremde Welt übersetzt werden, nicht darum, dass der westliche Mensch aus der fremden Denkwelt lernen möchte.

Lediglich in der indischen Rede von *ātman*, dem das indische *brahman* als Gottes- und Transzendenzbezeichnung an die Seite zu stellen wäre, kommt eine andere Perspektive in den Blick. Denn *ātman* ist nicht primär die Antwort auf die Frage, wie ein bestimmter westlicher Begriff in der fremden Kultur Indiens wiederzugeben sei, sondern es stellt sich umgekehrt die Frage: Was entspricht in der abendländischen Denkwelt dem indischen Verständnis von *ātman*? Die Aufzählung der westlichen Übersetzungsversuche demonstriert die große Verlegenheit in unserer Welt, da ganz offensichtlich keiner der verwandten Begriffe dem indischen Verständnis eindeutig entspricht.

Doch erreichen wir hier jenen Punkt, um den es in diesen Überlegungen wirklich geht, dass sich nämlich auf westlich-europäischer Seite eine Umkehr, eine „Konversion“ des Denkens vollziehen muss. Es geht nicht mehr um die Frage: Wie sagen wir „Seele“ oder „Ich“ oder „Substanz“ in einer indischen Sprache, sondern um die Frage: Auf welche Wirklichkeit stoßen wir, wenn die Inder von *ātman* sprechen? Was sagt uns die Rede von *dharma*? Woran denken Chinesen, wenn sie von *t'ien* vom „Himmel“, oder von *fu* dem Glück sprechen?

Die andere Seite des Ufers haben wir erreicht, wenn wir nicht mehr nach dem fragen, was dem Fremden bei uns entspricht, sondern uns staunend, vielleicht auch hilflos, stumm und schweigend auf die fremde Situation einlassen. Müssen wir wirklich das „letzte Wort“ haben, oder können wir nicht andere sein lassen, wie sie sind, ohne sie in die Schubladen unseres Verständnishorizonts einzuordnen? Wo der Fremde zuerst er selbst ist, kommen wir zum Ergebnis, dass das umgekehrt auch gilt: Auch wir sind für andere zunächst fremd und nicht einzuordnen. Die Zeit, in der alles Fremde „barbarisch“ klingt und der Fremde folglich ein „Barbar“ ist, sollte endgültig zu Ende sein.

Fallbeispiel „ningen“

Wie sich neue Welten erschließen, wenn man sich auf Fremdes einlässt, soll an der japanischen Sicht des Menschen erläutert werden. Japaner haben von den Chinesen für die Schriftsprache Bildzeichen übernommen, mit denen sie sich – neben ihren eigenen Silbensystemen – ausdrücken können. Die japanische Sprache bezeichnet den Menschen als *hito*, kennt aber daneben ein zweites Wort: *ningen*, geschrieben mit den Zeichen für „Mensch“ + für „Tor, durch das die Sonne oder der Mond scheint“ = zwischen. Der Mensch ist also ein „Wesen-dazwischen“.

Wo immer die Rede vom Menschen ist, geht es zunächst um das, was inmitten der Menschen, zwischen ihnen geschieht, so dass er wesentlich durch das Dazwischen bestimmt ist. Im

ursprünglich chinesischen Sinne betrifft das Dazwischen die fünf Beziehungen von Vater und Sohn, Herrscher und Untertan, Gatte und Gattin, älterem Bruder und jüngerem Bruder, Freund und Freund. Es geht aber dann um das „In-der-Welt-Sein“, um das, was Heidegger die „Geworfenheit“ genannt hat und im indischen Grundverständnis *prattiyasamutpāda* heißt und besagt, dass alles in wechselseitiger Abhängigkeit entsteht und in reiner Beziehung existiert.

Man muss hier auf die totale Vernetztheit, aber auch auf die Unentrinnbarkeit dieser Vernetztheit aufmerksam werden, um auf die Begrenztheit und Kontingenz, ja auf die Qual und Verlorenheit alles Lebendigen aufmerksam zu werden. Man muss zugleich diese Vernetztheit in der immer stärker wachsenden Vernetzung heutiger Welt am Werk sehen, um aus einem anderen kulturellen Kontext auf den Ruf nach Befreiung und Erlösung zu stoßen. Wo die Vernetztheit so bedrängend im Vordergrund steht, greift die Lehre von der Einzigkeit menschlicher Person nicht, wenn nicht alles geschöpfliche Leben in seiner unaufgebbaren Eingebundenheit in die menschliche Gesellschaft und die kosmischen Zusammenhänge fragwürdig wird.

Hier ist auch die Reinkarnation keine positive Lösung. Sie ist vielmehr Anlass, nach der Befreiung aus dem Kreislauf der Dinge zu verlangen. Wer vor diesem Hintergrund von Menschenrechten spricht und nicht merkt, dass er hier mit einer ganz anderen Weltsicht zu tun hat, kann nur auf Unverständnis stoßen. Die Einübung in eine „Konversion“ des Denkens ist ein Gebot der Stunde.

Zurück nach Griechenland?

Hier stellt sich erneut die Frage nach der Bedeutung Griechenlands. In der Theologie entsteht nicht selten der Eindruck, die Inkulturation des Christentums in andere Kulturgebiete erfordert, dass es nur als hellenisiertes, europäisches Christentum inkulturiert werden kann. Doch hat die Botschaft Jesu von Anfang an in mehreren Sprachen Ausdruck gefunden, im Land der Väter in Hebräisch und Aramäisch, im Römischen Reich zunächst im Griechischen, später im Lateinischen.

Heute stellt sich die Frage: Ist die Botschaft des Christentums allein auf dem sprachlichen Boden des Abendlands und damit aus dem Denkhorizont der griechischen Philosophie zu vermitteln oder gibt es die Möglichkeit, dass sie sich aus dem kulturellen Untergrund anderer Völker heraus neu formulieren lässt? Mit seiner Vorlesung in Regensburg hat Papst Benedikt XVI. ausdrücklich in diese Debatte eingegriffen. Er stellte fest: „Angesichts der Begegnung mit der Vielheit der Kulturen sagt man heute gern, die Synthese mit dem Griechentum, die sich in der alten Kirche vollzogen habe, sei eine erste Inkulturation des Christentums gewesen, auf die man die anderen Kulturen nicht festlegen dürfe. Ihr Recht müsse es sein, hinter diese Inkulturation zurückzugehen auf die einfache Botschaft des Neuen Testaments, um sie in ihren Räumen jeweils neu zu inkulturieren. Diese These ist nicht einfach falsch, aber doch vergrößert und ungenau. Denn das Neue Testament ist griechisch geschrieben und trägt in sich selber die Berührung mit dem griechischen Geist, die in der vorangegangenen Entwicklung des Alten Testaments gereift war. Gewiss gibt es Schichten im Werdeprozess der alten Kirche, die nicht in alle Kulturen eingehen müssen. Aber die Grundentscheidungen, die eben den Zusammenhang des Glaubens mit dem

Suchen der menschlichen Vernunft betreffen, die gehören zu diesem Glauben selbst und sind seine ihm gemäße Entfaltung.“

Tatsächlich wehrt sich Benedikt XVI. gegen einen verengten Vernunftbegriff, der in den modernen westlichen Wissenschaften zum „Ausschluss des Göttlichen aus der Universalität der Vernunft“ geführt hat. Diesen weist er im Blick auf die „tief religiösen Kulturen der Welt“ zurück. Man muss diese Aussagen mit früheren verbinden, in denen er genauer den Beitrag Griechenlands bezeichnet. In einem Vortrag über *Die Einheit des Glaubens und die Vielfalt der Kulturen* sieht er diesen Beitrag in einer „Selbstüberschreitung“ und Öffnung der Kulturen über sich hinaus.

Darüber sagte er: „Die Väter haben nicht einfach eine in sich stehende und sich selbst gehörende griechische Kultur ins Evangelium eingeschmolzen. Sie konnten den Dialog mit der griechischen Philosophie aufnehmen und sie zum Instrument des Evangeliums dort machen, wo in der griechischen Welt durch die Suche nach Gott eine Selbstkritik der eigenen Kultur und des eigenen Denkens in Gang gekommen war. Der Glaube bindet die verschiedenen Völker – beginnend mit den Germanen und Slawen, die in der Zeit der Völkerwanderung mit der christlichen Botschaft in Berührung kamen, bis hin zu den Völkern Asiens, Afrikas und Amerikas – nicht an die griechische Kultur als solche, sondern an deren Selbstüberschreitung, die der wahre Anknüpfungspunkt für die Auslegung der christlichen Botschaft war. Er zieht sie von da aus in die Dynamik der Selbstüberschreitung hinein ... Dass man nicht an die Religionen, sondern an die Philosophie anknüpfte, hängt eben damit zusammen, dass man nicht eine Kultur kanonisiert hat, sondern dort in sie eintreten konnte, wo sie selbst begonnen hatte, aus sich herauszutreten, wo sie sich auf den Weg ins Offene der gemeinsamen Wahrheit begeben und die Einhausung im bloß Eigenen hinter sich gelassen hatte.“

Kardinal Ratzinger spricht hier nicht von bestimmten inhaltlichen Elementen der griechischen Philosophie, sondern von der beispielhaften Weise, wie die Geschlossenheit eines gedanklichen Systems aufgebrochen wird und für den Vollzug der Selbstüberschreitung offen ist. Das und nichts Anderes fordert er für andere Systeme. Es kommt darauf an, dass sich in den Kulturen eine „potentielle Universalität“ zeigt. Das gilt im Hinblick auf den Gebrauch der Vernunft ganz allgemein. Vernunft ist das, was die Menschen als Menschen verbindet. Doch heißt das nicht: Von Vernunft kann gesprochen werden, gleichsam frei von kulturellen Bindungen und frei vom Blick auf Räume und Zeiten, ohne gleichzeitig den konkreten Sprachen und Denkformen der Menschen Aufmerksamkeit zu schenken.

„Indifferenz“ und „Selbstüberschreitung“

Im eingangs zitierten Vortrag beschreibt François Jullien die im interkulturellen Dialog einzunehmende Haltung als „Indifferenz“: „Die Frage ist ja nicht so sehr, ob China „so verschieden“ (*différent*) ist, wie man häufig aus Bequemlichkeit sagt. Zunächst einmal ist China uns gegenüber schlicht *indifferent*. Es geht hier um zwei Kulturen, die sich lange überhaupt nicht zur Kenntnis nahmen – genau darin besteht die Schwierigkeit. Und genau darin liegt auch der Reiz. Man muss an den Punkt gelangen, an dem sich zwei Denkweisen gegenseitig betrachten, die sich bisher nicht betrachteten, an dem sie anfangen, sich *in Augenschein (zu) nehmen*.“

Jullien hofft das zwischen Griechenland und China bestehende „Ungedachte“ einfangen zu können. Das gelingt nur, wenn beide Seiten sich ohne jeden Überlegenheitsanspruch füreinander öffnen. Die religiöse Begegnung geht noch einen Schritt weiter und ruft nicht allein nach einer wechselseitigen Öffnung füreinander, sondern nach einer Offenheit für den, den wir „Gott“ nennen. Es gibt aber keine Offenheit für Gott, wenn Menschen nicht grundsätzlich offen sind füreinander.

Abschließend erinnere ich an Gottlieb Söhngen, den großen Münchener Fundamentaltheologen in der Zeit des letzten Konzils, bei dem Papst Benedikt XVI. sich habilitiert hat. Schon 1956 entwickelte er in Salzburg seine Vision einer wahrhaft chinesischen Theologie: „Es kann nicht gut bestritten werden: Gabe es eine chinesische oder sonst eine ostasiatische Theologie von Größe, dann könnte diese Theologie nicht mit der abendländisch-morgenländischen Theologie gestaltsmäßig zusammengeordnet werden; und die Unterscheidung wäre die Unterscheidung des Weges. Der Weg einer wahrhaft christlichen Theologie aus ursprünglich chinesischem Geist würde nicht der abendländische Weg sein.“

Eine wahrhaft christliche Theologie aus ursprünglich chinesischem Geist würde sich zwar vor den abendländischen Geist und Weg der abendländisch-christlichen Theologie gestellt sehen. Denn dieser Geist und Weg ist nun einmal für alle Welt und alle Völker eine geistige Schöpfung, an der nur vorübergehen wird, wer selbst noch nicht zu seinem Geist erwacht ist. Denn Geist lebt vom Gespräch mit anderem Geist, auch ein Volksgeist; und der Weg des Geistes ist nach *Hegels* Wort immer auch der Umweg, der Umweg über anderen fremden Geist, damit der Geist zu sich selbst zurückfinde, weil Geist nur in der Wesentlichkeit der Vermittlung seine Ursprünglichkeit und Unmittelbarkeit als geistigen, substantiellen Gehalt gewinnt und erarbeitet. Aber die Chinesen sind schon längst zu ihrem Geist erwacht, zu so etwas, das wir eine Hochkultur nennen. Und daraus ergibt sich: Die Auseinandersetzung zwischen chinesischem und abendländischem Geist kann auch auf theologischem Feld nicht vom abendländischen Geist her geschehen, was denn doch wir angeblich höher gebildeten Europäer den Chinesen vormachen müssten und vielleicht auch gerne vormachen möchten. Und was dabei herauskäme, wäre im Grunde genommen so etwas wie die Chinoiserien des Spätbarock und Rokoko oder wie *Mozarts* Türkische Sonate, deren Türkisches nur eine Maske und Spielerei ist, wie denn auch die Münchener und zugereisten Wahlmünchener keine Chinesen werden, weil sie in ihrem Englischen Garten einen Chinesischen Turm und im Nymphenburger Park eine Pagodenburg haben und lieben. Es geht nicht anders, als dass die Chinesen und andere Ostasiaten sich von ihrem fernöstlichen Denken her mit dem abendländischen Weg christlicher Theologie auseinandersetzen und darüber nicht ein Gemisch halb und halb, zu Werke bringen, sondern das Ganze einer neuen Wesensgestalt christlicher Theologie, nämlich einen fernöstlichen Weg einer Theologie, deren Fernöstliches gerade darum für uns fühlbar würde, dass uns Abendländern zunächst und noch lange Hören und Sehen verginge, eben weil Auge und Ohr des abendländischen Geistes sich seit den griechischen Philosophen auf anderen Wegen gebildet hat. □

Für die Dauer einer Reise

Erstaufführung und Begegnung mit der Regisseurin Frauke Ihnen

Vier Singles um die 70 auf Weltreise: Über fünf Monate hinweg teilen sich Gerlinde, Renate, Werner und sein Namensvetter Werner einen Tisch im Bordrestaurant eines Kreuzfahrtschiffs. Zusammen verbringen sie ihre Zeit auf dem Lido-Deck, an der Bar oder mit den vielfältigen Angeboten an Bord. Die 1977 geborene Regisseurin Frauke Ihnen hat die Vier auf ihrer Reise begleitet. In ihrem Dokumentarfilm „Für die Dauer einer Reise“ zeigt sie einfühlsam und mit besonderer Beobachtungsgabe die vielschichtige innere Entwicklung der Reisenden, und stellt fest, „dass die Sehnsucht nach Liebe und Partnerschaft mit den Jahren nicht aufhört“. Im Rahmen des 26. Internationalen Dokumentarfilmfestivals München wurde am 6. Mai 2011 der Film in der Katholischen Akademie vor mehr als 150 Teilnehmern uraufgeführt. Im Anschluss stand die Regisseurin Rede und Antwort.

Das Schiff bildet während der fünf Reisemonate einen weitgehend abgeschlossenen Mikrokosmos, in dem sich die Kreuzfahrer näher kommen, sich anfreunden, verlieben und über ihre Erwartungen, Hoffnungen und Träume sprechen. Jeder bringt seine persönliche Geschichte mit an Bord. Die Pfälzerin Gerlinde etwa macht bereits ihre dritte Weltreise. Fast jeder an Bord kennt sie. Sie geht gerne Tanzen in Harry's Bordbar und singt im Gästechor des Schiffs. Die Berlinerin Renate spielt leidenschaftlich gern Bingo, solange das Schiff auf See ist, wenn sie nicht gerade Kreuzworträtsel löst. Werner, ein Witwer aus Bayern, genießt auf der Weltrei-

se seinen Ruhestand. Es ist nicht seine erste Kreuzfahrt. Sein Tischnachbar, der ebenfalls Werner heißt, hat hingegen nie zuvor eine solche Reise unternommen. Eigentlich hatte er die Reise mit seiner Frau gemeinsam zum 50. Hochzeitstag geplant. Doch sie starb vor Beginn und so bricht er alleine auf.

„Es war auffällig auf diesem Schiff, dass viele Alleinreisende, viele Singles unterwegs waren“, erklärte Ihnen dem bunt gemischten Publikum. Die Gemeinschaft und die Möglichkeit, vielleicht jemanden kennenzulernen, halten ihrer Erfahrung nach die Menschen auf dem Schiff.

Für insgesamt vier Monate, drei davon am Stück, begleitete Frauke Ihnen die Reisenden zusammen mit ihrem Kameramann Thomas Beckmann. Dabei sei besonders die räumliche Beschränktheit ein Problem gewesen. „Es gab wenige Möglichkeiten, wirklich mal abzuschalten“, berichtete die Filmemacherin. Es sei schwierig gewesen, Distanz zu dem Thema zu halten, „weil wir immer am Drehort waren“. Dennoch hätten ihr Kameramann und sie unter anderem durch getrennte Unternehmungen und

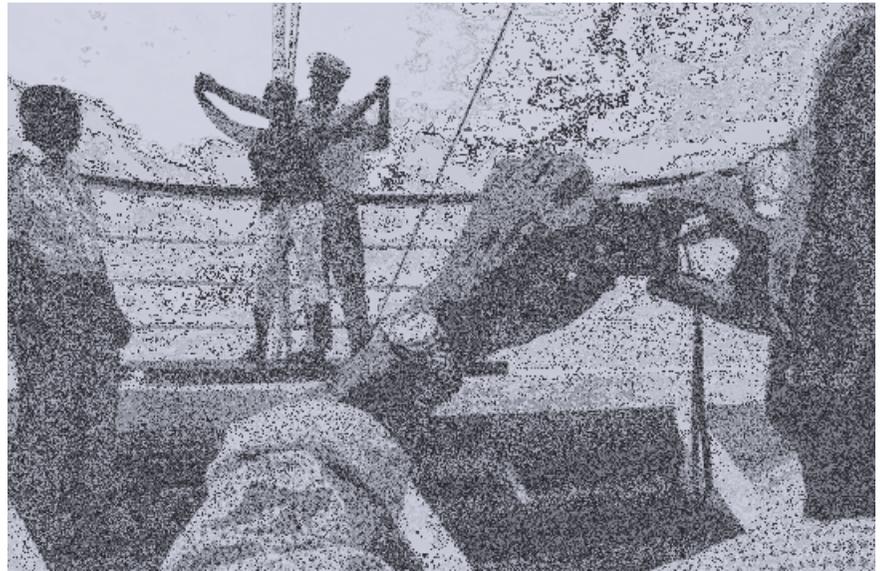


Foto: Thomas Beckmann

Die „Titanic“ lässt grüßen: Szenenfoto aus dem Film „Für die Dauer einer Reise“.



Applaus und Blumen für die Regisseurin: Frauke Ihnen sah ihren Film bei der Premiere selbst zum ersten Mal auf großer Leinwand.

eingepflichtete „drehfreie Phasen“ versucht, „eine gewisse Motivation und Offenheit zu bewahren“, sagte Ihnen.

Den Titel „Für die Dauer einer Reise“ fand die Regisseurin erst nach Abschluss der Arbeiten am Film. „Mir hat der Titel so gefallen, weil man ihn auf verschiedene Dinge beziehen kann“, erklärte sie. Er beschreibe die persönlichen Beziehung zwischen einzelnen Reisenden und auch die auf dem Schiff bestehende Gemeinschaft für diese Zeit ebenso wie die Tatsache, dass der Film während einer Reise entstand.

Insgesamt drehten Ihnen und Beckmann gut 100 Stunden Material, aus dem schließlich 79 Minuten Film wurden. Dabei karikiert die Regisseurin die Protagonisten niemals, sondern zeichnet in ruhigen Betrachtungen ein differenziertes Bild der zwischenmenschlichen Beziehungen innerhalb der Gruppe. Für eine Anwesende wurde dabei eines deutlich: Die Unterschiede zwischen den Generationen seien nicht so groß, wie es immer heiße. Denn während den jungen Leuten immer unterstellt werde, sie seien „die Spaßgeneration“, betonten doch auch ältere Menschen im Film, sie wollten „einfach Spaß haben und ihre Lebensjahre genießen“. Eine Erfahrung, die auch Frauke Ihnen an Bord gemacht hat, wie sie im Anschluss an die Premiere ihres Films in der Akademie betonte.

Christoph Schröder



Das Publikum interessierte sich besonders für die Umstände der Dreharbeiten und hielt sich mit seinen Fragen nicht zurück.

Frühlings Erwachen

„Leben, Liebe, Sexualität“ war das Thema, zu dem am 9. Juni 2011 Studierende und Dozenten der „Theaterakademie August Everding“ in der Jungen Akademie zu Gast waren. Anlass war die Einstudierung eines Musicals nach dem Theaterstück „Frühlings Erwachen“ von Frank Wedekind aus dem Jahr 1891. Dieses Stück thematisiert unter anderem, wie gesellschaftlich mit der erwachenden sexuellen Neugier von Schülerinnen und Schülern umgegangen wurde. Das damals herrschende Tabu führt dazu, dass die Jugendlichen mit ihren Fragen und Zweifeln von den Erwachsenen allein gelassen werden. Die Folgen sind gravierend, ja am Ende tödlich.

Man könnte nun meinen, diese Problematik wäre heute, nach der „sexuellen Befreiung“ Mitte der 60er Jahre, irrelevant geworden, weil Sexualität in der Gesellschaft allgegenwärtig und Aufklärung daher nicht mehr nötig sei. Dem widersprach aber nicht nur Daniela Weber, Studierende der Theologie und der Sozialen Arbeit in Benediktbeuren. Sie arbeitet derzeit im Münchner Projekt „Amanda“ mit, das u. a. Aufklärungsarbeit für junge Mädchen betreibt. Von ihren Erfahrungen an Schulen und in Jugendgruppen konnte sie praxisnah und anschaulich Wissenswertes für die Studierenden der Theaterakademie erzählen.

Schockierend waren zweierlei Dinge. Einerseits das Unwissen vieler Mädchen (und auch Jungen) hinsichtlich Sexualität, Verhütung und des eigenen Körpers. Manche Zwölfjährige wissen nicht einmal über Menstruation Bescheid, wenn sie ihre erste Periode bekommen. Die Studentin berichtete: „Die Jugendlichen stehen wegen ihrer Unsicherheit unter großem Druck.“ Andererseits ist der Gruppenzwang riesig, unter dem auf dem Schulhof intime Details und Pornovideos auf dem Handy ausgetauscht werden müssen. „Obwohl viele Mädchen das eklig finden“, wusste Daniela Weber aus ihren vielen Gesprächen mit jungen Mädchen.

Trotzdem ist nicht jedes Gerücht über die heutige Jugend wahr. Befragungen zeigen, dass das tatsächliche Alter beim „Ersten Mal“ nicht so niedrig liegt, wie häufig angenommen. Viele Jungs behaupten einfach nur, „es“ schon getan zu haben, um bei ihren Freunden nicht schlecht dazustehen. Davon konnte Prof. Dr. Stephan Leimgruber, Professor für Religionspädagogik an der Ludwig-Maximilians-Universität München berichten, der über Sexualpädagogik forscht und kürzlich ein Buch dazu veröffentlichte. „Sexualität ist nicht bloß ein Teil des Lebens, sondern eine gestaltende Kraft der Person“, so Leimgruber.



Zum Tod von Frank Wedekind druckte die Wochenzeitschrift „Die Welt-Literatur“ im Jahr 1918 seine Tragödie „Früh-

lings Erwachen“, illustriert durch ein Porträt des Schriftstellers, gezeichnet von Bruno Paul.



Mimik und Gestik unterstützten noch den tänzerischen Ausdruck: „Wir haben noch einmal ganz neu über das Theaterstück nachgedacht“, sagten die Studierenden nach dem intensiven Abend bei der Jungen Akademie.



Die Darsteller des Stücks: „Wir haben uns über teils persönliche Dinge ausgetauscht, die wir vorher untereinander noch gar nicht angesprochen hatten“, so das Resümee, das einige, die im Musical mitwirkten, gezogen haben.

Die Ausführungen der beiden Referenten öffneten den Studierenden der Theaterakademie einen Raum, eigene Erfahrungen auszutauschen: Wie haben sie selbst damals Aufklärung erlebt, welche Erfahrungen haben sie am Anfang mit Sexualität gemacht? Dabei kamen auch Dinge zur Sprache, die im Rückblick lächerlich erscheinen mögen, in der damals empfundenen Unsicherheit aber gravierend waren. So erzählte eine Studierende: „Ich habe die ‚Bravo‘ immer nur bei meiner Freundin gelesen, weil es mir peinlich gewesen wäre, wenn meine Mutter das Heft bei mir gefunden hätte.“

Dieser Zwiespalt zwischen der starken medialen Verbreitung der Sexualität und der eigenen Scham im Umgang mit dem Thema wurde von vielen so wahrgenommen. Die Präsenz der Sexualität in den Medien sei zwar hoch, sie enthalte aber wenig Persönliches, so Leimgruber. Denn darüber zu reden, sei schwierig: „Man kommt immer auch selbst drin vor.“ Verdrängen hilft aber nicht weiter, wie das Beispiel aus dem Theaterstück auch für heute noch zeigt – es komme darauf an, das Dreieck von Liebe, Leben, Sexualität menschenfreundlich zu gestalten.

Carolyn Neuber

Foto: akg-images

Belgien und Niederlande

Zwei Kernländer Europas in der Krise

Die flämisch-wallonische Spaltung in Belgien, wachsende politisch-weltanschauliche Polarisierungen in den Niederlanden: Zwei Kernländer Europas und Nachbarstaaten Deutschlands erleben derzeit politisch schwierige Zeiten. In Belgien scheiterten seit der Parlamentswahl im Juni 2010 nicht zuletzt aufgrund der Polarisierung der Landesteile weit mehr als ein Jahr lang alle Versuche, eine Regierung zu bilden. In den traditionell als liberal und tole-

rant geltenden Niederlanden wiederum hat der umstrittene Rechtspopulist und Islamkritiker Geert Wilders nach einer äußerst mühseligen Regierungsbildung nun großen politischen Einfluss gewonnen. Die Tagung „Belgien und Niederlande“ beschäftigte sich am 2. Juli 2011 auch mit der aktuellen Situation der katholischen Kirche in beiden Ländern. „zur debatte“ dokumentiert die vier Referate in gekürzter und überarbeiteter Form.

Schwierige Einheit – schwierige Vielfalt. Zur Vorgeschichte der heutigen Staaten Belgien und Niederlande

Olaf Mörke

1. Vorbemerkung

In ihrer heutigen geographischen Gestalt existieren die Königreiche Belgien und Niederlande sowie das Großherzogtum Luxemburg seit 1831 als souveräne Staaten. Damit ist ein, wenn auch künstlicher, Anfang gesetzt. Eine ebenso künstliche Setzung ist es, wenn ich die Zeit vor 1830 als „Vorgeschichte“ qualifiziere. Die Kenntnis dieser sogenannten „Vorgeschichte“ bringt uns freilich dem Verständnis von kulturellen und politischen Entwicklungen des Raumes näher, der spätestens seit der Unterzeichnung des Benelux-Vertrages 1958 als Keimzelle des europäischen Vereinigungsprozesses galt, eines Vereinigungsprozesses, den man ebenfalls mit „Schwierige Einheit – schwierige Vielfalt“ betiteln könnte.

Im Folgenden werde ich zu zeigen versuchen, dass sich in dieser Vorgeschichte seit dem Spätmittelalter ein politischer und kultureller Raum konstituiert hatte, der die beiden Elemente von Integration und Desintegration – oftmals zeitgleich – in sich barg und in dem die handelnden Menschen damit umzugehen hatten. Dabei beginne ich mit einer knappen Skizze der Einheit von 1814/15 bis 1830, schlage dann eine Volte in die Antike und komme dann schließlich auf Formen des Handelns mit und des Denkens über Einheit und Vielfalt im niederländischen – oder sollte man doch besser sagen: belgischen – Raum zwischen dem 15. und dem Ende des 18. Jahrhunderts.

2. 1814/15–1830: Der gescheiterte Versuch der Einheit

Die eben erwähnten Königreiche Belgien und Niederlande waren Ergebnis einer Konferenz der europäischen Großmächte Österreich, Preußen,

Panier stand, zum anderen an einer Sprachenpolitik, die das Französische und die dialektalen niederländischen Idiome der Flamen, Brabanter und Limburger zugunsten des Hochniederländischen zurückzudrängen versuchte, und schließlich drittens an den konfessionellen Gegensätzen zwischen dem katholischen Belgien und einem kulturell und politisch reformiert dominierten Norden, in dem der Anteil der katholischen Bevölkerung aber auch bei über 30 % lag. Vor allem die Schulpolitik sorgte hier für Konfliktstoff, da im Bereich der Oberschulen die bischöflichen *petits séminaires* zugunsten eines Monopols von Gymnasien nach nordniederländischem Modell geschlossen werden sollten.

Der Sprachen- und damit der engste verbundene Konfessionskonflikt, zentralstaatliche Dominanzversuche des Nordens sowie die Gegensätze zwischen einer sich zunehmend industrialisierenden Ökonomie im Süden und einer auf Handel, Bankgewerbe und Landwirtschaft basierenden Wirtschaft im Norden markierten die Bruchstellen jenes Vereinigten Königreiches. Und eben auch Konfliktpunkte, die noch immer Virulenz besitzen.

Dabei war das, was da 1815 entstanden war, das Vereinigte Königreich der Niederlande, alles andere als ein Kunstprodukt postnapoleonischer Verhandlungsdiplomatie. Es wurzelte in einer langen Tradition von Versuchen, Einheit zu schaffen, und einer ebenso langen Tradition Vielfalt zu pflegen.

3. Rückbezüge auf die Antike: Belgae et Batavi

Etlichen ist der Anfang von Caesars *Bellum Gallicum* noch geläufig: „Gallia est omnis divisa in partes tres, quarum unam incolunt Belgae, aliam Aquitani, tertiam qui ipsorum lingua Celtae, nostra Galli appellantur“ (Das Gesamtgebiet Galliens zerfällt in drei Teile: In dem einen leben die Belger, in einem zweiten die Aquitaner und im dritten die Völker, die in der Landessprache Kelten heißen, bei uns jedoch Gallier). Die Belgier und ihr Siedlungsgebiet zwischen der Seine im Süden, dem Rhein im Norden und den Ardennen im Osten tauchen im ersten vorchristlichen Jahrhundert als Einheit in einem Raum auf, in dessen Tradition man das moderne Belgien stellen kann.

Es fehlen jene Gebiete nördlich des Rheines, die zwar nie römische Provinz geworden waren, die jedoch den Großteil der heutigen Niederlande umfassen. Bleiben diese außerhalb des mit dem Begriff „Belgien“ assoziierten Raumes? Die Antwort ist „nein“! Die Wertschätzung für die antike Leitkultur im nordalpinen Humanismus bringt die Belgae seit dem 16. Jahrhundert zurück ins Bewusstsein der Bildungselite. In der symbolträchtigen Kartographie ist seit dem späten 16. Jahrhundert der Leo Belgicus als Karte eines einheitlichen niederländischen Raumes überliefert.

Diese Karten stehen für Einheitsbewusstsein. Und das ausgerechnet in einer Zeit, da diese Einheit als staatliche Einheit nicht mehr besteht, seitdem 1581 mit der Unabhängigkeitserklärung („Plakkaat van Verlatinghe“) der sieben Nordprovinzen der spanisch-habsburgischen Niederlande ein neues Gemeinwesen, nämlich die Republik der Vereinigten Niederlande, entstanden war, das 1648 auch von Spanien anerkannt werden musste. Einheit und Vielheit überlagerten sich.

Der Leo Belgicus war jedoch nicht der einzige für unser Thema relevante Bezug auf die Antike. Der zweite bezieht sich auf eine Rebellion der an der Rheinmündung siedelnden westgermanischen Bataver gegen Rom in den

Jahren 69/70 n. Chr. unter ihrem Führer Claudius Civilis (eigentlich: Iulius Civilis). Die Tacitusrezeption brachte auch die Geschichte dieses Aufstandes in das Geschichtsbewusstsein der Niederländer ein. Hugo Grotius entwickelte 1610 in seinem *Liber de Antiquitate Batavorum* die Bataver zum Vorbild für die Verfassung der neuen niederländischen Republik. Der Amsterdamer Politiker und Literat Pieter Corneliszoon Hooft vollendete 1617 das Drama *Baeto* – Baeto war der legendäre Begründer der batavischen Nation – und Joost van den Vondel schrieb 1662 seine Tragödie *De Batavische Gebroeders*. Stets stand dabei der Begriff der Freiheit im Mittelpunkt. Das diente einerseits als Argumentationshilfe im innerrepublikanischen Politikdiskurs. Andererseits und vor allem war der Rückgriff auf die Bataver als Abgrenzung gegenüber dem Prototypen der Unfreiheit gedacht, gegenüber der spanisch-habsburgischen Herrschaft über den Süden der Niederlande, das heutige Belgien. Als 1648 der in Münster zwischen der Republik und Spanien geschlossene Friede in Amsterdam in einem großen öffentlichen Spektakel gefeiert wurde, bildete der Aufstand der Bataver gegen Rom einen wesentlichen Bestandteil der öffentlichen Theateraufführungen und der *tableaux vivants*, die sich um die Motive *Libertas* und *Pax* gruppierten.

Hier nun zeigte sich ein starkes nordniederländisches Eigenbewusstsein, man selbst war frei, ja hatte diese Freiheit in einem jahrzehntelangen Kampf gegen Spanien seit den 1560er Jahren erkämpft. Der Süden, gleichsam das Hinterteil des Leo Belgicus, war unfrei. In der zeitgenössischen Propaganda der Republik standen sich die beiden Niederlande als Ausformungen völlig unterschiedlicher, geradezu antagonistischer politischer Systeme gegenüber. Das System der republikanischen Freiheit im Norden bedeutete ein hohes Maß an ständischer Mitbestimmung in der Politik auf föderaler Basis. Das System der Unfreiheit war das des habsburgischen Fürstenstaates im Süden, im heutigen Belgien und Luxemburg, mit seiner relativ stark ausgeprägten Zentralität. Die Republik als Verkörperung des Guten grenzte sich gegenüber dem Süden als Verkörperung des Schlechten ab.

Das neue, ab 1648 errichtete Rathaus von Amsterdam als Monument des republikanischen Selbstbewusstseins spielt denn auch auf die eigene Rolle an (Abb. 1). Im Innern wird – wie es sich gehört – natürlich auf die Bataver angespielt. Man sieht sich eben als Hort der Freiheit. Mehr noch: Man deutet die Republik und insbesondere die Stadt im Giebelrelief als Weltenbeherrscherin (Abb. 2). Trotzdem verschwindet auch hier nicht der Bezug auf die Niederlande als Ganzes. Auf dem Fußboden des zentralen Bürgersaales befindet sich eine Weltkarte als Mosaik. Das Detail mit Europa zeigt *Belgium*, gemeint ist hier wieder alles von Luxemburg bis hinauf nach Friesland. Der Anspruch der Einheit ist nicht aufgegeben worden. Er kann aber nun nichts anderes heißen, als die Befreiung der südlichen Brüder aus der spanischen Knechtschaft.

Woher kommt nun dieses eigentümliche Nebeneinander von Einheit und Eigenheit? Zur Beantwortung dieser Frage wende ich mich zurück ins späte Mittelalter.

4. Das Zusammenwachsen der Niederlande unter den Burgunderherzögen und ihren habsburgischen Nachfolgern

Ich beginne mit Flandern. Die wegen ihrer Tuchfabrikation und ihrer reichen Handels- und Gewerbestädte schon im



Prof. Dr. Olaf Mörke, Professor für Geschichte der frühen Neuzeit an der Universität Kiel

Großbritannien, Russland und Frankreich. Dem war 1830 auf dem Gebiet des späteren Belgien eine revolutionäre Erhebung vorausgegangen, die zur Auflösung eines Staates führte, der erst kurz vorher entstanden war, nämlich 1814/15 im Zuge der postnapoleonischen Neuordnung Europas. Das Vereinigte Königreich der Niederlande, bestehend aus dem heutigen Belgien und den Niederlanden und unter der Herrschaft eines Königs aus dem Hause Oranien-Nassau, scheiterte nach nur 15 Jahren an den Spannungen zwischen Nord und Süd. Zum einen daran, dass für den autokratischen König Willem I. die „Hollandisierung“ des Südens auf dem



Foto: akg-images

Abb. 1: Das Rathaus von Amsterdam, 1648 fertig gestellt, als Monument des republikanischen Selbstbewusstseins. 1808 wurde das Rathaus in den Königspalast umgewandelt.



Foto: akg-images

Abb. 2: Das Giebelrelief am Amsterdamer Rathaus zeigt die Stadt Amsterdam und die – nach der damaligen Zählweise – vier Weltteile. Darüber trägt

Atlas die Weltkugel. Die Stadt Amsterdam stellt sich als Weltenbeherrscherin dar.

Hochmittelalter florierende Grafschaft Flandern erlebte 1385 einen Dynastiewechsel. 1384 starb Graf Ludwig II., der letzte männliche Erbe des Geschlechtes der Dampierre. Seine Tochter Margarete hatte schon 1369 Philipp den Kühnen geheiratet, Herzog von Burgund, aus einer Seitenlinie des französischen Königshauses der Valois. Zwei weit auseinander liegende völlig getrennte Herrschaftsgebiete kamen so zusammen, Burgund im Süden, Flandern im Norden. Philipp wurde damit Graf von Flandern. Unter seinen Nachfolgern wurde der Territorienkomplex vor allem im Norden erweitert. Am Ende der Regierungszeit Karls des Kühnen, er stirbt 1477 den Schlachtentod bei Nancy, ist die Ausdehnung am größten (Abb. 3 Karte Burgund). Sehr deutlich sieht man auf der Karte, dass wir es nicht mit einem einheitlichen Staatsgebilde zu tun haben. Vielmehr mit Einzelterritorien, in denen die jeweiligen Ständeversammlungen darauf achten, dass ihre Autonomie gewahrt bleibt.

Allmählich bilden sich jedoch im Bereich der Finanz- und der Rechtspolitik im 15. Jh. Institutionen heraus, die ein gewisses Zusammenwachsen gewährleisten. Und zwar getrennt in den südlich-burgundischen Bereich um Dijon und den niederländischen um das höfische Zentrum Brüssel. Die 1464 unter Herzog Philipp dem Guten erstmals einberufenen Generalstände (Staten Generaal, États généraux) dokumentieren das Zusammenwachsen auf der Ebene ständischer Mitbestimmung. Die Bedeutung der Stände zeigt sich auch in den Herrschaftsverträgen, die jeder neue Herrscher bei Amtsantritt in jedem der Territorien schließen muss. Dies geht zurück auf die Brabanter *Joyeuse Entrée* (*Blijde Inkomst*) von 1356, die gewissermaßen zum Muster für die Huldigungseide anderer Territorien wird. Hier gestehen die neuen Fürsten zu, in allen Fragen, die das Landesinteresse (z. B. Indigenat, Bede) betreffen, die Stände zu konsultieren und ihr Einverständnis einzuholen. Sollten Ständerechte verletzt werden, bestand das Recht auf Gehorsamsverweigerung.

Flandern und Brabant schälen sich als die neuen politischen und kulturellen Kernlandschaften heraus, das alte Burgund verliert an Bedeutung. Man beginnt von den „diesseitigen Ländern“, den „pays par deçà“, zu reden, den Niederlanden. Von den „jenseitigen Ländern“, den „pays par delà“, wenn man das alte Burgund meint. Städtische und höfische Hochkultur setzen im 15. Jahrhundert europäische Maßstäbe. Auch dies wird zur Herausbildung von Ansätzen eines gesamt-niederländischen Bewusstseins unter den Eliten beigetragen haben. Man bleibt jedoch primär Flame, Brabanter, Holländer oder Seeländer etc. Auch die großen Städte wie Gent und Antwerpen bleiben Orientierungspunkte für die eigene politisch-kulturelle Identität.

Während der gesamten Periode haben wir es mit einer Verzahnung von Zentralisierungs- und Dezentralisierungstendenzen zu tun. Haupttendenz bleibt allerdings die Fixierung der Ständerechte auf einem im europäischen Vergleich absolut hohen Niveau.

Nach dem Tod Karls des Kühnen bekam das auch seine ihm nachfolgende Tochter Maria, die Frau Maximilians von Habsburg, zu spüren. Sie musste sich auf das *Große Privileg* von 1477 einlassen, das den Generalständen und den Ständen jedes Einzelterritoriums das Selbstversammlungsrecht zugestand, um „de zaken, welvaert ende profitt van onsen ghemeenen landen“ zu beschließen. Das *bonum commune* sollte also in den Händen der nach ihrem Selbstverständnis allumfassend zuständigen Stände liegen. Ständeherrschaft und ein

darin eingebundener Fürst, das war das, was den Ständen 1477 vorschwebte.

Nun wurde das *Große Privileg* schon bald unter der Herrschaft von Marias Mann Maximilian von Habsburg zu Makulatur. Maria starb schon 1482.

Warum erzähle ich Ihnen von diesen Dokumenten? Ganz einfach: Vom 16. bis zum Ende des 18. Jahrhundert sollten *Joyeuse Entrée* und das *Große Privileg* immer wieder strapaziert werden, wenn es in den Niederlanden (in Nord und Süd) um die Profilierung eines spezifischen Freiheitsbegriffes ging. Ansätze einer politischen Wertegemeinschaft waren entstanden, zu deren Freiheitsverständnis neben den Ständeprivilegien der gute Fürst, der eben jene Privilegien achtet, dazugehörte.

5. Die Konfliktlage des 16. Jahrhunderts: Karl V. und Philipp II.

1506 übernahm Karl, uns bekannt als Karl V., Enkel Maximilians und Sohn des jung gestorbenen Philipp des Schönen und seiner Frau Johanna von Aragon, die Herrschaft in den Niederlanden, wo er 1500 im flandrischen Gent geboren wurde. Er vollendete die territoriale Ausweitung nach Norden, so dass die Niederlande am Ende seiner Herrschaft aus 17 Einzelterritorien mit höchst unterschiedlichem sozialen und ökonomischen Zuschnitt bestand, von Luxemburg bis hinauf nach Groningen. Die Integration dieses heterogenen Länderkomplexes zu einem als Einheit aktions- und funktionsfähigen Ganzen war eine Aufgabe, der sich Karl bis zum Ende seiner Herrschaft 1556 zu stellen hatte. Dass es während seiner Regierung noch nicht zu massiven innenpolitischen Problemen kam, ist m. E. darauf zurückzuführen, dass er eben nicht nur Herrscher über die Niederlande war, sondern ab 1516 spanischer und ab 1519 deutsch-römischer König. Niederländische Politik musste zugunsten internationaler Schauplätze zurückstehen. Sie wurde zum integralen Bestandteil eines kontinentalen Politikszenarios. Die reichen Niederlande wurden für ihn zu einer zentralen Finanzierungsquelle. Für landesherrliche Steuerforderungen brauchte er die Zustimmung der Generalstände, die er in der Regel auch bekam. Er brauchte den Konsens sowohl mit der städtischen Elite, seiner Geldquelle, und mit dem einheimischen Hochadel, den er politisch zu integrieren verstand. Mit ihm teilte er den ritterlichen Tugendkatalog des Ordens vom Goldenen Vlies, ihn band er zusammen mit den ebenfalls autochthonen neuen Funktionsebenen, vor allem studierten Juristen, in seine neuen Verwaltungsinstitutionen ein, den Staatsrat, den Geheimen Rat und den Finanzrat.

Zwar drangen ab den 1520ern dissidente religiöse Strömungen ein. 1523 wurden die ersten „Lutheraner“ verbrannt. 1550 gipfelte Bestrafung und Verfolgung von „Ketzer“ in zwei scharfen Religionsedikten. Anders als im Reich verbanden sich jedoch die reformatorischen Strömungen in den Niederlanden unter Karl nicht mit mächtigen politischen Einflussträgern. Das Problem blieb gleichsam politisch und juristisch handhabbar, weil auch die ständischen Eliten kein Interesse an einer Herausforderung der Glaubenseinheit hatten. Trotzdem war mit dem Eindringen religiöser Dissidenz in vielfältigen Formen ein Element in die Politik eingebracht worden, das Folgen haben sollte.

Das zeigte sich bald nach der Übernahme der Herrschaft durch Karls Sohn Philipp II., den König von Spanien. Philipp war, wenn man den Mainstream des Staatsbildungsprozesses als Maßstab nimmt, ein sehr moderner Herrscher.

Er setzte auf Zentralisierung der Staatsgewalt, Vereinheitlichung des Rechts, Ausbildung einer effizienten, ihm ergebenden Funktionselite. Und doch scheiterte er mit der Bewahrung der niederländischen Einheit und trug wesentliche Verantwortung für einen lang anhaltenden Bürgerkrieg, der gemeinhin als Befreiungskrieg der Niederlande gegen Spanien angesehen wird. Warum? Weil er keine Ahnung vom komplexen Zusammenhang des niederländischen Staatswesens, von der schwierigen Einheit und der schwierigen Vielfalt hatte.

Bald brachte er den einheimischen Hochadel gegen sich auf, weil er bei Ämterbesetzungen Fachleute aus Spanien oder Burgund bevorzugte, weil er den Staatsrat umging und die Generalstände nicht konsultierte. Der Adelskonflikt weitete sich aus. Die Religionsfrage kam ins Spiel, weil sie von der anti-philippistischen Opposition zum Politikum gemacht wurde. Wilhelm von Oranien hielt 1564 eine Rede im Staatsrat, in der er ein Junktum zwischen der Forderung nach Staatsreform und Änderung der Glaubenspolitik herstellte. Er selbst, Wilhelm, halte am katholischen Glauben fest, könne aber nicht akzeptieren, dass ein Fürst über das Gewissen seiner Untertanen zu herrschen trachte und ihnen die Freiheit von Glauben und Gottesdienst nimmt. Es ist nicht die Sympathie für Luther oder Calvin, die den Oranier so argumentieren lässt. Es ist vielmehr die politische Tradition, dass das Land, also die Stände, auch in dieser Frage die letzte Entscheidung habe. Es ist das spezifische Freiheitsverständnis.

Die Reaktion des Königs zeigte, dass er an einer Lösung wie sie 1555 im Augsburger Religionsfrieden gefunden worden war, nicht interessiert gewesen ist. Der Konflikt eskalierte. Die alte Hochadelopposition geriet schnell in die Defensive (Abb. 4).

Da sprang der Funke auf andere Oppositionsgruppen über, den Niederadel zumal, aus dem die Geusen (*gueux*, elende Bettler) hervorgehen sollten, aus denen sich wieder eine kleine, opferbereite fundamentalistisch-reformierte Gruppierung herauskristallisierte, der es 1572 gelang, in der holländischen Hafenstadt Den Briel einen Brückenkopf zu bilden, aus dem sie nicht mehr vertrieben werden konnte. Damit begann die Calvinisierung der Opposition. Das mündete dann in eine Entwicklung, die die reformierte Kirche zwar nicht zur Staatskirche, aber zur privilegierten Öffentlichkeitskirche im neuen Staatswesen der nordniederländischen Republik und den nachtridentinischen Katholizismus zum einzig zugelassenen Bekenntnis in dem nach 1581 unter spanisch-habsburgischer Herrschaft verbleibenden Süden machen sollte.

Ich kann hier nicht das Kriegsgeschehen schildern. Nur so viel. Als 1579 die Union von Utrecht gegründet wurde, der Vorläufer des neuen Staates, da war de iure von calvinistischem Glaubensmonopol keine Rede. Die Unionsakte sicherte jeder Provinz zu, in der Religionsfrage nach eigenem Ermessen zu entscheiden. In Holland und Seeland, den Kernprovinzen der Union, bedeutete das de facto aber die Anerkennung dieses Monopols. Die Unionsartikel markierten den Beginn einer verfassungsrechtlichen Eigenentwicklung der nördlichen Niederlande zu einem föderal-republikanischen Staat. 1581 wurde der endgültige Bruch vollzogen.

Die Gegensätze konnten nun größer nicht sein. Im Norden etablierte sich die Republik, in der eine religiöse Minderheitsgruppierung, die reformierte Öffentlichkeitskirche, als einzige zur öffentlichen Religionsausübung berechtigt war, in der sich aber ein hoher Prozentsatz Katholiken, ferner Lutheraner, viel-

gestaltige Täufergruppierungen und jüdische Gemeinden immerhin halten konnten, ohne der Gefahr für Leib und Leben ausgesetzt zu sein. Im Süden festigte sich ein monarchisches Regiment, das die Ständerechte zwar nicht grundsätzlich aufhob, aber deutlich reduzierte. Die Beschlüsse des Trienter Konzils wurden konsequent in die Tat umgesetzt.

Die antihabsburgische Propaganda in der Republik nutzte eine Kombination des denunziatorischen Potentials von Tyrannenherrschaft (gegen Philipp II. und seine Nachfolger) mit der schwarzen Legende, der *leyenda negra*, von der grausamen spanisch-katholischen Inquisitionsherrschaft, mit der gleichzeitigen Überhöhung der Republik zum Neuen Jerusalem, um die politisch-konfessionelle Konfrontation zu erhöhen. Dies erhöhte die Abwehrbereitschaft und sollte gleichzeitig die innere Homogenisierung der Republik befördern.

6. Das 17. Jahrhundert als Goldenes Zeitalter der Republik – das 18. Jahrhundert als Zeit der Kritik am Ancien Régime in Nord und Süd

Die wirtschaftliche Leitmachtposition, die die Republik in der Weltökonomie in den ersten drei Vierteln des 17. Jahrhunderts einnahm, die kulturelle und technologische Blüte sowie die Selbststilisierung zum Hort der Freiheit sorgten dafür, dass diese Periode schon von Zeitgenossen als Goldenes Zeitalter gesehen wurde. Dabei blieb die Republik von inneren Konflikten keineswegs verschont. Sie handelten um 1620, um 1650 und im Abstand von wenigen Jahrzehnten immer wieder im 18. Jahrhundert von der alten Strukturfrage: Zentralität bzw. Dezentralität von politischen Entscheidungsbefugnissen. Zankapfel war meist die Funktion des Statthalters, eines Amtes, das als quasimonarchisches Relikt aus der burgundisch-habsburgischen Zeit überkommen war. Die Inhaber dieses Amtes aus dem Haus Oranien-Nassau stilisierte man entweder zu Rettern des Vaterlandes angesichts allzu eigensüchtiger Ständevertreter oder zu Verrätern an der niederländischen Freiheit, weil man ihnen unterstellte, die ständische Macht zu ihren Gunsten untergraben zu wollen.

Das erstaunliche ist freilich, dass die Duldung der nichtreformierten religiösen Bekenntnisse trotz des Öffentlichkeitsprivilegs der Reformierten, was etwa bedeutete, dass öffentliche Ämter denjenigen vorbehalten waren, die sich zur reformierten Gemeinde bekannten, und trotz des prinzipiellen Monopolanspruchs dieser Öffentlichkeitskirche nicht ernsthaft in Frage gestellt wurde. Das Zusammenleben war nicht frei von Konflikten und Repression, gleichwohl entwickelt sich das, was der niederländische Historiker Willem Frijhoff als *omgangsoecumene* (Umgangsökumene) bezeichnet hat, als spezifische Alltagspraxis des Umgangs mit Konfessionsdiversität. Er kommt zu dem Schluss, dass die öffentliche Kontrolle der Nichtreformierten einem doppelten Standard folgte. In der Diskussion von Religionsfragen sei alles erlaubt gewesen. Sobald jedoch eine Gefährdung der öffentlichen Ordnung und des inneren Friedens durch Ehrverletzung des konfessionell Anderen im alltäglichen Umgang gegeben gewesen sei, sei eine Grenze überschritten worden, die Konflikte heraufbeschworen habe und deshalb zu sanktionieren gewesen sei. Dieses System sollte sich bis in das 18. Jh. hinein als funktionierend erweisen.

Als virulenter sollte sich die politische Kritik an der sich immer stärker oligarchisierenden politischen Elite in der Republik erweisen. Gegen Ende des

18. Jahrhunderts forderten im Norden die Vertreter der sogenannten *Patriotten*-Bewegung eine Orientierung des politischen Regiments am Gemeinwohl und riefen zum Kampf gegen die alten städtischen Regenteneliten auf. 1781 veröffentlichte Joan Derk van der Capellen seinen Traktat *Aan het Volk van Nederland*, die einflussreichste Programmschrift der *Patriotten*. Er nahm die alte Debatte um den Freiheitsbegriff

auf, reicherte sie aber um die neue Dimension der Bürgernation an. „Das Volk, das in einem Land wohnt, die Eingesessenen, die Bürger, die Bauern, die Mindervermögenden und Reichen, Große und Kleine, diese alle zusammen sind die wahren Eigner, die Herren und Meister des Landes ...“

Erfolg war ihr vorläufig nicht beschieden. Das Exportprodukt der französischen Revolution, die 1795 errichtete



Foto: wikipedia

Abb. 3: Die burgundischen Lande zur Zeit Herzog Karls des Kühnen (1464 – 1477). Die nördlichen Besitzungen, von

den Burgundern „Niederlande“ genannt, waren die Keimzelle der späteren Staaten Belgien und Niederlande.

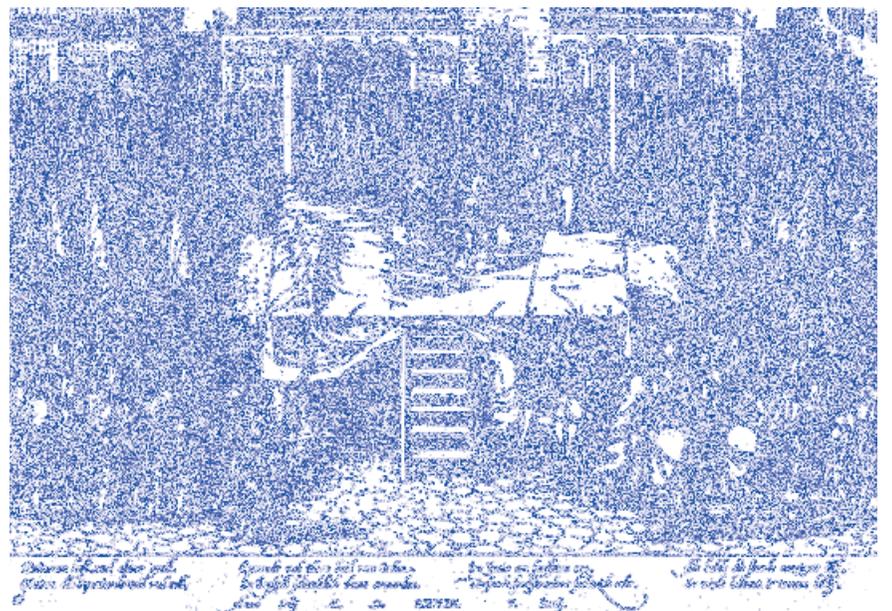


Foto: akg-images

Abb. 4: Dieser Kupferstich von Franz Hogenberg zeigt die Hinrichtung der Grafen von Egmont und von Hoorn, den Oberhäuptern der Adelsopposition gegen die spanische Regierung im Jahr 1568.

Batavische Republik – man beachte die historische Reminiszenz – beabsichtigte zumindest diesen Impuls aufzunehmen, mutierte dann aber 1806 zu einem Napoleoniden-Staat als Königreich Holland unter Louis Bonaparte. Damit schließt sich für den Norden der Kreis zum Anfang unserer Betrachtung.

Der Süden wechselte 1713 von der spanischen zur österreichisch-habsburgischen Herrschaft und erlebte einen deutlichen wirtschaftlichen Aufschwung. Gleichwohl oder gerade deshalb entstand ein Reformstau, der das Privilegiensystem der alten Ständegesellschaft absolutistisch-monarchischer Prägung herausforderte. Als 1780 Joseph II. seiner Mutter Maria Theresia in den österreichischen Landen nachfolgte, leitete er

Eine radikale Gruppe erstrebte gar volle Volkssouveränität und einen säkularisierten Staat.

auch für die österreichischen Niederlande ein Reformprogramm ein. Im November 1781 wurde sein Toleranzedikt auf die Niederlande übertragen, womit die katholische Kirche ihre exklusive Stellung verlor. Das war noch nicht bedeutsam, da es kaum Nichtkatholiken gab. Die Aufhebung der Klöster und die Aufhebung der bischöflichen Priesterseminare 1783 riefen jedoch den Widerstand des Klerus hervor, dessen Predigten immer stärker der staatlichen Zensur unterworfen wurden. Auf staatlich-administrativem Gebiet wurden etwa Fachministerien gebildet und die alten Provinzgrenzen praktisch aufgehoben.

Die Opposition speiste sich aus zwei Quellen. Die einen wollten zurück zu den alten Verhältnissen (Statisten). Die anderen, nach dem Brüsseler Anwalt Vonck „Vonckisten“ genannt, forderten eine aufgrund von Zensuswahlrecht gewählte Landesvertretung, die vorzunehmende Veränderungen zu billigen habe. Eine radikale Gruppe erstrebte gar volle Volkssouveränität und einen säkularisierten Staat. 1787 spitzte sich die Lage zu, verweigerte die brabantische Ständeversammlung doch die Zustimmung zu Steuerbewilligungen, so dass Joseph II. im Januar 1789 erklärte, sich an die Joyeuse Entrée von 1356 nicht mehr gebunden zu fühlen. Es kam zur Brabanter Revolution und zur Gründung der freilich nur von Januar bis Dezember 1790 überlebenden Vereinigten Belgischen bzw. Niederländischen Staaten (Etats belgiques unis), beide Bezeichnungen existierten. Es setzten sich in der Verfassungsfrage die ständischen Traditionalisten durch, für die die Joyeuse Entrée von 1356 nicht nur Symbol, sondern realistischer Orientierungspunkt gewesen ist. Die Unterstützung des Episkopats soll hier den Ausschlag gegeben haben. Die Probe aufs Exempel blieb freilich aus. Im Dezember 1790 hatten kaiserliche Truppen wieder das gesamte Gebiet erobert. Im Sommer 1794 wurde es von französischen Revolutionstruppen besetzt. 1815 begann erst wieder die Eigenstaatlichkeit in der Vereinigung mit den nördlichen Niederlanden, die vom Süden freilich bald als Besetzung empfunden wurde. Damit hat sich auch hier der Kreis geschlossen. Der Titel des Beitrages „Schwierige Einheit – schwierige Vielfalt“ könnte angesichts dessen, was ich präsentiert habe, modifiziert werden: Einheit nur in der notwendigen Vielfalt, denn politische und kulturelle Zentralitätskonzepte haben sich im Raum der burgundischen Pays par deçà auf Dauer nicht bewährt. □

Die Niederlande und die rechtspopulistische Herausforderung

Friso Wielenga

Einleitung

Bis zum Ende des 20. Jahrhunderts galten die Niederlande bei ihren europäischen Partnern als ein liberales Land mit einer toleranten Migrations- und Integrationspolitik. Überdies waren die Niederlande als „pro-europäisches“ Land bekannt, das – wenn auch mit bescheidenem Gewicht – in der Europäischen Zusammenarbeit eine wichtige Rolle spielte. Im vergangenen Jahrzehnt ist dieses positive Image stark unter Druck geraten. Es fing mit dem Rechtspopulisten Pim Fortuyn an, der auch nach seiner Ermordung kurz vor den Parlamentswahlen 2002 einen politischen Erdbeben bewirkte. Die *Lijst Pim Fortuyn* (LPF) ging im Mai 2002 mit 17,1 % als zweitstärkste Kraft aus den Wahlen hervor und wurde Koalitionspartner in einem Kabinett aus *Christen Democratisch Appèl* (CDA) und der konservativ-liberalen *Volkspartij voor Vrijheid en Democratie* (VVD). Schon nach knapp drei Monaten wurde dieses Experiment beendet und die Erben Pim Fortuyns versanken durch interne Streitigkeiten in der politischen Bedeutungslosigkeit.

Die vorgezogenen Parlamentswahlen vom Januar 2003 brachten scheinbar die Wiederherstellung stabiler politischer Verhältnisse, aber das Land kam nicht zur Ruhe. Im November 2004 wurde der islamkritische Regisseur Theo van Gogh von einem islamistischen marokkanischen Jugendlichen ermordet, und die Emotionen, die dies auslöste, deuteten auf eine tiefe Kluft zwischen einem Teil der „autochthonen“ niederländischen Bevölkerung und einem Teil der „allochthonen“ Migrantengeneration hin. In diesem Klima konnte kurz darauf Geert Wilders mit seiner *Partij van de Vrijheid* (PVV) Erfolge verbuchen. Erzielte er 2006 bei den Parlamentswahlen noch 5,9 %, so ging die PVV vier Jahre später mit 15,5 % als zweitstärkste Partei aus den Wahlen hervor. Damit war die PVV sogar stärker als der CDA, der – während seine Wahlergebnisse in den Jahren zuvor immer zwischen gut 25 und knapp 30 % geschwankt hatten – im Jahr 2010 mit 13,6 % einen dramatischen Tiefpunkt erreichte.

Mit diesem Wahlergebnis nahm der Aufstieg des Rechtspopulismus mit seinen aggressiven antiislamistischen Tönen weiter seinen Lauf. Im September 2010 wurde Wilders' Gruppierung „Duldungspartner“ eines Minderheitskabinetts aus konservativ-liberaler VVD und christdemokratischem CDA. Die Regierungsparteien verfügen lediglich über gut ein Drittel der Parlamentssitze, und mit den Stimmen Wilders' hat die Regierung eine parlamentarische Mehrheit von *einer* Stimme. Mit dieser Konstruktion befindet sich Wilders in einer sehr komfortablen Machtposition: Er gehört dem Kabinett nicht an, trägt keine Verantwortung und kann sich so problemlos von unpopulären Maßnahmen distanzieren. Zugleich hat er großen Einfluss, denn ohne ihn ist die Regierung wie ein Kaiser ohne Kleider.

Die Position als Mehrheitsbeschaffer ist für Wilders auch deshalb von Vorteil, weil die Personaldecke seiner Gruppierung sehr dünn ist und er nicht über ministrable Personen verfügt. Wilders



Prof. Dr. Friso Wielenga, Direktor des Zentrums für Niederlande-Studien der Universität Münster

hat aus dem Chaos gelernt, in dem die Bewegung Fortuyns versank, und will die PVV ungestört führen. So kann man die PVV zwar unterstützen, aber Mitglieder gibt es in dieser „Partei“ nicht. Das einzige Mitglied ist Geert Wilders selbst, weshalb dann auch von einer innerparteilichen Demokratie keine Rede sein kann. So betrachtet ist die PVV auch satzungsgemäß eine *one man show*.

Die Niederlande haben sich nicht nur durch ein rauer gewordenes innenpolitisches Klima verändert, auch in der Haager Europapolitik ist es zu Verschiebungen gekommen.

Die Niederlande haben sich nicht nur durch ein rauer gewordenes innenpolitisches Klima verändert, auch in der Haager Europapolitik ist es zu Verschiebungen gekommen. Seit die niederländische Bevölkerung im Jahr 2005 die Europäische Verfassung mit 63 % der Stimmen ablehnte und damit – gemeinsam mit Frankreich – die Europäische Union in eine Krise stürzte, haben die Niederlande den Nimbus „pro-europäisch“ zu sein, verloren. Auch auf Regierungsebene sind diese Skepsis und diese Zurückhaltung inzwischen Allgemeingut geworden und die Niederlande gelten anno 2011 im Brüsseler Europa-Apparat als ein schwieriger und negativ eingestellter Partner. Die niederländische Europakommissarin Neelie Smit-Kroes rief sogar kürzlich die niederländische Regierung öffentlich dazu auf, mit Blick auf die Europäische Zusammenarbeit wieder eine positive Haltung einzunehmen. Die Niederlande hätten, so Smit-Kroes, sehr stark von der Europäischen Union profitiert, und das müsse die Regierung offensiv verkünden. Die Stimmung in den Niederlanden weist jedoch in eine

andere Richtung und ebenso wie in der Migrations- und Integrationspolitik klingt auch hier die Stimme des Rechtspopulismus kräftig durch. Wilders wurde bei den Europawahlen des Jahres 2009 für seine antieuropäische Rhetorik mit 17 % der Stimmen belohnt, wodurch er hinter dem CDA (20 %) auf dem zweiten Platz landete.

Was ist in diesem Land geschehen, das nicht nur lange Zeit als tolerant, liberal und pro-europäisch galt, sondern auch als stabil und pragmatisch, ja sogar als Prototyp einer „Konsensdemokratie“? Zur Beantwortung dieser Frage wird im Folgenden zunächst im weiteren Sinne auf einige politisch-kulturelle Veränderungen eingegangen, um anschließend einige Faktoren zu nennen, die den raschen Aufstieg des Rechtspopulismus erklären.

„Versäulung“ und „Entsäulung“

Nach der Einführung des allgemeinen Wahlrechts und des Verhältniswahlsystems im Jahr 1917 war die politische Landschaft in den Niederlanden bis Ende der 1960er Jahre außergewöhnlich stabil. Ein Historiker hat einmal ironisch angemerkt, dass man in den Niederlanden anstelle von Wahlen auch Volkszählungen hätte abhalten können: Die Zahl der Katholiken war ungefähr so groß wie die Zahl der Wähler der katholischen Partei, und obgleich der protestantische Teil der Bevölkerung über verschiedene Parteien verteilt war, galt auch hier ein hohes Maß an politischer Treue zu bestimmten Parteien. Die niederländische Politik und die Gesellschaft waren – vereinfacht dargestellt – in vier „Säulen“ aufgeteilt: eine katholische, eine protestantische, eine sozialdemokratische und eine liberale „Säule“. Es war für diese religiös und weltanschaulich segmentierte Landschaft charakteristisch, dass sich das gesamte Leben – Schule, Freizeit, soziale Organisationen usw. – innerhalb der eigenen Säule abspielte und die Bevölkerung demnach kaum Kontakte außerhalb der eigenen Lebensgemeinschaft hatte. Diese Kontakte wurden zwischen den politischen und sozialen Eliten der Säulen gepflegt, die das Land auf einer pragmatisch-sachlichen Grundlage lenkten. Da die Niederlande ein Land der Minderheiten waren und keine einzige Säule auch nur in die Nähe einer Mehrheit kam, gehörte das Schmieden von Kompromissen zum Wesensmerkmal der politischen Kultur der Niederlande. Ein solches „versäultes“ politisches System war kein exklusiv niederländisches Phänomen. Auch in anderen Ländern kannte man eine vergleichbare Segmentierung („Milieus“), aber in den Niederlanden war diese stärker ausgeprägt und sie bestimmte das politische und soziale Leben mehr als anderswo.

Unter dem Einfluss von Säkularisierung, Individualisierung und anderen Aspekten der gesellschaftlichen Modernisierung wurde dieses versäulte Haus in den späten 1960er Jahren in raschem Tempo abgerissen. Besonders die gemeinsame Kraft der christlichen Parteien nahm drastisch ab: von ca. 50 % der Stimmen im Jahr 1963 auf gut 30 % im Jahr 1972. Der mündige Bürger folgte nicht mehr der „eigenen“ Elite, neue Parteien kamen auf und die politischen Kräfteverhältnisse änderten sich. Die Geschwindigkeit, mit der dies geschah, ergab sich auch aus der niedrigen Prozentklausel in den Niederlanden. Eine Partei kommt bereits mit 0,67 % der Stimmen ins Parlament, was dazu führt, dass neue Gruppierungen jeweils rasch in die politische Landschaft aufgenommen werden können. Politisches und gesellschaftliches Unbehagen wird dann auch traditionell schnell über das

Parlament kanalisiert, ein Faktor, der den späteren Durchbruch populistischer Gruppierungen gewiss erleichterte.

Nach der Entsäulung der späten 1960er Jahre entstand in den 1970er Jahren zwischen den politischen Parteien ein neues Gleichgewicht. Die „starren“ und „unbeweglichen“ Kräfteverhältnisse waren verschwunden, die Volatilität des Wählers hatte zugenommen, aber große Verschiebungen traten nicht mehr auf. Zu diesem kam es 1994, als sowohl Christdemokraten als auch Sozialdemokraten so stark verloren, dass sie nicht einmal mehr gemeinsam über eine parlamentarische Mehrheit verfügten. Seit jenem Jahr ist es in der niederländischen Politik ein normales Phänomen, dass bei nahezu allen politischen Parteien große Niederlagen im Wechsel mit spektakulären Erfolgen auftreten. Jedes Wahlergebnis bringt eine kräftige Neuordnung der Parlamentssitze mit sich, aber ein neues Gleichgewicht ist dabei seit 1994 nicht entstanden. Mehr als in den Jahren zuvor sind personengebundene Faktoren wie Äußerlichkeiten und Schlagfertigkeit entscheidend geworden. Eindrücke, Stimmungen und Gefühle geben damit dem Stimmverhalten der Wähler in zunehmendem Maße eine Richtung. Dadurch können Politiker und Parteien rasch in der Wählergunst aufsteigen, aber auch ebenso schnell wieder dramatische Rückschläge erleben. Dass Populismus in einem solchen Kontext gut gedeihen kann, machte Pim Fortuyn 2002 zum ersten Mal deutlich. Der moderne, ungebundene Wähler ist ein frei flottierender Wähler und nirgendwo in Europa ist der Wähler inzwischen so „un-treu“, wie in den Niederlanden.

Wechselwähler

Der Schritt von der einen politischen Partei hinüber zur anderen wird in den Niederlanden zudem auch noch erleichtert, weil die niederländischen Parteien zumeist nicht weit von der politischen Mitte entfernt sind. In einem Land, in dem Koalitionsregierungen für eine Mehrheit mindestens drei Parteien benötigen, ist eine solche Positionierung sicherlich nicht unvernünftig, vergrößert man doch so die Chance, zu Koalitionsgesprächen hinzugezogen zu werden und Regierungsverantwortung tragen zu dürfen. Zugleich liegt hierin ein Faktor, der den Populismus begünstigt. Der Aufstieg Pim Fortuyns im Jahr 2002 ist nicht ohne das unter den Wählern herrschende Unbehagen darüber zu erklären, dass es in der politischen Mitte ziemlich voll geworden war. Viele Wähler hatten das Gefühl, dass es kaum noch einen Unterschied zwischen Sozialdemokratie, Christdemokratie sowie konservativen und linken Liberalen gebe. Gerade in einer Periode der Medialisierung und Personalisierung ist es dann für charismatische Newcomer relativ einfach, einen Platz für sich zu erobern.

Hinzu kommt, dass das klassische links-rechts-Schema in der Politik stark an Bedeutung eingebüßt hat, wodurch es für die großen politischen Strömungen (Christdemokratie, Sozialdemokratie und Liberale) schwieriger geworden ist, mit Blick auf die Wahlen ein konsistentes Profil zu behalten. Wahlforschungen haben ergeben, dass der niederländische Wähler in sozioökonomischer Hinsicht und in immateriellen Fragen (Sterbehilfe, Homo-Ehe usw.) mehrheitlich „linken“ Auffassungen anhängt, auf dem Gebiet von Migration und Integration jedoch eher „rechts“ denkt. Antworten auf neue soziale und politische Probleme sind weniger leicht als früher an die ideologische Herkunft der Parteien zu koppeln. Ist es „links“ oder „rechts“, für die Rente mit 67 zu sein?

Und mit Blick auf Europa: Im Jahr 2005 agitierte Geert Wilders gegen die Europäische Verfassung und fand an seiner Seite den Führer der linkspopulistisch angehauchten Socialistische Partij. Auch auf diesem Gebiet hat die vertraute links-rechts-Perspektive ihren ordnenden Wert verloren.

Insgesamt betrachtet ist der niederländische Wähler anno 2011 ein radikal moderner Wähler: Nicht durch Glauben oder Weltanschauung gebunden und jeglichem politischen Gehorsam abhold, ist er nicht nur empfänglich für griffige Phrasen und Telegenität, sondern er neigt auch zu strategischem Wahlverhalten, um das Zustandekommen bestimmter Regierungskombinationen zu fördern oder eben zu blockieren. In einem doch schon sehr offenen politischen System, in dem es für neue Parteien verhältnismäßig einfach ist, ins Parlament gewählt zu werden, erhöht dies die politische Beweglichkeit. Während die politische Landschaft in den Niederlanden zur Zeit der „Versäulung“ gerade starr und vorhersehbar war, hat sie sich inzwischen in ihr Gegenteil verkehrt. Das Resultat im Jahr 2011 ist ein Parteienspektrum, aus dem große Parteien verschwunden sind: Im heutigen Parlament sind die konservativen Liberalen (VVD) und die Sozialdemokraten (PvdA) mit ca. 20% der Stimmen die größten, gefolgt von zwei Parteien, die um 15% liegen (Wilders' PVV und der CDA), einer Partei, die 10% der Stimmen auf sich vereinigt (Socialistische Partij), und zwei Parteien, die mit jeweils rund 7% der Stimmen ins Parlament eingezogen sind (die linksliberale D66 und die Grünen). Daneben sind noch einige kleinere Parteien vertreten, die in den heutigen Zeiten labiler Koalitionen als Mehrheitsbeschaffer an Gewicht gewonnen haben (siehe Grafik).

Migration und Integration

Neben diesen geänderten politisch-kulturellen Verhältnissen haben auch konkrete politische Probleme das Aufkommen des Populismus begünstigt. In

den 1980er und 1990er Jahren betrachteten viele ausländische Beobachter – auch in Deutschland – die Niederlande als Vorbild für eine fortschrittliche und erfolgreiche Integrationspolitik für Migranten. Das Modell dieser Integrationspolitik wies große Übereinstimmungen mit den früheren „Säulen“ auf. Der Grundgedanke war: Man biete den Migranten ihre eigenen Organisationen, in denen sie ihre eigene Kultur bewahren können und gebe ihnen zugleich eine möglichst gleichberechtigte Stellung (u. a. kommunales Wahlrecht). Dabei ging man von der Erwartung aus, dass diese „Säule“ – auch wenn sie nicht so genannt wurde – sich ebenso harmonisch in das System fügen werde, wie die früheren niederländischen Säulen. Was man dabei übersah, war, dass Migranten eine ganz andere Kategorie darstellten als die historisch gewachsenen einheimischen „Säulen“. Dies führte dazu, dass dieses Modell die Integration nicht förderte, sondern vielmehr Parallelgesellschaften schuf, mit denen sich die einheimischen Niederländer kaum beschäftigten.

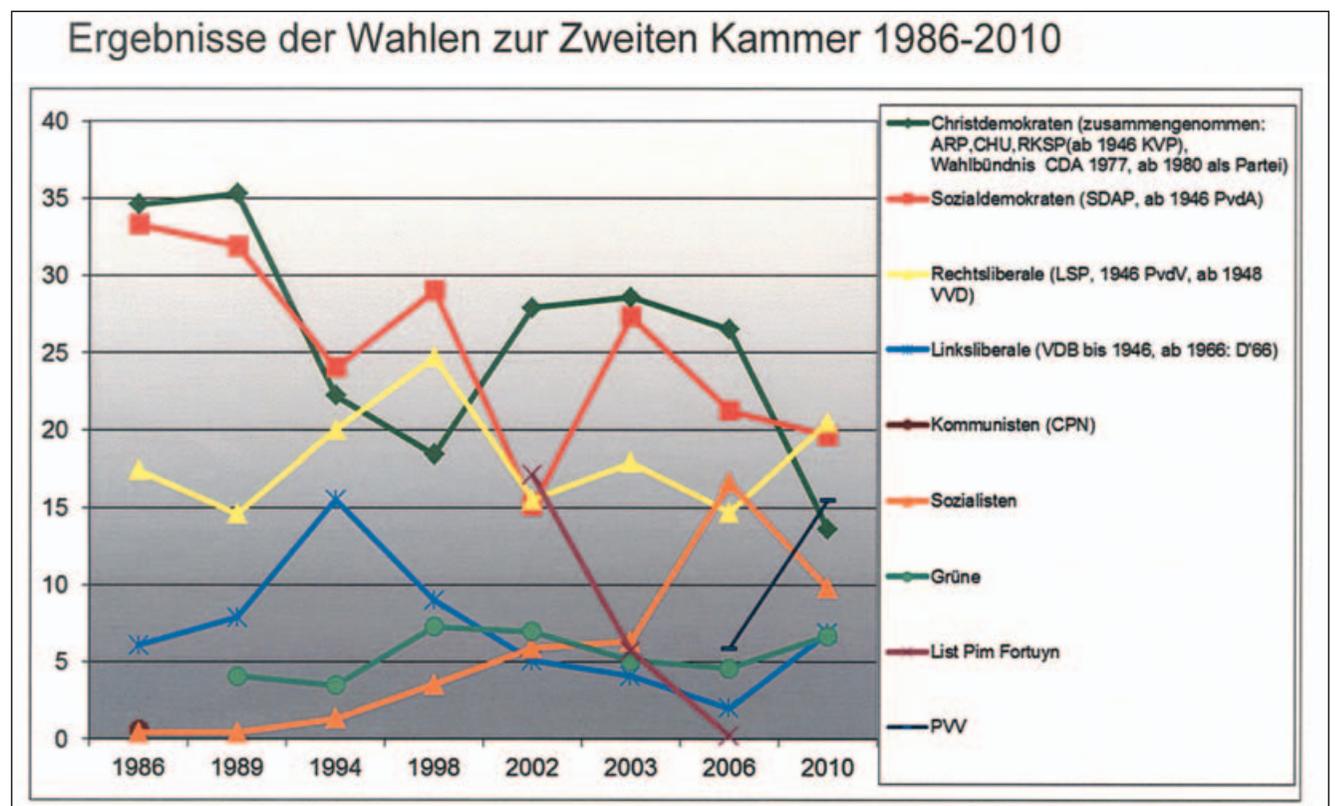
„Wenn du mich in Ruhe lässt, dann lasse ich dich auch in Ruhe...“. Das war die alte, pragmatische Toleranz der versäulten Niederlande gewesen, die jedoch in der Integrationspolitik nicht erfolgreich sein konnte. Als man das entdeckte, war es schon lange zu spät. Es war der Publizist Paul Scheffer, der 2000 in seinem aufsehenerregenden Artikel „Das multikulturelle Drama“ auf diese Fehlentwicklung hinwies. Klar und geschliffen diagnostizierte Scheffer, dass kaum eine Integration von Migranten stattgefunden habe, dass „Autochthone“ und „Allochthone“ nicht miteinander, sondern nebeneinander lebten und dass die vielgepriesene niederländische Toleranz nicht mehr als Gleichgültigkeit gegenüber anderen Bevölkerungsgruppen sei.

Diese Diagnose in eine verantwortungsvolle Integrationspolitik umzusetzen kostet nicht nur viel politische Kraft und Erfindungsreichtum, sondern vor allem auch Zeit und Geduld. Inzwischen

haben alle politischen Parteien Konsequenzen gezogen und eine verschärfte Integrationspolitik formuliert. Es sind Einbürgerungsverpflichtungen eingeführt worden und von Alltochthonen und Migranten wird viel mehr Anpassung verlangt, als früher. Rasche Resultate sind jedoch nicht zu erwarten und das Unbehagen hierüber arbeitet radikalen Auffassungen in die Hände. Für Wilders ist der Islam keine Religion, sondern eine totalitäre Ideologie wie der Nationalsozialismus oder der Kommunismus. Der Koran, so der PVV-Führer, unterscheide sich nicht von Hitlers Mein Kampf und müsse daher verboten werden. Einen gemäßigten Islam gebe es nicht, somit könnten alle Muslime als potentielle Terroristen betrachtet werden. Eine Lösung der Integrationsprobleme bieten solche Standpunkte natürlich nicht, im Gegenteil, sie vertiefen die Kluft und führen zur Verhärtung. Zugleich sind sie ein Signal dafür, dass Integrationsproblemen lange Zeit nicht genügend Aufmerksamkeit geschenkt worden ist.

Identität und soziale Frage

Ein zweiter Faktor, der das Aufkommen des Rechtspopulismus erklärt, hängt mit der Migrations- und Integrationsproblematik zusammen und kann als Angst vor dem Verlust der niederländischen Identität beschrieben werden. Auch wenn niemand genau weiß, was diese Identität beinhaltet – eine Parlamentsdebatte hierüber erbrachte kürzlich nur vage Allgemeinplätze – ist doch deutlich, dass die Identitätsfrage seit einigen Jahren auf der Tagesordnung steht. Verwunderlich ist dies nicht. Die rasche Globalisierung und die Ausweitung der Europäischen Union haben zu Diskussionen über Position, Beitrag und Selbständigkeit der Niederlande geführt, bei denen Gefühle von Einflussverlust, Ohnmacht und Marginalisierung eine Tendenz zu Abschottung und Abgrenzung zur Folge hatten. Diese Tendenz begünstigt das Aufkommen des Populismus. Sie zeigt sich nicht nur in



Die Wahlergebnisse zeigen, wie schwierig sich die politische Situation auch in den Niederlanden in den letzten Jahrzehnten entwickelt hat.

der Migrations- und Integrationsdebatte, sondern auch in der bereits zuvor genannten gewachsenen Skepsis gegenüber der Europäischen Zusammenarbeit. Zwar waren die Niederlande auch in der alten Europäischen Gemeinschaft ein kleines Land, aber als eines von sechs Mitgliedern hatten sie – manchmal im Benelux-Bündnis – verhältnismäßig viel Einfluss. Im Jahr 2011, in einer EU mit 27 Mitgliedstaaten, hat sich dieser Einfluss stark verringert. So mag es gefühlsmäßig helfen, wenn manche in den Niederlanden rufen, das eigene Land sei doch unter den kleinen Ländern in Europa das größte, aber der Haager Einfluss in Brüssel nimmt dadurch nicht zu und das Bewusstsein der Marginalisierung bleibt. Durch diese Entwicklungen sind die Niederlande in den vergangenen Jahren „nationaler“ geworden und haben sich mehr nach innen gewandt. „Wir geben die Niederlande den Niederländern zurück“, rufen Geert Wilders und der heutige Ministerpräsident, Mark Rutte (VVD), im Chor. So unsinnig ein solcher Satz auch ist – sind die Niederlande in fremde Hände übergegangen? – suggerieren sie damit doch, sie hätten eine Antwort auf die zunehmende Unsicherheit in Bezug auf die eigene Identität.

Als dritter Erklärungsfaktor für das Aufkommen des Populismus muss auf die wachsende Kluft zwischen Arm und Reich und die Angst vor einer abnehmenden sozialen Sicherheit hingewiesen werden. Die oben genannte Identitätsdebatte wird durch einen sozioökonomischen Protektionismus gegen „Außenstehende“ ergänzt. Geert Wilders hat dies mit sicherem Gespür erkannt und wirft sich zum Beschützer des kleinen Mannes auf, der seine soziale Position bedroht sieht. Nicht ohne Erfolg hielt er die Regierungsparteien von harten Einsparungen im Bereich der sozialen Sicherheit ab. So kombiniert Wilders „linke“ Standpunkte auf sozioökonomischem Gebiet mit „rechten“ Standpunkten in der Migrations- und Integrationsfrage, eine Kombination, die keine andere Partei bietet und die – wie bereits erwähnt – ein Bedürfnis befriedigt.

Verstärkt wird der rechtspopulistische Erfolg schließlich, weil die gestiegene soziale Unsicherheit mit einem gewachsenen Misstrauen gegenüber dem „Haager Apparat“ oder „denen da oben“ im Allgemeinen zusammenhängt. Hinzu kommt das Unbehagen über das geringe Problemlösungsvermögen „der“ Politik und über die mühsame und langwierige Selbstreinigung großer Institutionen, Unternehmen, Banken, ja, sogar Kirchen. Ein fruchtbarer Boden für „unverbrauchte“ Politiker mit scheinbar einfachen Lösungen.

Nach der Entsäulung der 1960er und 1970er Jahre ist die politische Landschaft der Niederlande erneut – und noch stärker – in Bewegung geraten. Ein neues Gleichgewicht ist nicht in Sicht, und Wahlen sind unvorhersehbarer geworden denn je. Das ist kein spezifisch niederländisches Phänomen. Auch in anderen Ländern ist der Wähler ungeduldiger, mündiger und damit volatiler geworden. Der Unterschied liegt darin, dass die Wählerwanderungen in den Niederlanden schneller, heftiger und dramatischer sind. Damit erfüllen die Niederlande keine Vorbildfunktion, aber es ist nicht ausgeschlossen, dass sich für andere Länder eine ähnliche Zukunft am Horizont abzeichnet. □

Dieser Artikel ist die gekürzte Version eines Vortrags, den der Autor im Juli 2011 in der „Katholischen Akademie in Bayern“ gehalten hat. Der Text wird in dieser Form auch in der Zeitschrift „Politische Meinung“ der Konrad-Adenauer-Stiftung erscheinen.

Belgien – ein Staat in der Zerreißprobe zwischen Flamen und Wallonen

Michael Stabenow

I. Einleitung

1. Willkommen im Land der Superlative!

Am 13. Juni 2010 wurde in Belgien ein neues Parlament gewählt. Es ist seit her ein beliebter Sport, die Chronik des Scheiterns der Regierungsbildung mit allerlei Superlativen zu versehen. So übertraf Belgien am 7. Januar 2011, 208 Tage nach den Wahlen, den 1977 in den Niederlanden aufgestellten „Europarekord“. Nach 249 Tagen purzelte auch der 2010 im Irak aufgestellte „Weltrekord“. Mit Sport hat dies wenig zu tun, eher mit dem beiderseits der Sprachgrenze ausgeprägten Sinn für Selbstironie und Surrealismus.

Bricht das 1831 entstandene Königreich auseinander? Vorerst, aber auch langfristig wohl eher nicht.

Eine Aufteilung in ein unabhängiges Flandern sowie einen oder mehrere vorherrschend französischsprachige Staaten ist theoretisch denkbar. Die Praxis dürfte aber bis auf weiteres anders aussehen. Mit Ausnahme des fremdenfeindlichen und rechtsradikalen Vlaams Belang fordert keine Partei den sofortigen Bruch.

Auch die „Neue Flämische Allianz“ (N-VA), seit 2010 stärkste parlamentarische Kraft, will die Unabhängigkeit. Sie gibt aber vor, dieses Ziel durch Verhandlungen erreichen zu wollen.

Dies führt zur zentralen These: Seit über einem Jahr ziehen sich die Gespräche von insgesamt neun Parteien über eine weitere Reform des belgischen Bundesstaates hin. Wenn dies schon so schwer ist, dann dürfte eine einvernehmliche Auflösung des Staatsverbandes nahezu oder ganz unmöglich sein.

2. Was ist Belgien? Ein multikulturelles Labor

Belgien zählt heute 11 Millionen Einwohner. 1831, im Jahr der Staatsgründung, lebten dort rund 3,8 Millionen Menschen. Heute sind 60 Prozent der Belgier niederländischsprachig, 40 Prozent französischsprachig. Knapp 70.000 Einwohner leben im der an Deutschland angrenzenden Deutschsprachigen Gemeinschaft. Mehr als ein Zehntel der Landesbevölkerung besitzt keinen belgischen Pass. Allein seit 1999 wurden zudem rund 600.000 Menschen eingebürgert.

Die Hauptstadtregion Brüssel mit 1,1 Millionen Einwohnern ist offiziell zweisprachig. Faktisch stellen die Flamen dort vielleicht noch 10 Prozent der Bewohner. Der Ausländeranteil liegt bei 30 Prozent. Es ist also nur noch eine Frage der Zeit, bis mehr als die Hälfte der Einwohner einen „Migrationshintergrund“ aufweisen wird.

Es ist schon bizarr: Das Land, das die „Hauptstadt“ der Europäischen Union beherbergt, ist in vielfacher Hinsicht ein Labor der Multikulturalität und der Problemlösungen geworden. Dennoch scheint es nicht in der Lage zu sein, seine inneren Spannungen zu bewältigen.



Michael Stabenow, Korrespondent der Frankfurter Allgemeinen Zeitung in Brüssel

II. Der Weg in die Krise

1. Was ist belgisch an Belgien?

Im modernen Nationalstaat gründet sich die Identität häufig auf eine gemeinsame Sprache. Belgien wies dieses Merkmal schon bei seiner Gründung nicht auf. Heute wird von flämisch-nationalistischer Seite versucht, die Sprache als Grundlage einer flämischen Eigenstaatlichkeit ins Feld zu führen.

Das im Zeitalter von Globalisierung und Euro-Krise auf eine harte Probe gestellte europäische Einigungswerk ist ein Beispiel dafür, dass gemeinsame Werte, aber auch Identität keineswegs mit einer gemeinsamen Muttersprache einhergehen müssen. Man denke an die in den EU-Verträgen verankerten Grundwerte der sozialen Marktwirtschaft sowie an die Ablehnung der Todesstrafe – eine unabdingbare Voraussetzung für die EU-Mitgliedschaft.

Und Belgien? Der Begriff „burgundisch“ charakterisiert recht treffend, was die Bewohner Flanderns und Walloniens verbindet. Lange war die katholische Kirche ein Bindeglied. Mit der Pflichtversessenheit der einst calvinistisch geprägten Niederlande haben die Flamen bis heute genauso wenig im Sinn wie die Wallonen.

Über Sprachgrenzen hinweg gibt es in Belgien eine Vorliebe für einen gewissen Schlendrian. Züge sollten fahren, aber nicht unbedingt pünktlich. Bei Schwarzarbeit und Steuerhinterziehung rangieren Flamen und Wallonen in Europa weit oben. Gleichermaßen ausgeprägt ist aber auch die Neigung, zu leben und leben zu lassen sowie die Dinge bei einem guten Essen zu genießen.

2. Die Ursachen des heutigen Konflikts

Die Ursachen des flämisch-wallonischen Konflikts reichen in das 19. Jahrhundert zurück. Als Belgien entstand, dominierte die französische Sprache in Staat und Verwaltung. Das Übergewicht

Walloniens zeigte sich auch wirtschaftlich, nicht zuletzt in den einst wohlhabenden Kohle- und Stahlrevieren ringsum Lüttich und Charleroi. Die 1885 begonnene belgische Kolonialherrschaft im zentralen Afrika festigte die französischsprachige Dominanz weiter.

Dann kam der Erste Weltkrieg. In den Laufgräben Flanderns starben etliche Soldaten, auch weil sie die französischsprachigen Befehle nicht oder kaum verstanden. Die Schrecken wirken im flämischen Bewusstsein bis heute nach. Hinzu kam, dass bis weit ins 20. Jahrhundert hinein die Oberschicht in Flandern bevorzugt Französisch sprach.

Als Geburtsjahr des flämischen Nationalbewusstseins wird häufig 1838 angeführt. Damals erschien das Werk „Der Löwe von Flandern“ von Hendrik Conscience – eine schönfärberische Darstellung der „Schlacht der Goldenen Sporen“ nahe Kortrijk im Jahr 1302. Damals boten dort flämische Kämpfer einem französischen Ritterheer erfolgreich die Stirn. Im verklärten Andenken an die mittelalterliche Schlacht wird heute der 11. Juli als flämischer Feiertag begangen.

3. Belgien im Umbruch: Das Ende der französischsprachigen Vorherrschaft

Der Umbruch im Verhältnis zwischen Flamen und Wallonen fällt ins 20. Jahrhundert. Er wird beschleunigt durch den Niedergang der wallonischen Schwerindustrie. Die flämische Bewegung hingegen ließ sich zunächst von einem durch die Erfahrungen des Ersten Weltkriegs, aber auch den Einfluss der katholischen Kirche geprägtem, pazifistischem Weltbild leiten.

Einen wichtigen Erfolg konnte die flämische Bewegung 1932 verbuchen. Damals wurde das „Territorialitätsprinzip“, die Einsprachigkeit der Landesteile, anerkannt. 1963 wurden die heutigen Verwaltungsgrenzen der Sprachräume festgelegt.

Der lauteste Ruf nach Autonomie kam zunächst aus Wallonien. Das war 1960/61 zu Zeiten der Streiks unter Führung des sozialistischen Gewerkschafters André Renard. Er machte sich für wallonische Autonomie in einem föderalen Belgien stark.

Allmählich verfiel der Ruf nach Eigenständigkeit auch im konservativ-katholischen Flandern stärker. Als Katalysator wirkte die Achtundsechziger-Bewegung. 1968 wurde die Spaltung der traditionsreichen Katholischen Universität Löwen beschlossen. Der französischsprachige Teil wurde über die Sprachgrenze nach Wallonien verlegt. Fein säuberlich wurde auch der Bibliotheksbestand, nach geraden und ungeraden Registrierungsnummern, geteilt und verteilt.

4. Staatsreform mit Tücken

Rückblickend muss man feststellen, dass angesichts solcher Eskapaden das belgische Schicksal seinen unglücklichen Lauf nehmen musste. Damit täte man den Architekten des heutigen Bundesstaats unrecht. In drei großen Etappen – 1970, 1980 und 1993 – wurde der Umbau vom Zentral- zum Bundesstaat aber vorangetrieben.

Größter Vorteil war die Abkehr von der Kompensationsmentalität, die Belgien in den Ruin zu treiben drohte: hier ein Kanal, dort eine Autobahn, hier ein Rüstungsauftrag, dort eine neue Fabrik. Bis 1993 türmte sich ein Schuldenberg auf, der schwindelerregenden 138 Prozent der Wirtschaftsleistung entsprach.

Positiv wirkte sich die größere Eigenverantwortlichkeit der Regionen Flandern, Wallonien sowie der Hauptstadt Brüssel aus. Das zeigte sich – wirtschaftlich – besonders im florierenden

Flandern. Es zeigte sich aber auch bei der Stärkung der eigenen kulturellen Identität. Als Beispiel sei die ausdrucksstarke Literatur mit Autoren wie dem 2008 verstorbenen Hugo Claus genannt. Sein bekanntestes Werk ist der 1983 erschienene Bildungsroman „Der Kummer von Belgien“ – eine kraftvolle Darstellung flämischer Befindlichkeit zur Mitte des 20. Jahrhunderts.

Die Herausbildung des Bundesstaats hatte aber auch Kehrseiten. Rasch zeigte sich, dass Föderalismus zu zweit, zu dritt (mit Brüssel) oder zu viert, zählt man das deutschsprachige Ostbelgien hinzu, tückischer ist als im deutschen Modell mit 16 Bundesländern. Im kleineren Belgien funktioniert der Interessenausgleich nur unzureichend.

Die – positive – Ausbildung regionaler Identität hat als Begleiterscheinung, dass sich beide Seiten auseinander entwickelt haben. Die sprachlichen Barrieren wachsen, auch wenn heute mehr Französischsprachige Niederländisch erlernen. Aber immer weniger Flamen sprechen Französisch. Zuweilen hilft nur noch Englisch als „Lingua belga“.

Gravierend ist, wie sich die Zweiteilung politisch bemerkbar macht. Es gibt keine „nationalen Parteien“ mehr; oft wiegt die Muttersprache schwerer als die politische Affinität. Nur die Grünen beider Landesteile bilden im Parlament eine gemeinsame Fraktion.

Das führt dazu, dass Politiker nur ihrer eigenen Sprachgruppe Rechenschaft schulden. Bei Wahlen wird daher oft belohnt, wer radikalere Positionen vertritt. Lange hat davon der rechtsradikale und fremdenfeindliche Vlaams Belang profitiert.

5. Der Weg zur heutigen Blockade

Ein Teil der Wähler des Vlaams Belang ist zur separatistischen N-VA übergelaufen. Sie ist aus dem rechten Flügel der früheren Sprachenpartei Volksunie hervorgegangen. Bei den Wahlen im Juni 2010 erzielt die N-VA fast 28 Prozent der Stimmen in Flandern und im belgischen Parlament 27 der 150 Sitze. Die N-VA gilt seither als „incontournable“ – als unumgänglich. Gleiches gilt für die französischsprachigen Sozialisten (PS) mit 26 Sitzen.

Es ist der flämische liberale Parteivorsitzende Alexander De Croo, der im April 2010, wie man in Belgien sagt, „den Stecker aus der Regierung zieht“. Er löst damit Neuwahlen aus und rollt, wenn auch ungewollt, den roten Teppich für N-VA und ihren populistischen Vorsitzenden Bart De Wever aus.

III. Über ein Jahr Ungewissheit

1. Der 13. Juni 2010 und die Folgen

Am 13. Juni 2010 findet sich Belgien in einer politischen Zwickmühle wieder. Mit N-VA und PS sind zwei Parteien unumgänglich, die nicht nur als Sachwalter der Interessen der jeweiligen Bevölkerungsgruppe auftreten; sie stehen auch weltanschaulich für schier unvereinbare Positionen.

Die N-VA ist sprachenpolitisch für Veränderung, aber im Gegensatz zu den wallonischen Sozialisten gesellschaftspolitisch konservativ und wirtschaftsliberal. Erschwerend kommt dabei hinzu, dass bis 2015 rund 22 Milliarden Euro eingespart werden müssten, um den Haushalt wieder ins Gleichgewicht zu bringen.

2. Die Hauptakteure des belgischen Dramas

Das 77 Jahre alte Staatsoberhaupt König Albert II. hat zwar nur eine repräsentative Rolle. In Flandern steht er im Verdacht, für die Anliegen der

Französischsprachigen aufgeschlossener zu sein. Tatsächlich muss sein öffentliches Handeln jedoch vom Regierungschef stets gedeckt sein.

Der König verfügt über Ermessensspielräume. Kein Geheimnis ist, dass seine engsten Berater nichts unversucht lassen, die Bande zwischen Nord und Süd zu bewahren. Immerhin: Einen gewissen Respekt genießt der König beiderseits der Sprachgrenze.

Das gilt derzeit auch für den flämischen Christlichen Demokraten Yves Leterme, der seit Ende April 2010 nur noch geschäftsführend Regierungschef ist. Heute erscheint sein Kabinett stabiler als je zuvor. Es brachte das Kunststück fertig, belgische Flugzeuge und Soldaten nach Libyen zu schicken. Außerdem verfügt das Land über einen vom Parlament gebilligten Haushalt. 2012 dürfte es mit einem Wirtschaftswachstum von 2,2 Prozent sogar Deutschland überflügeln.

Der Schein trägt jedoch. Tiefgreifende Reformen – zum Arbeitsmarkt oder zu den Pensionen – bleiben aus. Das könnte sich rächen, sollte Belgien nicht bald über eine neue Regierung verfügen. Seit Monaten gibt es Befürchtungen, Ratingagenturen könnten Belgien herunterstufen, wodurch es in den Strudel der Euro-Krise geraten dürfte.

3. Die Wahlsieger treten auf die Bremse

Der N-VA-Vorsitzende Bart De Wever und der wallonische Sozialistenchef Elio Di Rupo kennen sich bis zur Wahl nur flüchtig. Nur einmal sind sie sich zuvor begegnet – am Rande eines Tennisturniers.

Allgemein wird erwartet, dass Di Rupo den Ehrgeiz haben werde, Regierungschef zu werden. In Flandern besteht die Hoffnung, dass er dafür zu Konzessionen beim Umbau des Staates bereit sein werde.

De Wever hält sich zunächst im Hintergrund. Er hat niemals politische Verantwortung übernommen. Seine Popularität hat mit seiner oft witzigen Schlagfertigkeit zu tun, die er auch beim Fernsehquiz „Der schlaueste Mensch Flanderns“ zur Geltung gebracht hat. So landet er bei der beliebten Show im Februar 2009 auf dem zweiten Platz.

4. Chronik der Misserfolge und des königlichen Einfallreichums

An Versuchen, zu Kompromissen über Staatsreform und Regierungsbildung zu gelangen, hat es nicht gefehlt. Dies zeigen eine Chronik und sechs Funktionen für Politiker, die der König beauftragt hat, den belgischen Karren aus dem Morast zu ziehen: „Informateur, Préformateur, Conciliateur, Clarificateur, Négociateur, Formateur.“ Aber der Reihe nach:

17. Juni 2010

Vier Tage nach den Wahlen beauftragt König Albert II. De Wever als Vertreter der stärksten Partei mit Sondierungsgesprächen. Das hat Tradition, ebenso wie der gewählte Titel „Informateur“. Anfangs strahlen De Wever und Di Rupo Zuversicht aus. Im September soll es eine handlungsfähige Regierung geben.

8. Juli 2010

Ungewöhnlich ist, dass Di Rupo, als er mit vorbereitenden Gesprächen zur Bildung einer Koalition betraut wird, dies nicht als „Formateur“ (Regierungsbildner), sondern als „Préformateur“ (Vorregierungsbildner) tun soll.

Das scheint der guten Stimmung zunächst keinen Abbruch zu tun. Di Rupo verkündet, der politische Schwerpunkt

werde sich vom Bundesstaat auf die Regionen verlagern. Das ist zwar weniger weitreichend als die in Flandern vielfach gewünschte „Kopernikanische Wendung“ – mit den Regionen als Fixpunkten. Aber es gibt Hoffnung, dass es nun vorangehen werde.

Es kommt freilich anders. Am 3. September zieht sich Di Rupo zurück. Es gibt eine Annäherung zur künftigen Finanzierung der Regionen. Dafür klemmt es bei den Gesprächen über die offiziell zweisprachige Hauptstadt Brüssel.

Der Schein trägt jedoch. Tiefgreifende Reformen – zum Arbeitsmarkt oder zu den Pensionen – bleiben aus.

Ein weiterer, damit im Zusammenhang stehender großer Zankapfel ist der Wahl- und Gerichtsbezirk Brüssel-Halle-Vilvoorde, kurz „BHV“ genannt. Er symbolisiert seit Jahren den Konflikt zwischen Niederländisch- und Französischsprachigen. Der Bezirk umfasst Brüssel sowie 35 flämische, von einer französischsprachigen Minderheit bewohnte Umlandgemeinden.

Der Sonderfall rührt daher, dass hier Bürger verschiedener Verwaltungsgebiete – aus Brüssel und der Provinz Flämisch-Brabant – im selben Wahlbezirk abstimmen können. Den Flamen ist ein Dorn im Auge, dass in Flandern lebende Französischsprachige für in Brüssel kandidierende Französischsprachige stimmen können. Das belgische Verfassungsgericht hat 2003 festgestellt, dass dieser Zustand rechtswidrig sei.

Die Flamen fordern hartnäckig die Spaltung des Bezirks. Die andere Seite führt an, es müsse nicht zwangsläufig dazu kommen, auch wenn Änderungen unumgänglich seien. Kompromissmodelle gibt es durchaus. 2005 ist eine Verständigung nur am Einspruch der winzigen linksliberalen flämischen Sprachenpartei Spirit gescheitert.

4. September 2010

Nach Di Rupos Abgang schlägt die Stunde der „Conciliateurs“ (Versöhner) – die Präsidenten der beiden Parlamentskammern, der wallonische Sozialist André Flahaut und Danny Pieters, ein Parteifreund De Wevers. Einen Monat später muss der N-VA-Chef wieder selbst ran – nun als „Clarificateur“ mit einem „Klärungsauftrag“. Vorsorglich fordert er, „alle Zähler auf null zu stellen“. Kein Wunder, dass die Französischsprachigen seine Vorschläge, ohne sie im Detail zu prüfen, vom Tisch fegen.

21. Oktober 2010

Am 21. Oktober beginnt ein besonders unrühmliches Kapitel: Johan Vande Lanotte, gemäßigter flämischer Sozialist und früherer Innenminister, wird „Conciliateur royal“ – königlicher Vermittler. 97 Tage lang bemüht er sich, das Vertrauen wiederherzustellen.

Unermüdlich feilt er an Kompromissvorschlägen – doch letztlich vergeblich. Nicht nur De Wevers N-VA, sondern auch die einst in Belgien über Jahrzehnte übermächtigen flämischen Christlichen Demokraten sperren sich gegen weitere Verhandlungen auf der Grundlage der Vorschläge Vande Lanottes.

Auf De Wever und Wouter Beke, den unerfahrenen Parteivorsitzenden der Christlichen Demokraten, scheint gemünzt zu sein, was „Het Laatste Nieuws“, die größte Zeitung des Landes, damals in einem Kommentar befindet:

„Nach 207 Tagen wird der Wohlstand der Menschen wieder einmal aufs Spiel gesetzt durch Strategospieler, die durch ihr persönliches Interesse oder das ihres Vereins erblindet sind. Armes Land, armes Flandern.“

Endlich scheint es, als rege sich nun Volkes Zorn. Fünf flämische sowie französischsprachige Studenten und Doktoranden rufen unter dem Motto „Shame“ (Schande) für den 23. Januar zu einer Protestkundgebung in Brüssel auf. 35.000 Demonstranten aus allen Teilen des Landes folgen dem spontanen Aufruf.

2. Februar 2011

Anfang Februar erhält Finanzminister Didier Reynders, ein wallonischer Liberaler, die Gelegenheit, als „Informateur“ mitzumischen. Vier Wochen später räumt auch er weitgehend unverrichteter Dinge das Feld.

2. März 2011

Nun ist wieder ein Flame an der Reihe. Es ist jener Politiker, der zuvor Vande Lanotte einen dicken Strich durch die Rechnung gemacht hat: Wouter Beke, der 36 Jahre alte Vorsitzende der flämischen Christlichen Demokraten. Mehr als zwei Monate lang versucht er, sich aus den innenpolitischen Fallstricken zu befreien. Vor allem scheint es Beke aber darum zu gehen, Zeit zu gewinnen. Zwischendurch droht die N-VA, die Gespräche platzen zu lassen.

In dieser Zeit stimmt das Parlament dem Haushalt 2011 zu und segnet – nachträglich – den Nato-Militäreinsatz in Libyen ab. Es scheint, als sei Letermes Regierung, die ohne demokratische Legitimation ist, fest im Sattel. Und die Wirtschaft gedeiht. Es sind skurrile Zeiten in einem Land, das nicht nur mit dem Maler René Magritte viel zur Kultur des Surrealismus beigetragen hat.

16. Mai 2011

Surrealistisch wirkt, dass alle Politiker beteuern, sie hätten an vorgezogenen Wahlen kein Interesse. Das gilt auch für De Wever, dessen N-VA Demoskopien in Flandern einen Stimmenzuwachs auf bis zu 35 Prozent verheißt. Aber auch Di Rupos Sozialisten sind im Höhenflug. Mehr als zehn Monate nach seinem ersten Versuch kommt der wallonische Sozialist abermals zum Zuge, jetzt nicht als „Préformateur“, sondern als „Formateur“ – mit dem konkreten Auftrag zur Regierungsbildung.

Leicht ist die Aufgabe wahrlich nicht. Es gilt nicht nur, Gegensätze zwischen Flamen und Wallonen zu überbrücken. Es geht auch darum, Kontraste zwischen dem linken Süden und dem konservativen Norden zu lindern.

IV. Was nun, Belgien?

1. De Wever gegen Di Rupo: Spiel mit „Schwarzem Peter“

Di Rupo scheint sich nicht entmutigen zu lassen. Ende Juni berichten Zeitungen, er beziffere seine Erfolgschancen nur auf fünf bis zehn Prozent. Zunächst wird jedoch jenes Spiel gespielt, das in Deutschland unter der Bezeichnung „Schwarzer Peter“ firmiert. Am 11. Juni erscheint in der flämischen Zeitung „De Morgen“ ein Interview mit De Wever. Darin beteuert er, nie über eine Spaltung des Landes gesprochen zu haben: „Ich weiß, dass dies eine Mehrheit der Bevölkerung des Landes, auch in Flandern, nicht will.“

Dies hindert De Wever nicht, beharrlich auf die Teilung Belgiens hinzuwirken. Kompromisse mit den Frankopho-

nen will er höchstens hinnehmen, wenn sie den Weg zur „Republik Flandern“ nicht verbauen. Jetzt scheint De Wever, obgleich er das energisch abstreitet, vor allem daran gelegen zu sein, Bewegung in den Gesprächen zu verhindern. So hofft er wohl den Nachweis zu erbringen, Belgien sei unregierbar und werde, wie er es ausdrückt, über kurz oder lang „verdampfen“.

Am 7. Juli entlarvt sich De Wever, als er ein umfassendes Verhandlungsangebot Di Rupos schroff verwirft. Was Di Rupo niedergeschrieben habe, sei „verheerend für Flandern“ und gleiche einem „Tsunami an Steuererhöhungen“. Ebenso selbstbewusst und -gerecht schließt er seine Ausführungen mit dem Hinweis auf seine Handlungsmaxime ab: „Wenn ich mich nicht selbst überzeugen kann, dass etwas gut ist, kann ich auch keinen anderen davon überzeugen.“

Redlicher wäre das Eingeständnis, dass Belgien 2011 nur noch wenig mit dem Zentralstaat des Jahres 1970 zu tun hat. Der Umbau zum Bundesstaat hat viel zur wirtschaftlichen und kulturellen Blüte, gerade in Flandern, beigetragen. Als Konstruktionsfehler erweist sich, dass es im föderalen Gebilde zu viel Trennendes und zu wenig Überwölbendes gibt. Ein Interessenausgleich wie im deutschen Bundesstaat ist in Belgien viel schwieriger.

De Wevers N-VA profitiert davon ebenso wie die Sozialisten im Süden des Landes. Da sie nur den Wählern der eigenen Sprachgruppe Rechenschaft schulden, zahlt sich eine mit Populismus gepaarte unversöhnliche Haltung leider aus. Wer den Eindruck erweckt, nachdrücklich – um nicht zu sagen rücksichtslos – Interessen des eigenen Landesteils zu vertreten, wird belohnt.

Doch damit nicht genug: Auch in Flandern selbst hat De Wever einen Keil in die Öffentlichkeit getrieben. Gern stellt er sich als Opfer progressiver Journalisten sowie von Vertretern aus Kunst und Kultur dar. Das kann dabei helfen, Vorurteile zu schüren und den „kleinen Mann“ für sich einzunehmen. Abkehr von Weltoffenheit und Populismus lassen grüßen.

Sogar Gerard Mortier, der mittlerweile in Madrid wirkende flämische Opern- und Theaterintendant, kehrt sich von ihm ab. Mitte Juni sagt Mortier in einem Interview mit der Zeitung „De Morgen“: „De Wever erweckt den Eindruck, dass er nicht regieren will. Wenn das so ist, darf er uns nicht zum Narren halten.“



Foto: dpa

Diese beiden Politiker halten die Zukunft Belgiens in ihren Händen: der wallonische Sozialist Elio Di Rupo (li.) und der flämische Nationalist Bart De Wever.

2. Das Machtwort des Königs

Am 7. Juli steht fest, dass De Wever allenfalls Interesse an Verhandlungen hat, wenn er die Konditionen dafür diktieren kann. Di Rupo bietet an, seinen Auftrag zur Regierungsbildung zurückzugeben. Der König lehnt dies ab und nimmt sich eine Bedenkzeit. Nun richtet sich das Augenmerk auf Beke und die flämischen Christlichen Demokraten. Sie scheinen nicht bereit zu sein, sich von der N-VA zu lösen, mit der sie – zusammen mit den Sozialisten – die Region Flandern regieren.

Andererseits erscheinen sie unerlässlich, um die parlamentarische Zweidrittelmehrheit für Verfassungsänderungen zu sichern. Tagelang zögert Beke, stellt neue Bedingungen. Am 21. Juli, dem belgischen Nationalfeiertag, richtet der König in seiner traditionellen Fernsehansprache einen Aufruf an die Politiker des Landes, ihrer Verantwortung endlich gerecht zu werden. Dauere die Blockade an, drohe durch populistische Aufwallungen eine Gefahr für die Demokratie. Es ist nicht nur ein Wink mit dem Zaunpfahl an die Adresse der N-VA, sondern auch an die Christlichen Demokraten, die über Jahrzehnte wie keine andere Partei das politische Geschehen und die Struktur des Bundesstaats mitgeprägt haben.

Am Abend des 21. Juli gibt Beke endgültig die Zustimmung, sich an den Verhandlungstisch zu setzen. Zunächst gönnen sich die Unterhändler eine Verschnaufpause bis Mitte August. Beiderseits der Sprachgrenze gilt nun die Devise: Kommt Zeit, kommt – hoffentlich – auch Rat.

V. Ausblick

Was wird nun aus Belgien? Niemand weiß es genau. Hervorzuheben ist, dass es bisher bei bösen Worten geblieben ist. Vielleicht kommt es im Herbst zu dem, was angeblich niemand will – zu vorgezogenen Wahlen. Sicher ist nur, dass es dann auf dem Trümmerhaufen gescheiterte Verhandlungen nur einen Gewinner geben dürfte: Bart De Wever.

Das dürfte den Gedankenspielen zu einer Zukunft ohne Belgien Auftrieb geben. Dennoch führt kein Weg an der Erkenntnis vorbei, dass sich ein Kompromiss zur Staatsreform leichter als eine – dann ebenfalls eine Verhandlungslösung verlangende – Spaltung erreichen ließe. Bricht Belgien also auseinander? Die Antwort lautet auch jetzt: Vorerst, aber auch langfristig wohl eher nicht. □

Die katholische Kirche in Belgien und in den Niederlanden. Geschichte, Vergleich und Zukunftsperspektiven

Staf Hellemans

Nicht nur die Politik in Belgien und in den Niederlanden ist seit einigen Jahren in eine tiefe Krise geraten. Das gilt noch viel mehr und schon seit längerem für die katholische Kirche. Der Dauerrückfall seit den 1960er Jahren beginnt, an den Grundbeständen dieser Ortskirchen zu zehren. Die Frage ist, ob die katholische Kirche sich in beiden Ländern in Zukunft noch als eine Großkirche behaupten können – eine Frage, die sich auch der institutionell viel besser abgesicherten deutschen Großkirche stellt.

Zuerst werde ich grundlegende Informationen über Geschichte und aktuelle Entwicklungen der römisch-katholischen Kirche in beiden Ländern vermitteln. Danach sollen die Entwicklungen in beiden Ländern, unter Einbeziehung der katholischen Kirche in Deutschland, miteinander verglichen werden. Im dritten Teil schließlich wird kurz die Frage der Zukunftsperspektiven erörtert.

Der Aufbau dieses Beitrags beinhaltet schon eine These: Belgien (11 Millionen Einwohner) und die Niederlande (16,5 Millionen Einwohner) sind zwar Nachbarländer mit einer teils gemeinsamen Sprache (Niederländisch in den Niederlanden und im nördlichen Teil Belgiens); sie werden oft in einem Atem genannt, als ob sie vieles gemeinsam hätten. Aber eigentlich sind die zwei Länder in vielerlei Hinsicht höchst unterschiedlich, etwa in den Bereichen Alltagskultur, Politik und auch Religion. Was sie gemeinsam haben, ist Folge ihrer gesamteuropäischen Einbettung. Im Blick auf die katholische Kirche kommt selbstverständlich die Mitgliedschaft der belgischen und niederländischen Ortskirchen in der zentralisierten römisch-katholischen Weltkirche hinzu.

Ich werde denn auch die Entwicklungen in Belgien und in den Niederlanden zunächst getrennt behandeln und erst danach vergleichen. Es ist wie bei Deutschland, Österreich und der Schweiz: Die getrennte Staatsbildung hatte schwerwiegende Folgen für die spätere Entwicklung. Das trifft auch auf Belgien und die Niederlande zu. In der weiteren Vergangenheit waren diese Gebiete zwar oft und in vielerlei Hinsicht miteinander verflochten; im 15. und 16. Jahrhundert schienen sie auf dem Weg zu einem gesamt-niederländischen Staatswesen. Aber die Reformation, der Aufstand gegen Spanien und die Rückeroberung des südlichen Teils der Vereinigten Niederlande durch Spanien haben dann eine andere Entwicklung ausgelöst.

1. Belgien

1.1. Vor 1960

Offensichtlich hat die Staatsbildung Einfluss auf die Religion. Belgien ist seit der Teilung der Vereinigten Niederlande und der Gegenreformation nach 1585 ein homogenes katholisches Land. Die Re-Katholisierung in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts wurde mit Härte vorangetrieben, mit der Folge, dass schätzungsweise 150.000 Einwohner der südlichen Niederlande – ungefähr 10 % der Bevölkerung, darunter vor allem Kaufleute und Handwerker – in den Norden emigrierten. Dank der Allianz



Prof. Dr. Staf Hellemans, Professor für Religionssoziologie an der Universität Tilburg

zwischen Kirche und absolutistischem Staat wurden die südlichen Niederlande katholischer als sie es je gewesen waren. Zwar wurde die enge Verbindung zwischen spanischem und (nach 1700) österreichischem Staat einerseits und katholischer Staatskirche andererseits mit der Französischen Revolution gesprengt. Aber der Aufstand gegen die unter holländischer Führung stehenden wieder vereinigten Niederlande (1815-1830) und die Gründung des unabhängigen Staates Belgien im Jahre 1830 wurden unter maßgeblicher Mitwirkung der Katholiken, in Allianz mit den Liberalen, durchgeführt. So kam es zu der im 19. Jahrhundert ungewöhnlichen Kombination eines liberalen Grundgesetzes – mit Demokratie, ministerieller Verantwortlichkeit sowie Presse- und Religionsfreiheit – und einer katholischen Dominanz.

Der katholischen Kirche in Belgien ging es gut. Zwar ging die Allianz mit den Liberalen zugrunde und es kam zu einer dauerhaften Polarisierung zwischen Katholiken und sogenannten Antiklerikalen (d. h. zunächst den Liberalen, später verstärkt den Sozialisten). Diese Polarisierung ist ein typisches Phänomen in Ländern mit einer dominanten, nach Alleinherrschaft strebenden Religion. Man findet sie in den meisten europäischen Ländern mit einer katholischen Dominanz, z. B. in Frankreich („les deux Frances“), Österreich, Italien oder Spanien. Und sie könnte sich in Zukunft auch in islamischen Ländern herauskristallisieren; es gibt schon erste Rudimente in so unterschiedlichen Ländern wie Afghanistan, Iran und der Türkei. Mit der Polarisierung ging viel Kampf einher; vor allem die „Schulkämpfe“ um 1880 und noch einmal in den 1950er Jahren in Belgien führten zur Massenmobilisierung auf beiden Seiten. Den Sieg trug die katholische Seite davon: Zwischen 1882 und 1914 gab es homogen katholische Regierungen und auch nach dem Zweiten Weltkrieg war die Christdemokratische Partei bis 1999 diejenige Partei, die am häufigsten an Koalitionsregierungen

teilnahm und den Ministerpräsidenten stellte.

Auch in den meisten anderen gesellschaftlichen Bereichen zeigte sich die katholische Kirche überlegen. Das katholische Schulwesen wurde ausgebaut; ab 1880 war es führend, auch mit der seit 1834 wieder gegründeten und international renommierten Katholischen Universität Löwen. Krankenhäuser und Heime für Behinderte wurden gebaut. Katholische Kultur- und Jugendvereine hatten großen Zulauf. Die katholische Arbeiterbewegung überflügelte nach dem Zweiten Weltkrieg die sozialistische Arbeiterbewegung. Kurzum, es wuchs eine mächtige katholische „Säule“ (in Deutschland „Milieu“, in Österreich „Lager“ genannt) heran. Diese Großwetterlage – politische und gesellschaftliche Dominanz der Katholiken und der katholischen Kirche einerseits, polarisierter Kampf mit antiklerikalen Liberalen und Sozialisten andererseits – hielt sich bis in die 1960er Jahre. So überrascht es nicht, dass beim Zweiten Vatikanischen Konzil die belgische Delegation unter Führung von Kardinal Suenens, mit der Erfahrung der starken katholischen Präsenz in der Moderne im Hintergrund, großen Einfluss auf die Beratungen ausüben konnte.

1.2. Nach 1960

Aber nach 1960 geriet die belgische katholische Kirche, wie in anderen westlichen Ländern, in eine tiefe Krise. Die Umfragedaten sind klar. Demnach betrachten sich heute noch ungefähr 50 % der belgischen Bevölkerung als Mitglieder der katholischen Kirche. Der Rückgang war am größten in den 1990er Jahren. Über die Nachfrage nach kirchlichen Ritualen liegen für die Zeit von 1967 bis 2006 Daten der katholischen Kirche vor. In dieser Zeit sinkt der wöchentliche Kirchenbesuch von 42,9 % der Bevölkerung (zwischen 5 und 69 Jahren) im Jahr 1967 auf schätzungsweise 7 % im Jahr 2006; die Taufen gehen von 93,6 % der lebend Geborenen auf 56,8 % zurück, die kirchlichen Trauungen von 86,1 % auf 26,7 %, die kirchlichen Bestattungen von 84,3 % auf 61 %. Die größte Abnahme erfolgte ab den 1990er Jahren, vor allem bei Taufen, Trauungen und Bestattungen. Nach einer ersten Phase, bei der vor allem der wöchentliche Kirchenbesuch abnahm, sind also nach 1990 auch die sogenannten „rites de passage“ an der Reihe.

Der quantitative Rückgang ist also nicht zu leugnen. Er verlief stetig und, anders als in den Niederlanden, ohne größere innerkirchliche Polarisierung. Auch der Einfluss der Kirche in der Gesellschaft blieb lange Zeit, eigentlich bis 2010, beachtlich. Die katholische Säule wurde nur langsam schwächer; die direkte Konnotation mit Religion und Kirche schwand zwar, aber die Organisationen blieben meist kräftig und die Verbindungen zwischen kirchlichen, politischen und gesellschaftlichen Eliten blieben aufrecht. Erst als sich 1999 zum ersten Mal seit 1954 wieder eine Regierung ohne die Christdemokraten bildete, kam auch die institutionelle Entsäulung stärker voran.

Es gab vor allem zwei wichtige Konflikte. Der erste war „Leuven Vlaams“ („Löwen flämisch“) von 1966 bis 1968. Die wenig sensible Entscheidung („Mandement“) der belgischen Bischöfe, unter Führung des Brüsseler Kardinals Suenens im Mai 1966, dass die Katholische Universität Löwen zweisprachig blieb, brachte die flämische Bevölkerung so sehr in Aufruhr, dass die Regierung darüber fiel. Die Macht und auch das Prestige der Kirche, sind dahin vor allem in Flandern ungeheuer groß, waren für immer angeschlagen.

Den zweiten Schock ergab die Affäre um den Kindermissbrauch in den Jahren 2010 und 2011, vor allem weil auch der Bischof von Brügge, Van Gheluwe, unter den Sexualstraftätern war. Diese Affäre schleppt sich noch immer hin und trifft die Kirche in Belgien ins Mark. Sie hat sichtlich Mühe, wieder Fuß zu fassen. Infolge der Affäre wird die Kirche in Belgien von vielen als nunmehr „sozial marginalisiert“ betrachtet.

2. Die Niederlande

2.1. Vor 1960

Die katholische Kirche in den Niederlanden zeigt eine in vielen Hinsichten ganz andere Geschichte. Seit dem Aufstand gegen Spanien, der aufs engste verbunden mit der calvinistischen Reformation war, waren die Katholiken eine Minderheit in einer selbstbewusst protestantischen Nation. Der Calvinismus war bis zur Französischen Revolution die „herrschende Kirche“, die dominante Kirche, aber keine Staatskirche. Andere Konfessionen und Religionen wurden toleriert: die Lutheraner, die Mennoniten, die Juden. Sogar einstige Gegner, wie die dissidenten Remonstranten und die Katholiken, wurden geduldet. Sie litten zwar unter einer Reihe von Diskriminierungen (z.B. kein politisches Mandat und keine Professorenstelle), aber sie konnten ihrer Religion nachgehen, solange dies nicht oder wenig öffentlich sichtbar war. Die Katholiken bildeten eine große Minderheit, ungefähr 35% der Bevölkerung, aber sie waren unorganisiert und wohnten vorwiegend im peripheren und ländlichen Süden und Südosten, d.h. in Gebieten, die zum größten Teil erst nach 1620 von Spanien erobert worden waren, in einer Zeit, in der die protestantische Expansionsdynamik schon nachgelassen hatte. Die Katholiken waren also völlig marginalisiert, ganz anders als in den südlichen Niederlanden oder in den unter katholischer Führung stehenden Gebieten im Deutschen Reich.

Auch im 19. und im 20. Jahrhundert blieben die Katholiken eine Minderheit in einer protestantischen Nation. Aber mit der Zeit wurden sie immer stärker, bis in den 1960er Jahren ein jäher Absturz einsetzte. Im 19. Jahrhundert unterstützten die Katholiken, politisch ohnmächtig, zuerst die Liberalen, um die Aufhebung der noch vorhandenen rechtlichen Diskriminierungen und die weitere Trennung von protestantischer Kirche und Staat voranzutreiben. Ab den 1860er Jahren wechselten sie langsam zur Allianz mit den Calvinisten. So bildeten sie im Zuge der Auseinandersetzungen um die konfessionellen Schulen 1888 zum ersten Mal eine Koalitionsregierung mit den Calvinisten. Christliche Koalitionsregierungen wurden nach 1900 immer häufiger. Auch die katholische Kirche konnte sich im 19. Jahrhundert zum ersten Mal seit der Reformation entfalten. Sehr schnell nach der „Wiederherstellung der kirchlichen Hierarchie“, also der Einsetzung von Bischöfen im Jahre 1853 – ermöglicht durch das liberale Grundgesetz von 1848 –, wurde die Kirche, die sich auf eine steigende Zahl von Priestern sowie männlichen und weiblichen Ordensleuten stützen konnte, die aktive Zentrale einer erstarkenden katholischen „Säule“. Nicht eine starke katholische Aristokratie oder das Bürgertum, sondern die Kirche war die einzige Kraft, die die Katholiken führen und aus ihrer Marginalisierung emanzipieren konnte. Der Katholizismus und insbesondere die Organisationen der katholischen Säule waren in den Niederlanden also viel mehr „klerikalisiert“ als

in Belgien oder Deutschland. Dementsprechend groß war unter den Katholiken die Loyalität und die Bereitschaft zum Gehorsam. Nirgends war die Geburtenrate der Katholiken höher. Nirgends auch war der Drang, sich in rein katholischen Verbänden und Vereinen zu organisieren, größer. Somit gingen politische und gesellschaftliche Emanzipation der Katholiken, organisatorische Versäulung und Ausbau einer mächtigen katholischen Kirche Hand in Hand. Im Kräftefeld der niederländischen Gesellschaft wurden die Katholiken mit der Zeit immer stärker. Nach dem Zweiten Weltkrieg, in den 1950er Jahren, schienen sie, zum Entsetzen der Protestanten, auf dem Weg, politisch und gesellschaftlich zur führenden Kraft des Landes zu werden. Doch dann brachen die 1960er Jahre über die scheinbar unzerstörbare Burg herein.

2.2. Nach 1960

Wie in Belgien und in anderen westlichen Ländern, aber schlagartiger, tiefer und innerlich zutiefst zerrissen, zerfiel die einst mächtige katholische Kirche in den Niederlanden in den Jahrzehnten nach 1960. Laut Umfragen des „Sociaal en Cultureel Planbureau“ (SCP) betrachteten sich 1958 42 % der Niederländer als Mitglieder der katholischen Kirche, heute sind es ca. 15 %, und für 2020 wird noch eine nominelle

Gingen 1970 noch 70 Prozent der Katholiken alle zwei Wochen in die Kirche, so waren es 2004 nur noch 19 Prozent der übrig gebliebenen Mitglieder.

Mitgliedschaft von 10 % vorausgesagt. Die calvinistischen Großkirchen schneiden noch schlechter ab: Von 31 % im Jahre 1958 geht der Trend auf voraussichtlich 4 % im Jahr 2020. Nur die dritte Kategorie erstarbt, also evangelikale Gruppen, Islam, andere Religionen. Insgesamt erweisen sich die Niederlande mit 72 % der Bevölkerung, die auf die Frage „Betrachten Sie sich als Mitglied einer Religion oder Kirche?“ mit Nein antworten, als einer der meist säkularisierten Länder Europas. Auch der Kirchenbesuch ist zusammengebrochen, zumindest bei den Katholiken. Gingen 1970 noch 70 % der Katholiken alle zwei Wochen in die Kirche, so waren es 2004 nur noch 19 % der übrig gebliebenen Mitglieder. Es gibt also einen doppelten Schwund: den der Mitglieder und den des Kirchenbesuchs der weniger gewordenen Mitglieder. Das ist bei den Protestanten nicht so: Die reduzierte Mitgliedschaft geht da noch häufig in die Kirche. Geht man von den absoluten Zahlen der Mitglieder aus, so ist die katholische Kirche die größte Kirche, aber die absolute Zahl der protestantischen Kirchenbesucher liegt höher als die der Katholiken.

Die niederländischen Katholiken hatten die 1960er Jahre optimistisch, teilweise geradezu euphorisch angegangen. Die Emanzipation war erreicht; die Kirche und die Katholiken hatten ihre gestaltende Kraft erwiesen; die Öffnung und Liberalisierung der Kirche schienen eine Notwendigkeit der Zeit zu sein, mit wunderschönen Aussichten. Die katholische „Säule“, die einst so geschlossen und mächtig gewesen war, nun aber als überholt und als Zeichen einer ungewünschten Isolation galt, stürzte in den 1960er und Anfang der 1970er Jahre ein: Die katholische Partei fusionierte mit den protestantischen Parteien,

die katholische Gewerkschaft mit der sozialistischen; eine ganze Reihe sozialer und kultureller Vereinigungen verschwanden oder fusionierten zu christlichen oder neutralen Vereinen. Spätestens seit den 1990er Jahren hat die katholische Kirche sogar ihren Einfluss auf die katholischen Schulen und Krankenhäuser verloren. Der Umsturz in den 1960er Jahren galt nicht nur der Säule, sondern der Kirche selbst. In nur wenigen Jahren verwandelten sich die niederländischen Katholiken von einer konservativen Gefolgschaft, die vorher einmal als „römischer als der Papst“ angeprangert wurde, zur progressiven Vorhut. Der Niederländische Katechismus (1966), der freizügig über Ehe, Sexualität und Empfängnisverhütung schrieb, wurde zugleich berühmt und berüchtigt. Zwischen 1967 und 1970 tagte das Pastoralkonzil von Noordwijkerhout, wo die Delegierten sich u. a. für die Abschaffung des Priesterzölibats entschieden. Da die niederländischen Bischöfe, wenn auch nur zögernd und teilweise, den Anliegen der Katholiken entgegenkamen, befürchtete man in Rom ein Entgleiten der niederländischen Kirche aus der römisch-katholischen Weltkirche, mit möglichen Folgen auch für die katholischen Kirchen in anderen Ländern. Man griff also zur wichtigsten Waffe, die man einsetzen konnte: Bischofsernennungen. Ab 1970 wurden vorzugsweise konservative Bischöfe, die Rom in allem, auch gegen die eigenen Katholiken, treu bleiben, ernannt. Viele dieser Bischofsernennungen wurden von der Mehrzahl der Katholiken nicht akzeptiert und lösten öffentlichen Protest aus. Der Besuch von Papst Johannes Paul II. 1985, wenige Tage zuvor in Belgien noch gemütlich gefeiert, wurde boykottiert. Eine solche innerkirchliche Polarisierung gibt es zwar auch in anderen Ländern, aber nirgends wurde sie so scharf und nachhaltig ausgetragen, wie in den Niederlanden. Wengleich sie in den 1990er Jahren abflaute, so sind die Folgen doch noch immer unübersehbar. Die katholische Kirche ist numerisch klein geworden, sie ist intern immer noch zerrissen, und die Außenwelt ist kaum noch an ihr interessiert. Die Kindermissbrauchs-Affäre hat die niederländische Kirche nicht weniger getroffen als die belgische und die deutsche. In den Medien wird auch darüber berichtet, aber – so scheint mir – weniger vehement als im Ausland und mit einer Art Achselzucken. Die niederländische Kirche wird nicht mehr als eine Kraft angesehen, mit der man rechnet bzw. mit der man abrechnen muss.

3. Vergleich

Reformation und Gegenreformation haben in beiden Ländern vom 16. bis zum 18. Jahrhundert zu entgegengesetzten Entwicklungen geführt. Die gelungene Reformation und der Unabhängigkeitskrieg gegen Spanien brachten die Katholiken in den nördlichen Niederlanden in eine Minderheitssituation und in die Marginalisierung. Weder politisch noch gesellschaftlich spielten sie eine Rolle. Ohne Bischöfe und Hierarchie war die Kirche fragmentiert und zum Überleben auf lokale Traditionen und Solidarität angewiesen. In den südlichen Niederlanden dagegen wurde der Katholizismus wieder Staatsreligion, und jede religiöse Konkurrenz wurde ausgemerzt. Hier hatte die katholische Konfessionalisierung tiefgreifende Folgen, genau so wie in den katholischen Territorien des Deutschen Reiches.

Seit dem 19. Jahrhundert sind die Parallelen augenfälliger als die Unterschiede. In beiden Ländern wusste sich der Katholizismus gut auf die Moderne einzustellen: Man nutzte die Möglichkeiten

der Moderne – schulische Erziehung, erleichterte Organisationsbildung, Massenmedien, sogar die Demokratie – zum Aufbau mächtiger katholischer Säulen, zur besseren Integration der katholischen Bevölkerung und zur Mobilisierung für die katholische Sache. Die Katholizismen beider Länder ähnelten sich um so mehr, als die römische Zentralisierung der Weltkirche und die ultramontane, auf Rom gerichtete Orientierung der katholischen Bevölkerung die Katholiken sozusagen gleichschalteten: Denken, Vorgehen, sogar die Kleidung der Priester, die Messe und andere Riten, Frömmigkeitsformen usw. fand man in beiden Ländern in etwa gleicher Form vor, übrigens auch in Deutschland und anderen Ländern. Die gesellschaftliche Macht und der Status der beiden Katholizismen näherten sich ebenfalls einander an. Der belgische Katholizismus konnte sich zwar als dominante Kraft behaupten, bekam aber mehr und mehr Gegenwind von antiklerikalen Kreisen. Der niederländische Katholizismus erstarkte dank der Säule und der nun voll organisierten Kirche und emanzipierte sich langsam aus der Marginalisierung.

Selbstverständlich gab es weiterhin Unterschiede. Das soeben angesprochene Machtgefälle wurde nicht völlig eingeebnet. Der belgische Katholizismus spielte eine Rolle in der Weltkirche (siehe die Kontroverse um das liberale Grundgesetz und die Enzyklika „Mirari Vos“ in 1831–32, die Katholische Universität Löwen, die Mecheler und Lütticher Kongresse im 19. Jahrhundert oder eine Galionsfigur wie Kardinal Mercier), der niederländische Katholizismus hatte hingegen noch nicht dieselbe Kraft und Ausstrahlung. Dafür war er als Minderheitskatholizismus geschlossener, stärker kirchlich geprägt und noch romtreuer. Zieht man den deutschen Katholizismus zum Vergleich heran, so lässt sich sagen, dass dieser, strukturell gesehen, eine dritte Position einnahm: wie der belgische Katholizismus, in den katholischen Territorien des Deutschen Reiches gut vorbereitet, um eine Rolle in der Moderne und in der Weltkirche zu spielen, wie der niederländische Katholizismus, im Zuge der deutschen Vereinigung unter preußischer und also protestantischer Führung in eine Minderheitssituation gezwungen. Aber auch in Deutschland überwogen die Parallelen: Ultramontanisierung und Milieubildung.

Auch nach 1960 überwiegen die Parallelen, aber es sind ganz andere als zuvor. Sowohl in Belgien als auch in den Niederlanden werden die katholischen Säulen abgebaut. Beide Kirchen erleiden darüber hinaus einen schweren Rückschlag, sowohl hinsichtlich der Zahl und der Hingabe der Katholiken wie auch hinsichtlich der Zahl und Stärke der religiösen Vereine. So bestimmen also die Schrumpfung der Katholizismen und der Kirchen das Bild. Aber in der Art der Schrumpfung gibt es deutliche Unterschiede. In den Niederlanden waren die Katholiken im 20. Jahrhundert, vor 1960, also nach dem Ausbau der Kirche und der Säule, stärker integriert und mobilisiert als in Belgien; so lag der Kirchenbesuch pro Katholik höher als bei den Katholiken in Belgien. Heutzutage scheint mir die niederländische Kirche weiter abgesunken als die belgische. Die Zahl der Katholiken und ihr Kirchenbesuch sowie der Einfluss und das Prestige der Kirche haben in den Niederlanden schneller abgenommen. Die niederländische Kirche ist immer noch innerlich zerrissen, und viele Katholiken misstrauen manchen Bischöfen. Im Vergleich mit Belgien und den Niederlanden scheint die deutsche Kirche noch in guter Verfassung zu sein. Zwar ist auch sie zurück-



Die sieben katholischen Bistümer der Niederlande: Sie bilden die Kirchenprovinz Utrecht.



Die Bistümer Belgiens: Auch diese acht Diözesen bilden eine Kirchenprovinz, Metropolit ist der Erzbischof von Mechelen.

gefallen und wird von den gleichen Problemen heimgesucht. Aber institutionell, politisch und gesellschaftlich steht sie viel stärker da.

4. Zukunftsperspektiven

Wie wird es nach alledem weitergehen? Diese Frage ist äußerst wichtig. Weitere 50 Jahre Rückfall wie die vergangenen 50 Jahre würden wohl in unseren Regionen das Ende der katholischen Kirche als einer Großkirche bedeuten. Eine sichere Voraussage ist selbstverständlich nicht möglich, aber wir können Zukunftsperspektiven entwickeln und versuchen, Signale ausfindig zu machen, die uns etwas über die Zukunft sagen können. Voraussetzung dafür ist eine breitere Betrachtungsweise der Frage. Wir dürfen uns nicht nur auf das Quantitative fixieren – als ob die Kirche und die Gesellschaft sonst gleich blieben –, sondern müssen versuchen, die Umwandlung der bisherigen Kirche in eine neue Kirche in einer neuen Phase der Moderne zu beschreiben. Erst dann kann man fragen, ob die neuen Formen ansprechen können oder nicht.

4.1. Eine neue Kirche

Wir haben oben öfters betont, wie die belgische und die niederländische Kirche es vor 1960 vermochten – und gleiches gilt für die katholischen Kirchen in anderen Ländern –, moderne Formen und Entwicklungen als Gelegenheiten für die Neugestaltung des Katholizismus zu nutzen: Vereine und Organisationen für die Herausbildung eines katholischen Milieus, Alphabetisierung für den Ausbau der katholischen Schulen, zentral gesteuerte Verwaltung für die Zentralisierung der Kirche, Kolonialisierung für die Ausdehnung zur Weltkirche, Massenmobilisierung für die Steigerung der Teilnahme an Pilgerfahrten und anderen religiösen Treffen. Gelungene religiöse Modernisierungsprozesse machten die katholische Kirche in der ersten Moderne (1800–1960) relevant und einflussreich. Die Entwicklungen nach 1960 sind in systematischer Hinsicht als Übergang von der ersten zur zweiten Moderne zu deuten. Auch die katholische Kirche ist davon betroffen. Die alten Formen greifen nicht mehr – die Entwicklung wird als Säkularisierung und Rückfall beschrieben –, und in vielerlei Richtungen werden neue Formen ausprobiert. Papstreisen und Weltjugendtage sind Beispiele gelungener Erneuerungen. Aber die Neuformierung geht viel tiefer als vereinzelte Neuerungen; in Auseinandersetzung mit der zweiten, fortgeschrittenen Moderne entsteht ein neues System, eine neue Kirchenformation.

Nach 50 Jahren Ab- und Aufbau beginnen sich einige Konturen dieser neuen Kirchenformation langsam abzuzeichnen. Man wird nicht mehr „in die Kirche hineingeboren“, sondern verlässt oder wählt sie. Durch die Erosion des katholischen Milieus und den Verlust säkularer Funktionen ist die Kirche zurückgeworfen auf ihre religiöse Grundfunktion, die Vermittlung zwischen Gott und den Menschen. Die Delokalisierung versetzt die Pfarreien in eine Dauerkrise, nötigt die Bistumsebene zu mehr Einsatz und ermöglicht es der Kirche, ihr überörtliches Angebot breiter zu entfalten (z. B. „events“, spirituelle Zentren, Ausstrahlung alter Kathedralen, neue kirchliche Bewegungen). Die Weltkirche wie die Ortskirchen, vor allem in den Großstädten, werden zunehmend multikulturell. Der Erlebnischarakter ist wichtiger geworden, auch in sogenannten konservativen Kreisen. Es kommt jetzt darauf an, die neue Gestalt des Katholizismus und die damit

verbundenen, vielfältigen religiösen Modernisierungsprozesse in der zweiten Moderne zu erfassen.

4.2. Noch eine Großkirche?

Wird diese neue Kirche noch ein breites Publikum ansprechen können, oder wird der Rückgang ohne Ende weitergehen? Machen wir, um etwas klarer zu sehen, ein Gedankenexperiment: Was soll geschehen, damit die katholische Kirche in Belgien, den Niederlanden, Deutschland usw. sich als Großkirche behaupten kann? Der Optionscharakter, der institutioneller Religion in der zweiten Moderne anhaftet, hat zur Folge, dass viele Kinder katholischer Eltern die Kirche verlassen werden. Für eine Stabilisierung ist also ein Zustrom von außen in ungefähr gleicher Größe notwendig. Das erfordert eine missionierende und vor allem eine freundliche und einladende Kirche, eine Kirche, die Nichtkatholiken anziehen vermag. Die Religionsisierung der Kirche – der Verlust früherer „säkularer“ Funktionen und die Reduktion auf ihre Kernkompetenz – hat zur Folge, dass die Kirche nur noch mit religiösen Mitteln werben kann. Die katholische Kirche soll also die Menschen überzeugen können, dass ein Sich-Einlassen auf Religion ihr Verlangen nach einem erfüllten Leben in der zweiten Moderne wesentlich voranbringt und dass die katholische Kirche dazu die besten Voraussetzungen bietet.

Drittens soll die Kirche sich zu einer einladenden und werbenden Politik bekennen. Das setzt einen geschickten Umgang mit den Medien voraus.

Wie könnte die katholische Kirche dieses optimistische Szenario in die Wege leiten? Zuerst soll die Kirche ein neues und erneuertes religiöses und spirituelles Angebot entwickeln, selbstverständlich im Anschluss an katholische Traditionen, ein Angebot, welches fähig ist, den Verlust der alten Formen (wie Heiligenverehrung und Gebetsformeln) aufzufangen. Es gibt schon einige neue und erneuerte Formen, wie zum Beispiel die Weltjugendtage und spirituelle Zentren. Dennoch, es soll viel mehr geschehen! Vor allem im Bereich der individuellen Spiritualitätsübungen, für Anfänger wie für Fortgeschrittene, ist das Angebot dürftig.

Zweitens sollte man für verschiedene Publikumssegmente ein differenziertes Angebot entwickeln: für religiöse Virtuosen, für Stammkatholiken, für Randkatholiken, für nur unbestimmt Interessierte und für – im Moment – Uninteressierte. Teilweise gibt es schon ein differenziertes Angebot; denken wir nur an die kirchlichen Bestattungsriten, die allen offen stehen. Aber das stramme kirchliche Auftreten weckt den Eindruck, es seien nur diejenigen willkommen, die sich in allem der Kirche unterordnen.

Drittens soll die Kirche sich zu einer einladenden und werbenden Politik bekennen. Das setzt einen geschickten Umgang mit den Medien voraus. Die meisten Leute kennen ja die Kirche nicht mehr aus der Nähe und machen sich ein Bild via Informationen aus den Massenmedien.

Last but not least soll die Kirche als Organisation schlagfertig und dynamisch auftreten. Dies setzt voraus, dass es genügend Personal gibt, und insbesondere Vertrauen erweckende und inspirierende Bischöfe. Denn sie sind die

„image“- und Politik bestimmenden Figuren. Der Optionscharakter der Religion zwingt die Kirche zu einem „kollaborativen“ Führungsstil.

Überschaut man all diese Voraussetzungen, dann wird sofort klar, dass die Kirche sich schwertun wird, die Schrumpfung der vergangenen Jahrzehnte zu stoppen – nicht nur in Belgien und den Niederlanden, sondern auch in Deutschland. □

Literatur:

U. Beck, *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne, Suhrkamp, Frankfurt am Main, 1986*

J. A. Coleman, *The Evolution of Dutch Catholicism 1958–1974, University of California Press, Berkeley, 1978*

W. Damberg & S. Hellemans (Hrsg.), *Die neue Mitte der Kirche. Der Aufstieg der intermediären Instanzen in den europäischen Großkirchen seit 1945, Kohlhammer, Stuttgart, 2010*

M. N. Ebertz, *Kirche im Gegenwind. Zum Umbruch der religiösen Landschaft, Herder, Freiburg im Breisgau, 1997*

K. Gabriel, *Christentum zwischen Tradition und Postmoderne, Herder, Freiburg im Breisgau, 1992*

S. Hellemans, *Tracking the new shape of the Catholic church in the West, in S. Hellemans & J. Wissink (Eds.), The new Catholic Church in Advanced Modernity. Transformations, Visions, Tensions, LIT-Verlag, Münster, 2012 (in Vorbereitung)*

S. Hellemans, *Das Zeitalter der Weltreligionen. Religion in agrarischen Zivilisationen und in modernen Gesellschaften, Ergon, Würzburg, 2010*

F.-X. Kaufmann, *Religion und Modernität, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen, 1989*

F.-X. Kaufmann, *Kirchenkrise. Wie überlebt das Christentum?, Herder, Freiburg im Breisgau, 2011, S. 154–170*

Nachrichten aus der Akademie

Die Katholische Akademie hat einen neuen Geschäftsführer. Zum 1. Oktober 2011 hat der 43 Jahre alte Betriebswirt **Christian Schiller** die Stelle übernommen. Schiller war bisher Personalleiter der Kassenzahnärztlichen Vereinigung Bayerns und ist in mehreren kirchlichen Ehrenämtern tätig. Unter anderem ist er Dekanatsratsvorsitzender im Dekanat Bad Tölz. Er löst **Markus Holl** (43) ab, der seit 2009 bei der Katholischen Akademie beschäftigt war. Er wechselte als Kaufmännischer Leiter in die Geschäftsführung des Franziskuswerks Schönbrunn.

Anamaria Jeanu (45) übernahm – ebenfalls ab dem 1. Oktober – die Position der Buchhalterin. Als Auszubildende in der Hauswirtschaft stieß schon im September die 18-jährige **Karina Leitl** aus Erding zum Team der Katholischen Akademie. Und **Michael Scheibel-Worsley** (20) ist für ein Jahr bei uns. Er absolviert sein Freiwilliges Ökologisches Jahr (FÖJ).

How to paint!

Jerry Zeniuk und seine Meisterschüler

„How to paint!“ heißt der etwas provokante Titel, unter dem Professor Jerry Zeniuk und seine Meisterschüler der Akademie der Bildenden Künste eine Ausstellung in der Katholischen Akademie Bayern zeigen. Zwölf junge Künstler und ihr Lehrer präsentieren sich mit Werken und zeigen dadurch, wie sie malen. Die Vernissage, bei der auch der Katalog zur Ausstellung präsentiert wurde, fand am 27. September

2011 statt. Die Ausstellung „How to paint! Jerry Zeniuk & seine Meisterschüler“ ist bis zum 25. November 2011, montags bis freitags, jeweils von 9 bis 17 Uhr zu sehen. Eintritt frei. „zur debatte“ zeigt Bilder der Vernissage und dokumentiert die Begrüßung von Akademiedirektor Dr. Florian Schuller und den Einführungsvortrag von Wilhelm Christoph Warning.

Eine Einführung

Wilhelm Christoph Warning

I.

Wenn ein Titel so lautet, „how to paint!“, möchte man im ersten Augenblick denken, hier handle es sich um eine Gebrauchsanleitung. Wie male ich. „How to open“ steht beispielsweise auf manchen Verpackungen, und man bekommt Schritt für Schritt den Vorgang erklärt.

Wenn wir also die Bilder hier um uns betrachten, können wir, so legt es der Titel nahe, Einblicke in das Wesen des Malens und der Malerei hier um uns gewinnen. Und vielleicht gelingt es uns ja heute Abend, in verweilendem Betrachten, dass sich die entsprechenden Erkenntnisse nach und nach mitteilen. Denn, soviel kann ich sagen: Diese Bilder verschließen sich der Diktatur des schnellen Schritts und des raschen Konsumierens.

Der Titel freilich könnte genauso gut Selbstzweifel andeuten: How to paint? Dann würde die Überschrift auf ein Infragestellen der eigenen Tätigkeit hinweisen. Weiß ich als Malerin oder als Maler tatsächlich, was Malerei in ihrer Fülle bedeutet? Bin ich mir immer wieder der komplexen Vorgänge bewusst, die damit verbunden sind? In wie weit dringe ich auch gedanklich beim Malen in die Tiefen ein, die sich dabei bieten? Malerei als nahezu lebenslange Herausforderung.

Lassen sie mich an dieser Stelle rasch eine Zwischenbemerkung, nein, eine Assoziation einfügen. Denn man könnte ja fragen: Warum diese Ausstellung in der Katholischen Akademie? Und antworten: sind es nicht eben die nämlichen Zweifel, die das Glaubensleben begleiten? Weiß ich, nein, ohne ich eigentlich, was Glauben in seiner Fülle bedeutet? Und bin ich mir der vielen komplexen Vorgänge bewusst, die damit verbunden sind? Und: inwieweit dringe



Wilhelm Christoph Warning, Journalist und Kunstkritiker, München

ich vor in die Tiefe, die den Glauben ausmacht. Eben auch eine lebenslange Herausforderung und nichts für das rasche Urteilen. Wie gesagt, diese Parallele nur als Assoziation skizziert. Es wäre sicher ein eigenes Thema.

Und deshalb zurück zum Titel „How to paint“. Die Überschrift könnte man, den Gedanken vom Selbstzweifel noch einmal aufgreifend, ja auch folgendermaßen verstehen:

Was, bitte sehr, verbirgt sich denn hinter dem Malen? Das könnte während des künstlerischen Vorgangs ein skrupulöser Kampf sein mit dem, was man als Malerin, als Maler im Blickfeld vor sich hat. Also mit dem Malgrund,

der Fläche, dem Raum, den Farben, den Vorgängerbildern. Die können ja regelrecht im Wege stehen. Und deshalb auch ein Kampf mit den Klischees, den Vorstellungen, den Ideen, mit dem, was sich formt im Kopf, der ja nicht leer ist, sondern zuweilen übervoll. „Soll mein Auge“, sagt Meister Eckhard, „die Farbe sehen, so muss es ledig sein aller Farbe.“ Mit anderen Worten: Nicht nur das Sehen, sondern schon der Vorgang des Malens setzt voraus, immer wieder, eben auch während des Prozesses, zurückzutreten und mit neuer, unvoreingenommener Sicht wahrzunehmen, was gerade geschieht, um dann den nächsten Schritt zu vollziehen. Das fordert ständige Entscheidungen, die vollzogen werden. Man setzt eine Farbe, eine Linie, glaubt, eine Lösung gefunden zu haben, dann passt sie nicht. Man verwirft. Übermalt, löscht aus. Zerstört. Oder, viel wichtiger, reagiert, in dem dieser Fehler integriert wird. Aber „Fehler“: gibt es den überhaupt? Denn sind nicht auch Misslingen wie Gelingen wichtige Schritte im Prozess? So entstehen Leichtigkeit und Schwere, Quälerei und geschwinde, feine Lösungen.

Das sind die Probleme, die sich während des Malvorgangs stellen, mit denen die Künstlerin, der Künstler ringt. Positiv gewendet: Das sind die Abenteuer, in die sich die Malerin oder der Maler begibt, wenn er mit seiner Arbeit beginnt.

II.

Kunst, hat Max Beckmann in einem berühmten Vortrag gesagt, den er 1938 in London hielt, Kunst diene der Erkenntnis. Und, so wörtlich: „Nach meiner Ansicht sind alle wesentlichen Dinge der Kunst, seit Ur in Chaldäa, seit Tel Halaf und Kreta immer aus dem tiefsten Gefühl für das Mysterium des Seins entstanden. Ein „Selbst“ zu werden, ist immer der Drang aller noch wesenlosen Seelen. Dieses „Selbst“ suche ich in meinem Leben und in meinem Sein.“

Was der große Beckmann so eindrucksvoll formuliert hat, verweist übrigens auf die Parallelen und Berührungspunkte, die die Kunst, hier die Malerei, mit dem Glauben und der Religion im Tiefsten haben kann. Selbst wenn man ein klein wenig wegnimmt vom Pathos seiner Sätze, und, zum Beispiel, anstelle des Begriffs „Mysterium“ das Wort „Geheimnis“ setzt.

Dieses Ergründen gleicht deshalb einem Abenteuer, hält man es bei „how to paint“ mit dem Maler Max Beckmann, der im selben Vortrag für sich klarstellte: „Kunst dient der Erkenntnis, nicht der Unterhaltung, der Verklärung oder dem Spiel.“

Dann bedeutet „how to paint“, einen Weg zu beschreiten, um dieses Selbst zu suchen. Und das ist allemal ein Erforschen, ein Scheitern, ein Ringen, ein Weg zur Klarheit und Offenheit. Gut zu sehen hier in der Ausstellung. Es ist ein Weg der Wagnisse, eben auch anstrengend. Einer, der keine raschen Lösungen verspricht, sondern nach und nach durch immer neue, komplexe innere und äußere Gefilde führt. Der ein Wachsen und Reifen mit sich bringt – wie er erspürbar und sichtbar wird angesichts von Tizians Meister- und Spätwerk in der Alten Pinakothek „Die Dornenkrönung Christi“. Ein Maler und ein Bild übrigens, dem Jerry Zeniuk sich innerlich sehr verbunden fühlt. Womit wir wieder bei „how to paint“ wären.

Und das bedeutet jedenfalls in diesem Sinn, sich nicht auf die Routine zu verlassen. Nicht auf ein einmal gefundenes Erfolgschema zurückzugreifen, weil man weiß, wie es läuft, gut läuft, damit die Bilder ihren Markt finden. Denn Malen für den Markt, das gibt es

Begrüßung

Florian Schuller

Die Akademie riecht. Genau seit vergangenen Freitag riecht sie. Sie riecht nach frischen Farben. Als nämlich am Freitag die ersten Bilder dieser Ausstellung angeliefert wurden, waren etliche darunter, die eben fertig aus dem Atelier kamen. Man musste sogar aufpassen, nicht seine Fingerabdrücke auf einem Bild zu verewigen.

Diese nicht nur visuelle, sondern auch olfaktorische Präsenz von Farbe hier im Haus erfreut mein Herz sehr, und bestimmt auch das Ihre. Denn deshalb sind Sie alle ja hergekommen, aus Liebe zur Farbe, zu Farben, zur Malerei. Ein ganz herzliches Grüß Gott Ihnen allen!

Aber gleich die Rückfrage angeschlossen: Fühlen Sie sich auch „altmodisch und reaktionär“? So wurde ja in der neuesten Ausgabe der ZEIT bei einem Interview mit dem Maler Daniel Richter die Position des sogenannten

Die Farben hier riechen nach Leben.

„progressiven“ Kunstbetriebs beschrieben, was Malerei angeht. Der zentrale Satz in diesem langen ZEIT-Gespräch stammt dann vom 39-jährigen Daniel Richter:

„Ich hoffe immer noch auf Wahrhaftigkeit, das ist zugegebenermaßen sentimental. Wenn die Bilder ein Quäntchen dessen einfangen, was gerade in uns vorgeht oder zumindest im Künstler vorgeht, bin ich schon zufrieden. Ich betrachte die Welt und lasse sie durch mich als Filter zum Bild werden. Manchmal formuliert sich dann etwas, das in anderen Medien nicht zu fassen wäre. Hoffentlich...“

Vielleicht geht es ja der Malerei wie der katholischen Kirche: riesige, prächtige Vergangenheit, immer wieder mal totgesagt, und siehe: wir leben.

Vielleicht ein weiterer Grund, warum die Arbeiten, die Sie sehen, so gut hierher passen.

Gleich 13 Malerinnen und Maler sind zusammen gekommen, um ihren geistigen und künstlerischen Schwerpunkt herum, um Jerry Zeniuk. Er repräsentiert mit seinem „Altar Painting II“ in unserer Kapelle das, um einen Vergleich zu wagen, was seinerzeit Raffael und Michelangelo im Vatikan waren, nämlich – und dies wäre der genaue Vergleichspunkt – zeitgenössische Kunst auf höchstem Niveau im geistigen Austausch mit der Kirche. Wobei wir leider, bzw. Gottseidank nicht der Vatikan sind, aber gleichzeitig hoffen, Jerry Zeniuk besser zu behandeln, als es Julius II mit Michelangelo tat.

Besonderen Dank Ihnen also, Prof. Zeniuk. Sie gehören inzwischen zum künstlerischen Kern der Katholischen Akademie. Wir erleben mit großer Freude und Dankbarkeit, wie Sie uns nahe sind und bleiben.

Anlässlich Ihrer Emeritierung als Professor an der Münchner Akademie der Bildenden Künste entstand die Idee zur Ausstellung. Sie möge Zeichen unserer Nähe zu Ihnen sein. Für die Zukunft wünschen wir Ihnen von Herzen, dass Sie mindestens noch so lange kreativ



Dr. Florian Schuller, Direktor der Katholischen Akademie Bayern

und künstlerisch wirken mögen, wie es – weil ich eben schon mal zwei große Namen brachte – Tizian vergönnt war.

Mit Ihnen begrüße ich zwölf Ihrer Meisterschüler, von Ihnen ausgesucht und kuratiert. Deren Geburtsorte liegen auf dem Globus weit auseinander:

zunächst München, dann noch in überschaubarer Distanz nach Südosten Rosenheim, nach Nordosten Cham, nach Westen Biberach an der Riß, weiter Köln und Berlin, übers sächsische Pirna aber hinunter nach Drvar in Bosnien und Herzegowina, weiter in den Iran nach Teheran und hinauf nach Tiflis in Georgien, schließlich in den Fernen Osten, ins japanische Kyoto und nach Chaozhou in der chinesischen Provinz Guangdong.

Ein globales Netzwerk, von Jerry Zeniuk, dem Menschen mit ukrainischen Wurzeln, auch über den Atlantik hin-

weg fest in den USA, besonders in New York, verankert.

Verbunden werden alle durch jene Haltung, die sich im Titel der Ausstellung kundtut, der übrigens auch der Titel des neuen Buches von Jerry Zeniuk ist: „HOW TO PAINT!“

Wobei für mich das Interessante an diesem Titel das Ausrufezeichen ist. Nicht „how to paint?“, sondern mit klarem und deutlichem Selbstbewusstsein „how to paint!“

Wie breit allerdings gleichzeitig doch dieses „how“ ausgelegt werden kann, zeigen die dreizehn Kraftorte malerischen Gestaltens, denen wir uns ab heute und hier aussetzen dürfen, und die demonstrieren, wie toppräsent jene so alte Kunstform der Malerei sein kann, wenn man weiß, „how to paint“. Die Farben hier riechen nach Leben.

Dass diese Ausstellung möglich und wirklich wurde, verdanken wir etlichen Gönnern und Sponsoren, denen ich ausdrücklich und intensiv Dank sagen möchte:

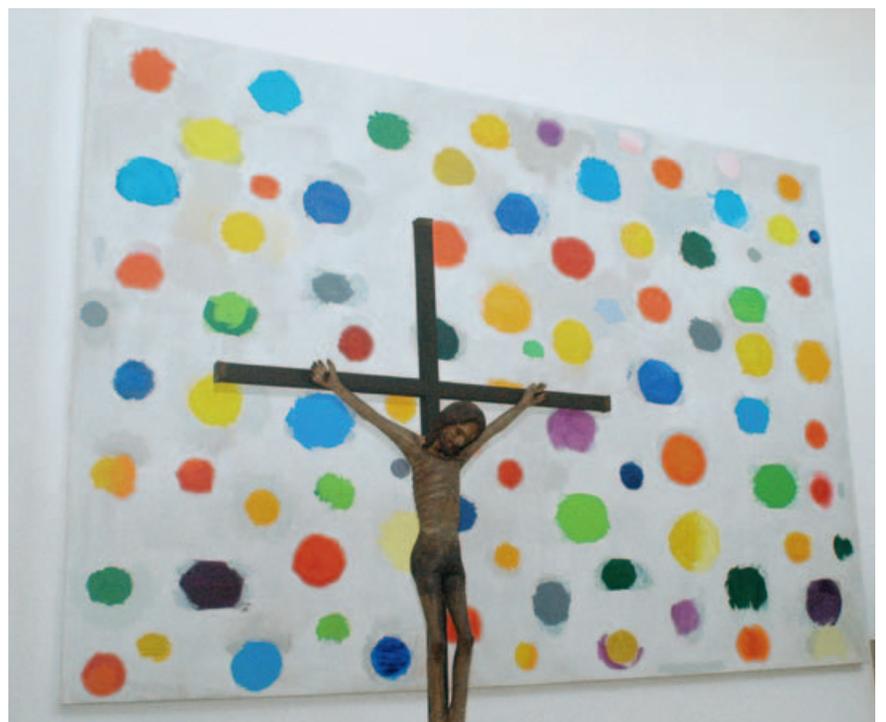
unserem „Verein der Freunde und Gönner der Katholischen Akademie Bayern“ unter dem so tatkräftigen Präsidenten Prof. Dr. Willibald Folz,

aber auch dem Akademieverein, dem Verein der Freunde und Förderer der Akademie der Bildenden Künste München und der Akademie der Bildenden Künste selbst.

Die Druckkosten des mich schon beim ersten Anblick und Durchblättern faszinierenden Katalogs hat der Verein Ausstellungshaus für Christliche Kunst e.V. übernommen.

Im Katalog, den Sie anschließend draußen um 5.- Euro erwerben können, finden Sie alle Werke brillant abgedruckt, dazu die Curricula vitae der Künstler.

Jetzt aber darf ich Herrn Wilhelm Christoph Warning um die Ein- und Hinführung zur Ausstellung bitten. Er ist langjähriger Freund Jerry Zeniuks, und über ihn sind seinerzeit Jerry Zeniuk und die Akademie zusammen gekommen. Das werden wir Ihnen nicht vergessen, Herr Warning.



Das Werk des „Meisters“: Jerry Zeniuks Altarbild hängt seit 2007 in der Kapelle der Katholischen Akademie.

Das Gemälde korrespondiert mit dem Altarkreuz, dessen Corpus vor kurzem restauriert wurde.

natürlich auch. Und da könnte man ja ebenso sagen, er oder sie weiß „how to paint“, um wirtschaftliche Erfolge und meist auch die entsprechenden Ehrungen einzufahren und zur wichtigen Person zu werden in der Szene.

Unversehens sind wir hier an eine Stelle gelangt, die die Ambivalenz von „how to paint“ deutlich werden lässt:

Einerseits erwarten Künstlerinnen und Künstler natürlich, wie alle anderen berufstätigen Menschen auch, von ihrer Arbeit leben zu können und auch Erfolg zu haben. In welchem Sinn auch immer Karriere zu machen. Sich, pardon, verkaufen zu können, wie man heute sagt. Stellt sich der Erfolg dann aber ein, sollen sie es nun nicht mehr darauf anlegen, diesen Erfolg zu mehren. Für die Karriere zu malen, sondern eben die Erkenntnissuche, die Reifung im Auge zu behalten. Das steht im Widerspruch zu

den heute gängigen Strategien, die einem überall entgegenschallen, eben auch in der Kunstszene. Der Terror des Komparativs: besser, schneller, höher, weiter, erfolgreicher. Mehr und mehr, wie das Modelabel „more and more.“ Ein Weg zwischen zwei Polen.

Es ist das alte Lied, und, nur ein Buchstabendreher, das alte Leid von der Ware Kunst und der wahren Kunst, die nur mit Mühe vereinbar doch irgendwie unter einen Hut gebracht werden müssen. So zählt zur Ausbildung „how to paint“ an Kunsthochschulen, etwa in London, auch das Know-how des „how to paint to sell the painting“.

Andererseits könnte man auch davon ausgehen, dass sich nicht Berechnung und Effekt, nicht Event und Glitzer, nicht die Unterhaltung, wie Beckmann sagte, bezahlt machen im Sinn eines

kurzfristigen Erfolgs, sondern das Verkünden der Einsichten, die man auf dem Weg gewinnt. Mit anderen Worten: das könnte die nachhaltigere Strategie sein, wenn man die Malerei nicht nur als Brot- und Ehrerwerb versteht. Es geht um die Erkenntnis, wie Beckmann sagte. Und das bedeutet einen Spagat, dem nicht nur die Schüler, sondern eben auch die Meister und die Meisterschüler ausgesetzt sind. Ihr ganzes Leben lang. Und es bedarf einiger innerer Standfestigkeit und Gewissenhaftigkeit, ganz im wörtlichen Sinn, das „how to paint“ inhaltlich nicht zu verraten und trotzdem „how to paint“ so zu gestalten, dass ein „to sell“ möglich bleibt, um davon leben zu können und, auch das gehört dazu, Anerkennung zu erfahren. Zumal doch die in der Malerei formulierte Erkenntnis, die Botschaft, auch Adressaten erreichen muss.

III.

Denn Kunst ist allemal ein Dialog. Zwischen – how to paint – Maler und Bild: das ist tatsächlich eine Wechselbeziehung – wie zwischen Bild und Betrachtenden, also uns, und damit, indirekt, zwischen Künstlerin oder Künstler und uns, den Rezipienten. Über das Bild, dem deshalb dabei eine gewisse Selbstständigkeit, fast so etwas wie ein Eigenleben zukommt. How to paint bedeutet damit auch, neben dem Akt des Formulierens, ein Mitteilen. Und – how to see – das Mitgeteilte aufzunehmen und zu verarbeiten.

Hier sind wir beim Meister und den Schülern. Den Meisterschülern.

„Meisterschüler“ ist in vieler Hinsicht ein altertümlicher Ausdruck, der aus Zeiten der alten Zünfte herüberweht. Damals beschäftigten Meistermaler, der



Das Bild „Installation Casa Terra“ von Rüdiger Lange hängt an der Kopfseite des Vortragssaals. Es entstand 2011, Öl auf Leinen, mit den Maßen 2 Meter auf 4,6 Meter



Mehr als 250 Interessierte kamen zur Vernissage. In der ersten Reihe die Künstlerin Ingrid Floss, Professor Jerry Zeniuk, Wilhelm Christoph Warning

mit seiner Frau Sabine sowie die Künstler Richard Schur und Rüdiger Lange (von rechts).

bereits genannte Tizian etwa, oder sein Kollege und Rivale Tintoretto oder Rubens in ihrem Atelier Schüler, die sie anstellten und denen sie anhand der eigenen Bilder ihr Wissen und ihre Erfahrung weitergaben.

Heute liest man den Begriff „Meisterschüler“ etwas anders. Zwar haben sie, wie alle anderen Studierenden in einer Akademieklasse, die Möglichkeit, das „how to paint“ des Professors, also in unserem Fall Jerry Zeniuk, mitzuerleben. Ähnlich der Werkstätten der Alten Meister. Also teilzunehmen an der Art, wie der Professor sich etwa mit Raum und Farbe auseinandersetzt. Und die ist im Falle Jerry Zeniuk, ich versichere es Ihnen, äußerst profund und von großer Tiefe. Es ist – und ich sage das als ihm sehr verbundener Freund – ein nicht nur intellektuelles Vergnügen, ihm beim Malen zu zusehen, seine Bilder in Ruhe zu betrachten und dann über sie zu sprechen, dabei aber auch über Malerei allgemein zu diskutieren, auch kontrovers. Ich habe aus diesen Diskursen viel über Kunst, über Malerei, über „how to paint“ und über den Menschen und Freund Jerry Zeniuk gelernt. Wie mich



Die Gäste der Vernissage schauten sich die Bilder an, tauschten sich aus und genossen die lockere Atmosphäre in der Akademie.

In der zeitgenössischen Kunstszene allerdings scheinen die Urteile und, soweit sie überhaupt deutlich werden, die Kriterien, nach denen diese Urteile gefällt werden, höchst unklar, oft mode- und marktorientiert und deshalb außerordentlich schwankend zu sein. Die andere Seite von „how to paint“. Längst wird auch das Verschwinden der Kunstkritik beklagt, mithin der Urteilsfähigkeit. Nicht zuletzt darauf bezieht sich

Bei der Vorstellung des Katalogs: Kunstkritiker Wilhelm Christoph Warning, Künstler Jerry Zeniuk und Akademiendirektor Florian Schuller (v.l.n.r.).

mit etlichen Malerinnen und Malern aus seiner Klasse Freundschaften verbinden, so dass ich beide Seiten erlebt habe. Die des Lehrers und die der Schüler.

Aber bei dem Begriff „Meisterschüler“ scheint noch eine besondere Wertschätzung mitzuschwingen. So, als sei unter allen Studierenden er oder sie die herausgehobene Person Dank ihrer Fähigkeiten, Kenntnisse, sowie der Kraft und Qualität ihrer künstlerischen Formulierungen. Wann aber wird einer oder eine dazu. Eine Frage der Beurteilung.



Gonghong Huang (3.v.re.), ein junger Künstler aus China, lud eine Gruppe von Freunden zur Vernissage ein.

Jerry Zeniuk, wenn er schreibt, er habe mit seinen Studierenden immer wieder die Qualitätsfrage diskutiert. Was also macht ein gutes Bild aus? Die Frage ist nicht leicht zu beantworten.

Zumal Malerei, vor allem die nicht gegenständliche, in den letzten Jahren von der Kunstöffentlichkeit kaum noch wahrgenommen worden ist. Dabei setzte die Farbmalerie gerade im Süddeutschen Raum, insbesondere in München mit dem „Blauen Reiter“ oder in Dachau und Stuttgart mit Adolf Hölzel starke Zeichen. Darüber ist viel geforscht und gearbeitet worden. Ich möchte das daher nicht vertiefen.

Die Bedeutung der Farbmalerie für die zeitgenössische Kunst aber scheint kein Thema mehr zu sein. Dabei öffnen sich gerade hier ungeahnte Möglichkeiten einer differenzierten Betrachtung, gerade weil nichts Erzählerisches von der Versenkung in das Bild ablenkt. Die Farbmalerie führt auf unspektakuläre, aber überaus profunde Weise in jene Gründe, die darüber Auskunft geben, was das Besondere dieses Mediums ausmacht. Dies geschieht fast nie spektakulär, sondern subtil werden Spannungen aufgefaltet, die sich erst im genauen Wahrnehmen der Einzelheiten entschlüsseln lassen. Abstrakte Farbmalerie präsentiert ihre Schönheit auf sehr differenzierte Weise und ist nichts für optische Kraftmeier. Vielmehr gleicht die Malerei eher einem Erkundungs- und Erkenntnisweg dahin, herauszufinden, was ein Bild ausmacht, was es bestimmt, was es mitteilt. Eben „how to paint“. Wunderbar war dies gerade in der Münchner Ausstellung im Kunstbau des Lenbachhauses zu erleben, die Piet Mondrian und die Gruppe de Stijl zeigte. Nun gehört Mondrian wie Tizian zu



Dieses Gemälde stammt von Florian Haller: Sein Titel: „calle“, gemalt 2011, Kleber und Öl auch Alu.

den Hausgöttern meines Freundes Jerry, aus gutem Grund. Denn wer tiefere Einsichten über Farbmalerie erfahren will, wird bei Mondrian rasch fündig. Sein Weg in die Abstraktion zeigt exemplarisch, wie einer immer wieder die Herausforderung gesucht hat, obwohl er doch jeweils im Geist der Zeit hätte Karriere machen können. Der dunkle Kubismus eines Braque, eines Picasso gibt es bei Mondrian nie. Er nutzt gleich die Farben und spricht in der Zeit auch in seinen Briefen schon darüber, dass die Farbe und die Linie, die aus dem Gegenstand extrahierte Farbe ihn dahinführen sollen, wo er hin will. Nämlich an die Basis der Dinge, die Essenz der Dinge.

Es geht um die Essenz, um den Versuch, sie zu entdecken, sie sichtbar zu machen. Nicht im Sinn eines graphischen, erzählerischen Bildes, der ein Geschehen mehr oder weniger virtuos darstellt. Vielmehr sehen wir hier um uns herum die Zeugnisse eben der Abenteuerreisen der Malerinnen und Maler, die immer aufs Neue und auf jeweils ganz unterschiedliche Weisen und in verschiedenen malerischen Sprachen ihre Erfahrungen und Einsichten bei dieser essenziellen Suche mitteilen. Ganz im Sinn Mondrians, der sagte: Nachdem man lange Zeit die Oberfläche der Dinge geliebt hat, wird man nach mehr suchen. Indes ist dieses Mehr selbst schon in der Oberfläche. Durch sie hindurch sieht man das Innere der Dinge. Beim Betrachten der Oberfläche entsteht das innere Bild in unserer Seele. Und dieses Bild sollten wir darstellen.“

How to paint and how to see. Da ist er wieder, der Berührungspunkt der Kunst mit Religion und Glaube. □



Die Gemälde der Meisterschüler Jerry Zeniuks hängen im Vortragssaal der Akademie sowie im Gang zum Atrium und im Foyer.

zur debatte

Themen der Katholischen Akademie in Bayern

Herausgeber, Inhaber und Verleger:
Katholische Akademie in Bayern, München
Direktor: Dr. Florian Schuller
Verantwortlicher Redakteur: Dr. Robert Walser
Layout: Josef Breuer, Augsburg
Fotos: Akademie
Anschrift von Verlag u. Redaktion:
Katholische Akademie in Bayern,
Mandlstraße 23, 80802 München
Postanschrift: Postfach 40 10 08,
80710 München,
Telefon 089/38 1020, Telefax 089/38 1021 03,
E-Mail: info@kath-akademie-bayern.de
Druck: Kastner AG – Das Medienhaus,
Schloßhof 2 – 6, 85283 Wolnzach.
zur debatte erscheint zweimonatlich. Kostenbeitrag: jährlich € 35,- (freiwillig). Überweisungen auf das Konto der Katholischen Akademie in Bayern, bei der LIGA Bank: Kto.-Nr. 2 355 000, BLZ 750 903 00. Nachdruck und Vervielfältigungen jeder Art sind nur mit Einwilligung des Herausgebers zulässig.

